Fünfzig Jahre aus dem Leben

eines

„Kreenländers“.

Statt einer vierten Auflage

der

Knospen der Poesie

von

Johann Tann,
Oberkondukteur bei der k. b. Staats-Eisenbahn.

München 1878.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mößl.

Einleitung.

„Das Leben ist zu ernst — der Scherz ist mir verhaßt —" sagte einst der weise Michel Nostradamus zum Könige Franz, als dieser zur nächtlichen Stunde in seinem Laboratorium ihn besuchte, um eine Weissagung aus dem Buch der Sterne zu erlangen. „Das Leben ist zu ernst —" sagt dieser weltbekannte Astrolog, und in der That, er hat Recht: „Das Leben ist ernst!"

Unser „Kreenländer" jedoch, aus dessen Tagebuch wir das Folgende entnehmen, ist mit dem strengen Ausspruch des Nostradamus nicht völlig einverstanden; er meint: „Wenn das Leben zu ernst wäre, wo bliebe der Humor? — Soll unser ganzes Wesen fort und fort von einer Stimmung beherrscht werden, die uns jedes Vergnügen versagt? — Wie armselig wäre dann unser Dasein, wenn wir nur in Betrachtungen des tiefsten Ernstes dahin brüten sollten! Nein, das will der Schöpfer nicht; er gibt zu Ernst auch Lust und Freude,

und diese soll man genießen, so gut man kann; trübselige Stunden finden sich ohnehin im Leben ein, ja mitunter recht trübselige Stunden! Aber selbst den Widerwärtigkeiten läßt sich, besonders wenn sie glücklich überstanden sind, nicht selten eine scherzhafte Seite abgewinnen, wenn man anders auch ein Aederchen Humor im Leibe hat und dazu frischen Muth."

So rechnet unser „Kreenländer" und bezeichnet das Leben nicht geradezu als ernst, sondern vielmehr als ernst-komisch, ja bisweilen, je nach der Auffassung, als urkomisch. Wollen wir mit ihm diese Ansicht theilen? Möglicher Weise können seine Motive, insoweit bei ihm die Erfahrungen des eigenen Lebens zu Grunde liegen, auch von unserer Seite ihre Bestätigung finden. Gönnen wir daher unserm naiven „Kreenländer" das Vergnügen und lassen wir ihn zum leichteren Verständniß über den Inhalt seines Tagebuches selbst sprechen. Das Leben ist ernst-komisch!

München, im Herbste 1877.

Der Verfasser.

Fünfzig Jahre
aus dem Leben eines „Kreenländers“.

Wenn der freundliche Leser sich bemühen will, einen Blick auf die Karte der westlichen Halbkugel unseres Erdensternes zu werfen, so findet er im hohen Norden noch festes Land; es wohnen da neben den schwerfälligen Walrossen und den wenig liebenswürdigen Eisbären die Grönländer, kleine, häßliche Eskimos. Dort ist nun gerade nicht meine Heimath; ich habe nicht die Ehre, die Eskimos meine Landsleute zu nennen; auch hatte ich in meinem Leben wohl hie und da mit einem Brummbären, doch niemals mit einem Eisbären etwas zu thun. Aber trotzdem rühme ich mich ein „Kreenländer“ zu sein.

Das Städtchen meiner Geburt heißt nämlich Baiersdorf, wo der gute Kreen (Meerrettig) wächst, liegt in Mittelfranken im Königreich Bayern und hat als Einwohner Christen, Juden und andere Menschenkinder.

Der freundliche Leser wird also in dem Worte „Kreenländer" auch keinen Schreibfehler finden.

Betrachten wir das Städtchen noch näher! An historischen Merkwürdigkeiten hat es aufzuweisen seine alte Ruine „Scharfeneck" mit soviel Fensterstöcken als Tage im Jahr sind, eh'maliges Jagdschloß der Markgrafen von Bayreuth, welches im Schwedenkriege zerstört wurde.

Sammlungen von Alterthümern gibt's hier keine, — und das ist schade; es fände sich dazu so schöne Gelegenheit und sind ganz hübsche Exemplare vorhanden, z. B. alte, wackelige Häuser, Schnurrjuden, Heu- und Ofengabeln, Betschwestern, Bücher, die wegen Altersschwäche nicht einmal zu Käspapier verwendbar sind und tief in Staub und Moder begraben liegen. Eines jedoch habe ich, aus Pietät für meine Ahnen, dem Verfalle entrissen; es ist ein Predigtbuch, in welches dereinst mein seliger Großvater mit rother Tinte einzeichnete: „Heute am Charfreitag, den 13. April 1827, hat meine Tochter ein holdes Enkelchen geboren." Lieber Leser! Dieses holde Enkelchen bin ich. Und wenn die freundlichen Leser mich mit Geduld vernehmen wollen, so wird vor ihnen ohne Schminke und Verstellung das Leben eines schlichten „Kreenländers" ent-

vollt werden, mit all' den frohen und trüben Ereignissen, die über mich in einem Zeitraum von 50 Jahren — vor Gott nur ein Augenblick — hingegangen sind. Vielleicht belustigen sie sich an einigen Scherzen; vielleicht vermehren sie ihre Welterfahrung; vielleicht finden sie auch Gefallen an einigen der eingestreuten Gedichte, die mir ein gütiger Genius bescheerte.

Aus meiner zartesten Kindheit weiß ich nur Weniges zu erzählen; ich habe hierüber meinen Eltern den leisen Vorwurf zu machen, daß sie in Betreff meiner Erziehung, die doch stets eine sorgfältige war, nicht ein Tagebuch führten; sie hätten dann in dasselbe wenigstens eintragen sollen, was ich seit meiner Geburt bis zu jenem Zeitraum, wo ich selbst schreiben konnte, täglich zu essen bekommen, wie oft ich geweint und gelacht, was ich sonst für Eigenschaften und Neigungen an den Tag gelegt habe. Ich bin außer Stande, die Neugierde der geehrten Leser über diese Punkte zu befriedigen.

Das Wenige, was mir im Gedächtniß blieb, theile ich bereitwilligst mit. Einmal erinnere ich mich, daß die Großmutter mich mit einem Schäferlied einwiegte; ich lag noch nicht im Schlummer, da hörte ich plötzlich einen schweren Fall; meine Wiege, in der ich lag, blieb allmählig stehen: die gute alte Dame hatte ein

Schlaganfall betroffen und sie war ohnmächtig zu Boden gesunken. Gott habe sie selig! Aus purer Furcht hatte ich nicht einmal den Muth zu weinen; doch das betrifft mehr meine Großmutter, als mich.

Als ich sieben Jahre zählte, starb mein Großvater. An jenem Morgen, an welchem der edle Greis das irdische Dasein verließ, gab meine Mutter der Leichenfrau Kaffee in einer Tasse, die mir gehörte; seit jener Stunde verschmähte ich es lange Zeit, meinen Kaffee wieder daraus zu trinken, weil eine Person, welche mit Todten umgeht, daraus getrunken hatte. Kindliche Schwäche, von der aber, wie ich hörte, manchmal auch Erwachsene nicht frei sein sollen!

Wenige Monate später schied auch mein guter Vater dahin. Es war der herbste Schlag, der mich und die Meinen treffen konnte. Gerade jetzt, wo ich die väterliche Stütze und Sorgfalt am Dringendsten bedurfte, nahm ihn der himmlische Vater zu sich.

Noch schwebt das Bild der Scheidestunde vor meiner Seele, in welcher wir vor seinem Krankenlager versammelt standen und er uns den letzten Segen ertheilte. Noch nicht hab' ich vergessen den Augenblick, vom tiefsten Schmerze erfüllt, und nie werde ich ihn vergessen, wie er krampfhaft der Mutter Hand erfaßte und mich,

als das jüngste seiner Kinder, ihrer besonderen Sorgfalt empfahl.

Keines seiner Angehörigen hätte wohl geahnt, daß sie den guten Vater sobald zu Grabe geleiten müßten, der sich noch wenige Wochen zuvor der besten Gesundheit erfreute und alltäglich seinen Spaziergang in das Freie unternehmen konnte. Wie unvergeßlich bleiben mir jene Abendstunden, wo ich lustig an seiner Seite wandelte und er mir manch drolliges Märchen auf dem Wege erzählte. Doch eines Tages — es war sein letzter Gang zu den üppigen Fluren — verweilte er länger als je; auch sein Gespräch war ernster, feierlich und doch so liebevoll; fast möchte ich sagen, ein banges Vorgefühl seines nahen Scheidens habe ihn bestimmt, zu bleiben, bis die Sterne am Himmel sich zeigten, um auf dieser Erde von ihnen Abschied zu nehmen. So deuten wohl manchmal eigenthümliche Betrachtungen der Sterne uns die bevorstehende Reise in die Ewigkeit, das nahe Ende der Lebenstage an. — Meine Gefühle über diese Scene auszudrücken, vermochte ich erst in späteren Jahren, als ich den Pegasus bestieg. Freundlicher Leser, sieh hier das Denkmal, das ich als frommer Sohn meinem theuern Vater gewidmet habe.

Heimaths-Sehnsucht.

Wenn ich am Abendhimmel
Die Sternlein leuchten seh',
Da wird es mir so bange,
Da wird es mir so weh',
Ich denk' mit stillem Sehnen
An das entfernte Thal,
Wo ich den guten Vater
Begrüßt zum Letztenmal.

Dort gingen wir so traulich
Hinaus zum grünen Zelt,
Und lauschten dem Gesange
Der lieben Sängerwelt.
Und als es Abend wurde
Und stille ringsumher,
Da kam herangezogen
Des Himmels Sternenheer.

Wir sprachen von der Schöpfung,
Bis brach die Nacht herein,
Uns freut' der blaue Himmel,
Der gold'nen Sterne Schein.

Einst saßen wir versunken
Im Blick zum Sternenchor:
Da trat im lichten Glanze
Ein Sternlein schön hervor.

Das schauten wir so traulich
In eig'ner Weise an,
Als ob es wollte deuten
Das Schicksal uns'rer Bahn. —
Und sieh: des Vaters Auge,
Es schloß sich bald zur Ruh,
Und seine Seele eilte
Den Himmelshöhen zu.

Dies Sternlein aber funkelt
Noch immer freundlich, mild;
In seinem Himmelslichte
Seh' ich des Vaters Bild.
Es regt so heft'ges Sehnen,
Macht mir gar tiefes Weh',
Wenn ich am Abendhimmel
Dies Sternlein leuchten seh'.

Ein sorgsamer Vater wird immer auf das Wohl seiner Familie bedacht sein, er wird Anstalten treffen, daß seine Angehörigen, wenn die bitt're Stunde des

Scheidens herannaht, unverkürzt ihr Erbe antreten und genießen können; je größer es ist, desto besser! Dieser Sorge war mein braver Vater überhoben; zwar hatte er fleißig und sparsam gelebt; allein Unglücksfälle hatten das mit Mühe Erworbene wieder verschlungen und unser Erbtheil war ähnlich dem der vier Haimonskinder. Da gab es über die Erbschaft keinen Streit und wir brauchten, Gott sei Dank! keinen Advokaten. Dies war aber auch das einzige Gute. Im Uebrigen ging es die nächste Zeit bei uns ziemlich schmal her.

Die gute Mutter mußte jetzt ihr Brod allein erringen, meine Schwester verheirathete sich zum Glück, mein Bruder trat als Vaterlandsvertheidiger in des Regenten Sold, und ich, der jüngste, mein Gott! ich aß bei der Mutter mit großem Appetit kleine Portionen, bis ich mein Brod selbst verdienen konnte.

Und siehe da! Kaum zählte ich acht Jahre, so konnte ich die Mutter schon theilweise unterstützen. Ich versah nämlich in einem Gasthause die dreifache Stelle eines Kellners, Küchenjungen und — Hausknechts zugleich; bediente fleißig die Gäste, trug Wasser und Holz in die Küche und putzte die Stiefel, daß es eine Freude war. Am meisten Reiz hatte für mich die Küche. Die alte Köchin hatte auch ein besonderes Auge

auf mich, gab mir verstohlen so manchen Imbiß und hätte mich dadurch fast zu ihrem platonischen Verehrer gemacht; doch bald erkannte ich ihre edle Absicht: ich fand in meiner freundlichen Köchin, ohne ihr nahe treten zu wollen, eine stille Verehrerin des Königs Gambrinus, aus dessen unterirdischem Palast ich ihr manche volle Kanne heimlich zuschleppen mußte, und das alte Sprüchwort:

„Brät'st du mir eine Wurst,
Lösch' ich dir deinen Durst"

fand hier im strengsten Sinne des Wortes seine Anwendung.

So bescheiden meine Stellung war, sie behagte mir doch; allein nichts auf der Welt währt ewig. Ich kam um dieselbe durch — Menschenfreundlichkeit. Es war mir nämlich als Kellner die Beobachtung von eben so seltsamen, als unwürdigen Gebräuchen anbefohlen worden. Von den Stammgästen, die Abends einkehrten und meistens Flaschenbier tranken, war der Cantor P . . . ., der auch mein Lehrer war, der geehrteste Liebling der Frau Wirthin; ihm mußte ich immer einen der größeren Krüge aussuchen; andererseits war mir strenge geboten, Fuhrleuten ja kein Bier vom Fasse zu geben, sondern immer nur sogenannten

Ständerling, welcher mittels Spritze erst ein einladenderes Aussehen erlangen mußte. Mich schmerzte dies. Warum sollten diese armen Leute ein Getränke genießen, das man anderen Orts zu Essig verwendet? Einmal nun hatte ich in der Eile einem solchen Gaste Bier aus dem soeben angezapften Faß verabreicht. Der hochaufgeblasene Sohn des Wirthes ertappte mich hierüber — es war das größte Verbrechen, welches ich begehen konnte. Ich sollte einer empfindlichen Strafe nicht entgehen. Man höre! Die Peitsche, welche der gefühllose Mensch für seine Jagdhunde gebrauchte, wurde heute mir applicirt und schließlich erhielt ich die Weisung, zum „T . . . . .“ zu gehen! — Ich ging, aber nicht zu diesem schwarzen Gesellen, sondern heim zur Mutter, froh, nicht mehr in einem Hause lernen zu müssen, wo ich vielleicht wirklich für den gehörnten Fürsten der Finsterniß reif geworden wäre.

Des anderen Tages betrat zwar die stolze Frau Wirthin unsere Wohnung, beklagte bitter den Jähzorn ihres Sohnes und versprach mir eine neue Kleidung, wenn ich wieder in ihre Dienste eintreten wollte. Der neue Anzug wäre schon recht gewesen, aber die Erwägung, die verhängnißvolle Fuchtel, die mich so unsanft berührt hatte, könnte möglicherweise Lust bekommen,

auch die neuen Kleider auszuklopfen, ließ mich ihr Anerbieten dankend ablehnen.

Ein braver Wirth gibt jederzeit
Nur reines Bier den Gästen;
Mit dem verwünschten „Ständerling“,
Mög' er die Sch . . . . . mästen!

Nur wenige Tage befand ich mich außer Thätigkeit. Vor dem Hause, in welchem wir wohnten, hatte ein ehrsamer Korbflicker seinen Stand, verkaufte Körbe und arbeitete nebenbei in seinem Beruf. Als wißbegieriger Junge verweilte ich manche Stunde bei ihm und profitirte von seiner Kunst, was mir später wohl auch zu Statten kam. —

Ganz besonderer Gunst hatte ich mich von Seite meines Herrn Lehrers zu erfreuen. Er belobte mich oft wegen meiner großen Thätigkeit und Strebsamkeit, weil ich ihm nebenbei seine Gartenarbeit verrichtete; die Fleißbillets in der Schule freilich erhielten die faulen Töchter eines vermöglichen Müllers.

Der gute Lehrer! Er kam auch einmal durch mich um einen Leckerbissen. Das ging folgendermaßen zu.

Am Kirchweihfeste (es war gerade mein Namenstag) wollte die Frau Lehrerin ihres Gatten Herz oder richtiger gesagt Magen mit einer Hammelskeule erfreuen. Schön gespickt, mit allen Zuthaten reichlich versehen, lag der Schlegel in einer irdenen Pfanne zum Braten hergerichtet. Ich war so glücklich, denselben zum Bäcker tragen und nach dem Gottesdienste gebraten wieder zurück bringen zu dürfen. — Die Andacht war beendet, die Besucher der Kirche wandelten nach dem Takte der Musik, die vom Kirchthurm herab tönte, nach Hause, und ich begab mich mit hochwichtiger Miene zum Bäcker, um den erhaltenen Auftrag zu erfüllen. Ich ging mit meinem Braten dem Schulhause zu; da läuft eine schwarze Katze mir blitzschnell über den Weg und versetzt mich in solchen Schrecken, daß ich stolpere, meine linke Hand verbrühe und in Folge dessen die ganze Bescheerung fallen lasse. Das Gefäß ging in Scherben, die pikante Sauce wurde von der durstigen Erde gierig eingesogen, und das schön gebratene Stück Fleisch lag auf schmutzigem Boden. Ich stand da, wie vom Donner gerührt. Da war nun freilich guter Rath theuer. Aber das muß ich sagen, ich rettete, was zu retten war. — Nach reiflicher Ueberlegung faßte ich den verunglückten Schlegel, trug ihn

zu einem Brunnen und pumpte dort so lange Wasser darauf, bis er vom Schmutze vollkommen gereinigt war. Dann hüllte ich den sauberen Braten in mein Taschentuch, eilte in des Lehrers Behausung, legte ihn, von keiner Seele belauscht, vor die Schwelle des Wohnzimmers und klopfte an die Thüre. Ein Stimme rief: „Herein!“ — ich aber folgte der Stimme meines Gewissens und lief wie ein Dieb aus dem Hause. Das war doch gewiß schlau genug!

Meine Mutter, zu der ich in dieser Noth meine Zuflucht nahm, machte zwar eine Miene, die war bittersauer; doch fand sie sich bewogen, den Schaden ersetzen zu wollen, ein Anerbieten, welches der gute Lehrer trotz seines Aergers über meine Ungeschicklichkeit ablehnte. Der Braten hatte sich gewaschen; aber man sieht aus dieser Geschichte wieder, welches Unheil oft schwarze Katzen anrichten können. —

Als ich neun Jahre zählte, wurde die Mutter bedenklich krank. Der Arzt, der sie behandelte, gab uns wenig Hoffnung auf Wiedergenesung und drückte pflichtgemäß den Wunsch aus, man möge der Kranken den Geistlichen rufen, damit er ihr die heiligen Sterbsacramente verabreiche. Der Geistliche wurde sofort geholt; während der heiligen Handlung weinte ich

bitterlich. Die gute Mutter, deren Lebensstunden man schon zählte, sterben zu sehen, machte mich untröstlich; — wer wird sich jetzt deiner erbarmen? und wo wirst du eine zweite Mutter finden? — Nein, die Mutter darf noch nicht sterben! In meiner kindlichen Einfalt gelobte ich dem Schöpfer, wenn er die Mutter am Leben ließe und ihr die volle Gesundheit wieder schenkte, „drei Tage" zu fasten. — Der Himmel hat mein heißes Flehen erhört, die Mutter ist wieder gesund geworden, und ich — hatte einen „dreitägigen Fasttag" anzutreten. Wie ich mein Gelöbniß erfüllte, bekunde folgendes Gedicht. (Schwester und Bruder, die ich hierin mit erwähne, sind Phantasien des Dichters.)

Fromme Kinder.

Im tiefen Schmerze lag darnieder
Die gute Mutter lange Zeit;
Zu ihrem Troste hielt der Priester
Für sie das heil'ge Mahl bereit.

Und als die süße Himmelsspeise
Der kranken Mutter ward gebracht,
Hat sie mit tiefgebeugtem Herzen
Der armen Kinder noch gedacht!

„Ich fühl' es, daß ich scheiden werde,
Und ihr seid alle noch so klein; —
So nehmt von mir den letzten Segen,
Der Himmel wird euch Mutter sein!"

Da ward den Kindern herzlich bange,
Sie hatten große Furcht vor'm Tod;
Ach! Stürbe heut' die gute Mutter,
So wären sie in größter Noth.

Nun sagt die Schwester zu den Brüdern:
„Mir fällt jetzt ein Gedanke ein,
Wenn Gott wir brächten ein Gelübde,
So möchte uns geholfen sein."

„Ich will für's Leben uns'rer Mutter
Dem Schöpfer bringen ein Gebet,
So lange in der Kirche knien,
Bis das Ersehnte ich erfleht."

Dem Beispiel folgten beide Knaben
Und sagten ihrer Schwester Dank;
Das Hänschen will „drei Tag" entbehren
Auch jede Speise, jeden Trank.

Doch Theodor, der ält're, glaubte,
Des Bruders Opfer sei zu klein;

Er schloß daher zu seiner Buße
Zu wachen noch „drei Nächte“ ein.

Und wirklich, es gefällt dem Himmel,
Wenn fromme Kinder Buße thun;
Denn Gott ließ ihre kranke Mutter
Recht sanft in einem Schlummer ruh'n.

Von Stund' zu Stunde, Tag zu Tage
Erhielt sie neue, gute Kraft,
Und endlich hat sie, wie auch früher,
Des Hauses Arbeit selbst geschafft.

Das Mädchen hatt' ihr Werk vollendet
Und sich der Andacht viel geweiht;
Und nun begann für beide Knaben
Die auferlegte Fastenzeit.

Das Hänschen sagt: „Nun gönnt mir heute
Die Speise, die mich stärken kann;
Denn morgen steht die Sache anders,
Da fange ich zu fasten an.“

Der erste Tag, er ging vorüber;
Am zweiten war der Magen leer,
Und einen dritten noch zu hungern,
Ertrug der Arme nimmermehr.

Nun wurde reiflich ausgegrübelt,
Ob man den Tag nicht theilen kann?
Zwei halbe sind ja auch ein ganzer,
Und so gedacht, und so gethan. —

Der ält're aber wußte besser,
Wie man zu fasten leicht vermag;
Wie brav er seine Buß' erfüllte —
Er aß des Nachts — und schlief beim Tag! —

Wenn solche Kinder Opfer bringen,
Muß wohl der Himmel gnädig sein;
Die Mutter freut sich ihrer Lieben
Und schließt sie im Gebete ein.

Mein Gelöbniß wurde also, wie man sieht, so gewissenhaft als möglich erfüllt.

Der Mensch ist nun einmal so. In der Noth macht er Gott die größten Versprechungen; sobald er aber wieder Luft hat, da schrumpfen sie zusammen. Hat ja auch jener Kaufherr bei einem Seesturm Gott eine Wachskerze gelobt, so lang und so dick wie eine Säule, wenn er wieder gesund seine Heimath erreiche; als er aber glücklich nach Hause gekommen war, opferte

er Gott — ein Pfennig-Kerzchen. Einem Kinde ist um so eher zu verzeihen. Meine Mutter aber erkannte doch aus meinem Gelübde die kindliche Liebe ihres Sohnes, und tief zu Thränen gerührt, drückte sie mich an's treue Herz. —

Mit dieser Erzählung schließe ich die Zeit meiner Kindheit und schreite in jene des reiferen Knabenalters.

Es kamen die Tage der Lehrzeit, auf die in der Regel paßt das Motto: „In mancher Rolle sehen wir spielen den Teufel; doch die eines Lehrlings spielte er nie."

Das dreizehnte Lebensjahr hatte ich erreicht, und nun fragte sich's, was aus mir werden sollte? — Wie glücklich sind doch jene Knaben, deren Eltern die Mittel besitzen, um ihre Kinder etwas Ordentliches lernen zu lassen! Welch ein Segen ist nicht die Bildung! Ein armer Mensch plagt sich sein Leben lang und kann doch mit aller Mühe das nicht erreichen, was den Wohlhabenden schon in ihrer Jugend sozusagen eingetrichtert wird. Auch mein Streben ging nach Höherem. Ich hatte sogar den Plan, hinaus in die Länder der Heiden zu ziehen, um ihnen den christlichen Glauben zu verkünden. Allein wie weit kam ich damit bei der Mittellosigkeit meiner Mutter! Zwar hatte ich mich

eine Zeit lang ganz besonderer Gunst von Seite des Herrn Stadtpfarrers zu erfreuen; er gab mir eigens Religionsunterricht und stand in jeder Weise mir väterlich zur Seite. Andrerseits machte er mich auch oft aufmerksam darauf, mit welch großen Gefahren ein Missionär zu kämpfen habe und wie er nicht selten das Leben auf's Spiel setze; er prüfte mich, ob ich wirklich den Muth zu einem so aufopfernden Amte besäße; doch ich blieb standhaft und gab ihm öfters zur Antwort: „Als Märtyrer zu sterben, ist ein süßer Tod."

Meine Mutter hatte mich nämlich gut christlich erzogen, und heute noch danke ich ihr's von ganzer Seele. Welch' gute und religiöse Gesinnungen in mir wohnten, welche Anschauungen ich vom Leben hatte und noch habe, findet der Leser in folgenden Versen.

Mein Gruß.

Gutes schaffen sei Dein Streben
Hier in diesem Pilgerleben —
Jenseits findest Du den Lohn.
Wenn das Leben hat geendet,
Ist Dein Tagewerk vollendet,
Ach, die Zeit ist schnell davon.

Hast Du tiefes Leid empfunden,
Waren bitter Deine Stunden,
Jeder Mensch hat seine Plag'.
Doch ein sanftes Ruhekissen
Harret auf ein gut Gewissen;
Droben ist sein Ruhetag.

Obwohl ich nun damals zur Frömmigkeit erzogen war, so schlich sich doch ein böser Zweifel bei mir ein; die Folge davon war leicht begreiflich.

Wer die Bücher Mosis gelesen, wird die Stelle kennen, in welcher es heißt, daß Adam und Eva die ersten Menschen waren, die zwei Söhne hatten, „Kain und Abel"; ferner, daß Kain seinen Bruder erschlug und sich flüchtig machte, daß er aber in einem andern Land sich ein Weib nahm, und mit demselben einen Sohn erzeugte, den er Henoch nannte, daß er ferner, nach der geschichtlichen Erzählung, sogar eine Stadt baute, die den Namen seines Sohnes trägt. Während ich über diese Stelle nachdachte, gelangte ich unwillkürlich zu der Frage, woher kam das Weib, und mit welchen Kräften baute er die Stadt? —

Ich trat mit dieser Frage vor meinen Herrn Religionslehrer, um Aufklärung zu erlangen. Doch mein

Zweifel wurde nicht gelöst und schien mir dies eine von jenen theologischen Fragen zu sein, die der hochgelehrte geistliche Herr selbst nicht beantworten könne; denn nicht ohne Bedenken gab er mir zu verstehen: „Was Einem zu schwer sei, solle man liegen lassen; wir müssen noch so Manches glauben, was wir nicht zu ergründen vermögen." Dieser dunkle Bescheid, welcher mir von Seite meines Seelsorgers zu Theil wurde, genügte, meinem Vorhaben eine andere Wendung zu geben: ich folgte nun lieber dem viel klareren Studium — des „Valentin" in „Raimunds Verschwender" und ergriff das ehrsame Tischler-Handwerk. Und das Handwerk hat auch einen goldenen Boden. Nebenbei nahm ich mir aber vor, meinen Geist durch Lektüre und Beobachtung der Welt immer mehr auszubilden.

Mein Schwager in Nürnberg ermittelte mir bei einem Schreiner eine Stelle, wo ich unter gewissen Bedingungen sofort in die Lehre treten konnte; alsbald schnürte ich mein Bündel, schickte mich an zur Reise — und sagte meinen lieben Kreenländern ein herzliches Lebewohl! Noch erinnere ich mich wohl der Scheidestunde. Meine Mutter und ein halbes Dutzend meiner Schulgenossen gaben mir bis Erlangen das Geleite.

Auf dem Wege dahin waren wir alle recht munter und sangen fröhliche Weisen. Eine Viertelstunde vor der Stadt liegt an der Landstraße das Gasthaus zur „Windmühle“; hier ließen wir uns nieder. Eine Maß weißes Bier wurde bestellt — vom braunen, meinte die besorgte Frau Mama, könnten wir leicht „benebelt“ werden, und das wollte sie verhüten; unterdessen brachte sie aus ihrem Körbchen ein großes Stück Butterbrod und gab jedem von unserer Gesellschaft einen Theil, der aber nicht groß ausfiel; es war zu wenig für so Viele; übrigens fehlte es nicht an gutem Humor; wir ließen die Götter leben, von denen wir auch nicht Einen zu kennen die Ehre hatten.

Nach kurzem Aufenthalte wurde die Stimmung etwas ernster, es nahte ja der Augenblick der Trennung, und unsere Wege theilten sich. „Adje, Hans! komm bald wieder!“ riefen meine Kameraden; der Mutter aber entrollte eine Thräne, die mein Gemüth tief erregte.

„Weine nicht, o gute Mutter! Wandle ruhig heim! Die Thräne, die Du um mich geweint, vergesse ich nie; sie faßt tiefe Wurzel in meinem Herzen; auch nie will ich vergessen den Dank, den man den Eltern schuldig ist!“

Erst hier, beim Scheiden, prägte sich auf's Tiefste in meine Seele ein die

Kindespflicht.

Wer denkt nicht an die Jahre der schönen Jugendzeit,
Der lieben Kinderspiele voll süßer Fröhlichkeit?
Wer denkt nicht an die Pflege der guten Mutter traut,
Wenn sie voll sel'ger Liebe in's Auge Dir geschaut?

Ist Dir ein Leid geschehen, wie war die Sorge groß,
Und wenn Du bitter weintest, nahm sie Dich auf den Schooß.
Wie zärtlich doch die Mutter mit Dir es immer meint,
Wer zählt die Thränen alle, die sie um Dich geweint?

Wie lächelt süß der Vater Dich schon als Säugling an,
Ist stets für Deine Pflege der Mutter zugethan;
Nie ahntest Du die Sorge, die in dem Herzen wacht,
Bis er Dich groß erziehet, bis er Dich glücklich macht.

Und ist die Sorg' gehoben und Dir ein Glück bescheert,
Gedenk' der guten Eltern, sei ihrer stets auch werth,
Erfüll' ihr Herz mit Freude, daß jeder Kummer bricht!
Du bist es ihnen schuldig; so ist es „Kindespflicht"!

Zwei Meilen hatte ich noch zu wandern und ich befand mich in den schönen Anlagen der Stadt Nürnberg als bescheidener, aber doch neugieriger Fremdling.

Im Hochgefühle schweifte mein Auge umher; viel Merkwürdiges hatte ich schon gelesen von dieser alten, hochberühmten Stadt, und heute war mir's gegönnt, sie in ihrer ganzen Größe zu sehen. Welch lieblichen Anblick bietet die alte Burg, die Sebalder- und Lorenzerkirche mit ihren spitzigen Thürmen, das deutsche Haus mit seinem gold'nen Kreuz! Da traten die oft gehörten Erzählungen von der Flucht des „Eppelein von Gailingen", vom Vehmgericht und der Folterkammer, welche in den vorigen Jahrhunderten noch eine große Rolle spielten und nicht selten die Unschuld zum Opfer erkoren, recht lebhaft vor meine Seele. Ferner betrachtete ich die von der Kaiserin Kunigunde gepflanzte alte Linde, gedachte des Nürnberger — Weisheitstrichters und zur Weihnachtszeit hinter der Frauenkirche der — gebratenen Häringe. Nebenbei bekümmerte ich mich auch, zwar nicht um die Spielwaaren, aber desto sehnlicher um die Lebkuchen, welche in dieser Stadt zu finden sind.

Bevor ich aber als getreuer Berichter der Wahrheit über die historischen Merkwürdigkeiten weiter spreche,

will ich noch ein Bischen hier in den schönen Anlagen verweilen.

Hier machte ich meine stillen Betrachtungen über das reizende Schöne, was mein Auge sah und mein Herz empfand; wie köstlich ist's, den süßen Blüthenduft einzuathmen und dem Gesang der Vöglein sein Ohr zu leihen; zwar hörte ich nicht den süßen Flötenton der Nachtigallen, es war noch nicht die Abendstunde; aber hoch in den blauen Lüften trillerte die Lerche ihr melodisch Lied. — Seid mir gegrüßt, ihr holden Sänger der Natur, eure Weisen erfüllen die Seele mit Lust, ihr muntert mich auf, mit euch zu singen, denn euer Lied ist himmlischer Lobgesang, der seinen Wiederhall findet in meiner Brust!

Nachtigall und Lerche.

In des Busches grünen Zweigen
Flötet sanft die Nachtigall;
Nichts kann ihrer Stimme gleichen,
Saitenspiel, noch Hörnerschall.

Auch die Lerche preis' ich immer,
Denn ihr Lied ist Lobgesang;
Singet mit der Eos Schimmer
Schon den Himmelsraum entlang.

Innig lieb' ich eure Lieder,
Bin ja selbst ein Sängersmann;
Vöglein, steigt zu mir hernieder,
Daß ich mit euch singen kann.

Mit wonnigem Gefühle (trotz meiner kleinen Baarschaft, die nur aus zehn Kreuzern, nämlich einem guten bayerischen und einem Koburger-Sechser, bestand) trat ich nun in das Innere der Stadt, wo die belebten Straßen und hohen Häuser, dem kleinen Städtchen Baiersdorf gegenüber, mein Auge förmlich überraschten, und ohne zu fragen, wäre es mir schwer geworden, die Behausung meiner Schwester zu finden. Ein junges Mädchen, das ich ersuchte, führte mich dahin; nach zwanzig Minuten stand ich vor meinem Ziele. — Hier wollte ich meiner dienstfertigen Begleiterin für ihre Mühe eine kleine Erkenntlichkeit verabreichen; das gute Mädchen aber wies meine Spende mit einer besonderen Herzlichkeit zurück.

Das Lob muß man den Nürnbergern lassen, sie sind gegen Fremde äußerst gefällig, gastfreundlich und dabei nicht wenig — neugierig. Ein Umstand schien mir sehr auffallend, nämlich der, daß die Einwohner

dieser Stadt ihre Hausthüren immer sorgfältig verschlossen halten, was darauf hindeutet, daß sie strenge Ordnung beobachten. Auch bei meiner Schwester mußte ich mehrmals an der Hausglocke ziehen, bis endlich eine bejahrte Dame mir öffnete, die sich als die Mutter meines Schwagers zu erkennen gab und der ich sofort mittheilte, daß ich der Bruder ihrer Schwiegertochter sei.

Meines Schwagers Mutter, die mich auf das Freundlichste aufnahm, bedauerte, daß ihr Sohn und meine Schwester einen kleinen Ausflug gemacht hätten und erst bis Abend heimkommen würden. So bat ich denn die Dame, auf einige Stunden mich empfehlen zu dürfen, um mir die Stadt genauer zu beschauen.

Als junger Fremdling stolzirte ich guten Muthes die Straßen einher und gelangte allmählig zur s c h ö n e n T e r r a s s e a u f d e r B u r g, wo mein Auge wonnetrunken ringsum die schönen Fluren mit üppigem Grün betrachtete; ein wundersamer Zauber erfaßte mein jugendliches Gemüth; ich wähnte auf der Zinne des Tempels von Jerusalem zu stehn, wo einst der Satan unsern Erlöser in Versuchung führen wollte: „Dies Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest."

Unweit von dieser schönen Terrasse, in nördlicher Richtung, gelangte ich zu der Stelle, wo einst „Eppelein von Gailingen“ mit seinem Pferde den kühnen Sprung über den Stadtgraben ausgeführt haben und dadurch glücklich seinen Verfolgern entkommen sein soll, woher sich bekanntermaßen das Sprichwort datirt: „Die Nürnberger hängen Keinen, bevor sie ihn haben.“ Nachdem ich noch einen Blick von dieser merkwürdigen Stelle in das tiefe Thal, welches eine Fernsicht von vielen Stunden im Umkreise bietet, geworfen hatte, schritt ich in das Lokal, wo die alten Criminal-Folter-Werkzeuge aufbewahrt sind. Schauder und Schrecken erfaßten mein Gemüth beim Anblick dieser Marterinstrumente. Fast hätte ich gezweifelt, daß je eine hohe Gerichtsbarkeit solche grausame Mittel gebrauchen konnte. Der Letzte, welcher dieser Folter erlag, war, wie man mir damals sagte, ein angesehener Bürger Nürnbergs, Namens „Erdmann“, dessen Unschuld sich später enthüllte.

Diesen unheimlichen Ort verlassend, fand ich Eintritt in den Hofraum der Burg, in dessen Mitte eine große Linde steht, die so altersschwach ist, daß ihre Aeste mit Klammern gestützt werden müssen.

Von den vielen gekrönten Häuptern, die, wie man mir erzählte, hier zeitweise Hoflager hielten, will ich nur jene Persönlichkeiten erwähnen, welche mit dieser Linde in Berührung stehen. Vielleicht ist die Sage noch dem einen oder andern meiner verehrten Leser neu. Kaiser Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde hatten bekanntlich sich gegenseitig ein Gelöbniß der Keuschheit abgelegt; bald aber wurde Heinrich auf Kunigundens Beichtvater eifersüchtig und zweifelte an ihrer Treue. Seine Leidenschaft wuchs von Tag zu Tag, und schließlich mußte die Gattin wegen muthmaßlicher Untreue die bittersten Vorwürfe erdulden.

Wie weit Kunigundens Gunst dem frommen Pater zu Theil wurde, ist nicht erwiesen; die Kaiserin aber wollte ihre Unschuld durch ein Wunder beweisen. Sie nahm in Gegenwart ihres erlauchten Gemahls eine junge Linde mit den Wurzeln aus dem Boden und setzte dieselbe verkehrt ein. Sodann sprach sie: „Wenn die Aeste dieses Bäumchens in der Erde nicht Wurzel fassen und die Wurzeln, die nun nach oben stehen, in der Luft nicht Blätter treiben werden, so will ich jede Strafe der Untreue ruhig über mich ergehen lassen.“ Der edle Heinrich ließ sich dadurch besänftigen und sah neugierig dem Gedeihen der so behandelten Linde entgegen.

Und sie gedieh und entwickelte im Laufe der Zeit eine mächtige Krone.

Noch heute steht sie als Zeugniß von Kunigundens Treue.

So hörte ich damals erzählen, und mir schien es wunderbar. (Wie übrigens gelehrte Botaniker versichern, soll sich dieses Kunststück an jedem Baume machen lassen.)

Wenn ich jetzt meine Erzählung durch ein kleines Intermezzo mir zu unterbrechen erlaube, so trägt nur Kunigundens Linde Schuld. Zur Zeit, als ich versuchte, Verse zu schmieden, bearbeitete ich eine kleine Phantasie, in der die Linde ebenfalls als Zeuge treuer Liebe dient und welche ich deßwegen hier als Seitenstück beifüge, mit dem herzlichen Wunsche, daß sie den Beifall der freundlichen Leser finden möchte.

Die Linde.

Es zog der Sohn vom Vaterhaus
Zur Fremde in die Welt hinaus;
Der Vater gab ihm gute Lehr',
Der Mutter ward das Herz so schwer.

„So lebt denn wohl, die Stunde schlägt!"
Sprach er vom Schmerze tief bewegt,

Er griff nach seinem Wanderstab
Und zog der Heimath Thal hinab.

Im Thale, an des Waldes Saum,
Da stand ein schöner Lindenbaum,
Ein Ruhesitz bei frischem Quell;
Gar heilig war ihm diese Stell':

Denn unter seiner Zweige Grün,
Da flossen viele Stunden hin,
Geweihet süßer Minne Scherz;
Er fand ja hier ein treues Herz.

Das schlug für ihn an Liebe reich,
In Freud' und Leid sich treu und gleich.
Wie schön ist doch der Liebe Gluth,
Wenn Seelenreinheit in ihr ruht! —

Doch heute ist ihr Auge naß,
Die Wangen abgehärmt und blaß;
Wie macht der Schmerz sie todtenbleich,
Als zög' sie ein in's Schattenreich!

Sie neigt ihr Haupt an seine Brust,
Beklommen — doch in süßer Lust —
Was nie geahnt, sie nie gedacht,
Hat ihr die Scheidestund' gebracht!

„Leb' wohl", sprach er, „Du Herzensmaid,
Ich bleib' Dir treu durch alle Zeit;
Dir bleibe heilig dieser Ort!
Er war ja uns'rer Liebe Hort." —

Und weinend sprach sie: „In der Fern'
Bleibst stets Du meiner Hoffnung Stern,
Ich liebe Dich von Herzen rein,
Die Linde hier soll Zeuge sein.

„Und ruft Dich einst der Heimath Glück,
So harret Deiner hier mein Blick,
Der froh Dir in das Auge schaut
Und Dich beglückt als treue Braut."

Fort zog er; — lange winkt sie nach —
Schloß dann sich ein in ihr Gemach; —
Sie hat wohl manche Nacht geklagt,
Doch Niemanden um Trost gefragt.

Sie welket hin; — ein tiefer Schmerz
Zernagte immer mehr ihr Herz;
Im Lärm des Tag's, im nächt'gen Traum,
Bleibt stets ihr Trost der Lindenbaum.

Und als drei Jahr' verflossen sind,
Da stand nicht mehr die große Lind' —

Der Sturm sie aus der Erde riß,
Eh'mals der Liebe Paradies.

Zu Brettern ward zersägt der Stamm;
Vertraut mit ihrem stillen Gram —
Wie sonst er ihre Leiden barg,
Barg er sie jetzt — als Todtensarg. —

Und wie er heimgekommen war,
Da lag sie auf der Todtenbahr' —
Ob ihre Liebe treu und rein —
Kann wohl die Linde Zeuge sein?

Außer dem bereits Erwähnten besitzt Nürnberg noch eine Fülle von andern historischen Denkwürdigkeiten; ich will jetzt, wie damals bei meiner ersten Wanderung durch diese Stadt, nur im Vorübergehen noch einen Blick in die Heidenkapelle werfen, wo vier Säulen zu sehen sind, an welche sich folgende unglaubliche Sage knüpft: In Rom lagen vier Säulen, aus Marmor gehauen, die zum Bau einer Kapelle in Nürnberg bestimmt waren, und man sann, wie dieselben um billiges Geld über die Alpen in die Pegnitzstadt zu bringen wären. Da soll (wie wir aus dem

Volksmunde entnehmen) ein Geistlicher mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns in Verkehr getreten sein und ihm seine Seele verschrieben haben, wenn jener die vier Säulen in der Zeit an Ort und Stelle brächte, wo er eine Messe lese. Wäre dagegen die Messe eher zu Ende, als die vier Säulen, eine nach der andern, angekommen wären, so könne der Böse keinen Lohn beanspruchen.

Herr Beelzebub, lüstern nach der Seele des frommen Mannes, ging auf die Wette ein und verschwand.

Kaum hatte nun der Priester vor dem Altar das heilige Meßopfer begonnen, so war schon eine Säule an Ort und Stelle gelegt; im Nu kam aus den Lüften die zweite, die dritte — da wird dem Priester bange um das Heil seiner Seele, und er nimmt von der Messe Anfang und Ende zusammen.

Als nun der Höllenfürst mit der vierten Säule sich nahte und sah, daß die heilige Handlung schon beendet sei, ließ er vor Ingrimm die Säule fallen, so daß sie in zwei Stücke brach, und fuhr, um eine sicher gehoffte Beute betrogen — beschämt der Hölle zu. Hohnlachend ist das Gesicht des listigen Pfäffleins in der wieder zusammengefügten Säule als Denkmal eingehauen. —

Doch schon schlich die Abenddämmerung heran und ich hätte über dem Schauen und Hören bald den Zweck meiner Reise vergessen; es wäre mir freilich angenehmer gewesen, lustig herum zu wandeln und alles Schöne und Denkwürdige in's Auge zu fassen, als in die Stelle eines Lehrlings einzutreten. Es rief mich aber auch die Sehnsucht zur guten Schwester, die seit Jahren vermöge ihres häuslichen Berufes nicht zur alten Heimath gekommen war; deßgleichen freute ich mich auch, meinen Schwager kennen zu lernen, der für mein künftiges Wohl schon Schritte gethan hatte. Nun geh' denn und begrüße sie!

Als ich mich ihrem Hause nahte, winkten sie mir freundlichst entgegen, indem sie mich schon sehnlichst erwarteten. Meine Schwester empfing mich mit einem „Grüß Gott, lieber Bruder!" und besiegelte ihre Freude durch einen herzlichen Kuß! Auch mein Schwager war sichtlich erfreut, mich kennen zu lernen. Nachdem ich in's Haus getreten, reichten sie mir vor Allem einen guten Imbiß. In meiner Freude wußte ich gar nicht, was ich ihnen zuerst erzählen sollte; bald sprach ich von der Heimath, bald von der Zukunft und bald von dem, was ich heute gesehen; so verging der Abend im buntesten Gespräche, bis man sich endlich zur Ruhe

begab. — So weit ging es mir in Nürnberg vortrefflich. Nun weiter! Des andern Tages brachte mich mein Schwager zu dem Tischlermeister R....., mit dem er in meiner Angelegenheit schon vorher Rücksprache genommen. Der mit demselben abgeschlossene Vertrag lautete: Die Lehrzeit umfaßt drei Jahre mit einem Honorar von 72 Gulden, wovon die eine Hälfte nach einer dreiwöchentlichen Probe vor dem zunftmäßigen „Einschreiben" zu erlegen ist, die andere Hälfte nach halber Lehrzeit; ferner hat Lehrling sein eigenes Bett mitzubringen und für die nöthige Wäsche zu sorgen; außerdem soll (und das war gewiß ein unbilliges Verlangen) das Bett des Lehrlings nach erstandener Lehrzeit dem Meister anheim fallen. — Unter diesen erschwerenden Bedingungen trat ich sofort meine Probezeit an und hatte mich in den ersten zwei Wochen einer Behandlung zu erfreuen, die einem Lehrling nie oder nur selten zu Theil wird; ich durfte mit der Familie am Tische speisen, mir Brod nach Belieben nehmen und fühlte mich demnach in jeder Weise zufrieden. Einige Groschen Trinkgeld, die es mir eintrug, mußte ich indessen abliefern, angeblich zur Bestreitung der Materialien, die ich beim Besuche der Zeichnungsschule benöthigte.

In der dritten Woche wurde ich fast täglich gefragt, ob meine Mutter noch nicht den Betrag des treffenden Lehrgeldes geschickt habe, und da sie von einer Zögerung vernahmen, wurde ich auch schon gleichgiltiger behandelt; die Gunst, mit ihnen am Tische zu speisen, wurde mir dadurch entzogen, daß ich während der Tischzeit mit irgend einer Geschäftsbesorgung fortgeschickt wurde und dann in der Küche stehend genießen mußte, was vom Tische übrig geblieben war. — Zuerst konnte ich mich genügend satt essen — jetzt wurde mir die Kost mager vorgesetzt. — Als aber meine Probezeit zu Ende ging und meine Mutter in der That die verlangte Summe bis zur gewünschten Stunde nicht erlegen konnte, da war nun meines Bleibens nicht mehr in diesem Hause. Der gar zu theilnehmende Meister führte mich auf die Straße und gab mir den Rath, mich nach einem andern Lehrherrn umzusehen. Ich nahm mein Bett und ging.

Da ich nun doch einmal besondere Vorliebe für das Schreinerhandwerk zeigte, so gab sich mein Schwager alle Mühe, meinem Wunsche nachzukommen und ermittelte schon am nächsten Tage für mich eine neue, aber nicht viel bessere Stelle. Schreinermeister Z . . . . . erbot sich, mich in die Lehre zu nehmen und seine

Forderung war eine äußerst billige; ich sollte nur 25 Gulden Lehrgeld erlegen; wer war froher, als ich? Doch freue dich nicht so sehr deines Glückes; — hier ist keine Stätte für dich, wo Unfriede und Verworfenheit im Hause wohnt.

Mein Schwager war nicht unterrichtet von den häuslichen Verhältnissen dieses Mannes; sonst würde er sich wohl gehütet haben, mich in dieses Haus zu führen. Z . . . . . war ein Meister im Trinken; was er verdiente, wurde leichtsinnig verschwendet; auch wurden bei ihm nicht die schönen Arbeiten geliefert, wie bei R . . . . .; seine Hauptbeschäftigung bestand im Anfertigen von Kisten und Särgen. Seine Gattin dagegen war eine gute und bescheidene Hausfrau und in der That zu bedauern. Hätte sie einst die Stelle aus „Schillers Glocke" gelesen: Es prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet! so würde sie vielleicht glücklicher gewählt haben. — Wenn Z . . . . . in seinem betrunkenen Zustande nach Hause kam, so suchte er Händel mit ihr anzufangen, klagte z. B. über schlechte Zubereitung der Speise; sagte sie dann ein Wort zu ihrer Vertheidigung, so flog ihr schon Schüssel sammt Inhalt an den Kopf, was für mich immer ein nicht sehr erbaulicher Anblick

war. — Seine Gesellen waren verworfene Subjekte, die treulich mit ihm Hand in Hand gingen und mehr im Wirthshause, als in der Werkstätte anzutreffen waren. — „Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten.“ Wenn ich nicht im Pfuhle des Lasters versinken wollte, so konnte ich nur den einzigen Ausweg nehmen, dieses Haus für immer zu verlassen. Es war für mich keine Kleinigkeit, ohne etwas gelernt zu haben, wieder in die Heimath zurück zu wandern und dort vielleicht hören zu müssen: „Zwei Lehrstellen in vier Wochen! Was mag da wohl die Ursache sein?“ — Durch Leichtsinn ward ich indessen nicht fortgetrieben. Du weißt es, mein lieber Leser, welchem Schicksal ich unterlag. Nachdem ich von Schwester und Schwager Abschied genommen, suchte ich Zuflucht bei der Mutter, die mich unter solchen Verhältnissen tröstend aufnahm. —

In meiner Heimath war ich bei Jung und Alt beliebt, nannten sie mich doch als Knabe schon den „Tausendkünstler“; denn Alles, was ich anschaute, wußte ich ähnlich anzufertigen. Nun waren in Baiersdorf zu jener Zeit nur drei Schreinermeister ansäßig, die nebenbei mehr oder minder Oekonomie betrieben; im Sommer nämlich war es mit der Tischlerei nicht besonders viel, mit Ausnahme einiger Bauarbeiten,

und so verlegte man sich zu dieser Jahreszeit vorherrschend auf den Feldbau.

Eines Tages machte der Tischler K. meiner Mutter das Offert, mich bei ihm in die Lehre zu geben und zwar ohne Lehrgeld. Wir beide waren natürlich ganz einverstanden und ich trat sofort in meine neue Stelle. Es war der Winter vor der Thüre, ich zeigte mich recht geschäftig an der Hobelbank und hatte mir bald die volle Zufriedenheit des Meisters erworben. Als nun aber der Frühling nahte, blieb Hobel und Säge in guter Ruhe, und ich mußte mich mit den Geräthschaften des Ackerbaues, mit Pflug und Egge, Sense und Heugabel befreunden.

Wäre Oekonomie mein Studium gewesen, so würde ich zur Erwerbung einer Praxis kaum eine bessere Gelegenheit gefunden haben, als gerade hier; durfte ich ja doch fast jeden Tag, vom Frühling bis zum Spätherbste, vom frühen Morgen, bis die Abendglocke ertönte, mich auf Feldern und Wiesen herumplagen, und wenn ich dann Abends ermüdet heimkehrte, mich noch eines allerliebsten Dienstes erfreuen, nämlich des einer — Stallmagd. „Ländlich, sittlich!"

Die ökonomische Frau Meisterin wollte aber auch für den Fleiß, den ich an den Tag legte, gegen mich

nicht undankbar sein und hatte als Belohnung mir einen Nebenverdienst zugedacht, den der Leser kaum errathen dürfte; aber ich war nun dazumal eine gar wichtige Persönlichkeit.

Baiersdorf ist ein kleines Landstädtchen und doch besitzt es ein Rathhaus. Der hohe Rath besteht aus den Gemeinde-Bevollmächtigten, einem Stadtschreiber als Vorstand, einem Gemeindediener, einem Flurer (Aufseher der Fluren), einem Gemeindehirten und einem Nachtwächter, welcher vermittelst eines Hornes und eines gereimten Spruches die nächtlichen Stunden verkündet.

Für die eigene Sicherheit zur Nachtzeit haben die Hausbesitzer selbst Sorge zu tragen, und geben daher, indem sie mit einander abwechseln, gemeinschaftlich eine sogenannte „Stillwache"; wer diesen hochwichtigen Dienst nicht persönlich versehen will, dem ist gestattet, einem Anderen die Stelle zu übertragen.

Zu einem solchen Vertreter hatte mich meine liebenswürdige Frau Meisterin auserſehen und meinte, dieses Amt könne ich leicht verrichten, wofür mir eine Vergütung von zwölf Kreuzern zu Theil werden sollte.

Als nun den Meister die Stillwache traf, ward ich zu diesem Posten berufen, meldete mich zu meinem Dienste bei dem Gemeindediener und bezog das Wachtlokal.

Ob ich freilich einem solch wichtigen Amte gewachsen gewesen wäre und sicherheitsgefährliche Subjekte mich gefürchtet hätten, oder ich sie — möge der Leser selbst beurtheilen. Uebrigens waren ja zu einer solchen Patrouille immer zwei Mann bestimmt, wovon jeder mit einem alten verrosteten Spieß als Schutzwaffe versehen war. Eine derartige nächtliche Ronde bietet manchmal Abenteuer verschiedener Art, wovon ich Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen.

Als ich nämlich in jener Nacht um die Geisterstunde mit einem älteren Amtsbruder die vorgeschriebene Patrouille machte, blieb derselbe plötzlich vor einem Hause stehen und horchte! Wir hörten deutlich husten. „Donnerwetter!" sagte er, „da sind Diebe, die will ich belauschen; bleibe Du hier an der Ecke stehen, bis ich zurückkehre; ich versuche es, mich hinter jenem Streuhaufen im Hofe zu verstecken." Mit diesen Worten setzte er über die Planke und entschwand meinen Augen.

Nach einigen wenigen Minuten sah ich (es war gerade eine ziemlich helle Mondnacht), wie Jemand eine Leiter an das Haus lehnte, auf derselben hinauf kletterte und zum Dachfenster einstieg. Hollah! dachte ich, das ist einer von jenen Strolchen, auf welche mein Freund lauert, der muß gefangen werden. — Ich

setzte ebenfalls über die Planke und schlich mich vor das Haus, nahm behutsam die Leiter weg, und da ich meinen Kollegen durch leises Rufen nicht verständigen konnte, so sah ich mich veranlaßt, den Hauseigenthümer zu wecken, um ihm mitzutheilen, was geschehen. Dieser machte Licht, rief seinen Knecht zu sich und beide durchsuchten sorgfältig die Räume des oberen Stockes; ich kehrte wieder zurück auf meinen Posten und ließ das Dachfenster nicht aus dem Auge.

Nach einer Weile kam der Eindringling ohne Beute an das bezeichnete Fenster und suchte zu entfliehen. Da aber die Leiter nicht mehr an der Stelle war, so sah er sich genöthigt, durch einen Sprung sein Leben auf's Spiel zu setzen. — Ich erwartete ihn mit meinem Spieße! Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich in dem Verfolgten, der übrigens glücklich zu Boden kam, nicht einen Dieb, sondern meinen schlauen, mit mir stillwachhaltenden Gefährten erkannte, welcher einen nächtlichen Besuch im Dachstübchen bei seinem Liebchen, das in jenem Hause diente, hatte abhalten wollen?

Demnach hatte ich mir meine zwölf Kreuzer Honorar für Halten einer Stillwache wohl verdient; aber sie fielen nicht in meine Tasche, sondern in's Meer der Vergessenheit. Es war eben auch bei der Frau Meisterin,

wie bei vielen anderen Menschen: Versprechen und Halten zweierlei!

Die schönen Herbsttage gingen zu Ende, die Früchte des Feldes waren alle eingeärntet, Keller und Speicher sind reichlich gefüllt, und den Fluren sagt man bis zum nächsten Frühling Lebewohl!

Mit Freude trete ich nun wieder in die Werkstätte und begrüße meine alte Hobelbank, die ein halbes Jahr gute Ruhe hatte. Freilich mußte ich jetzt die Frage an mich stellen, ob ich nicht das in meinem Berufe Erlernte in Folge anderer Verwendung wieder vergessen habe. Und in der That, es war so; ich merkte dies gar deutlich, weil hie und da die rechte Hand des Meisters ausfuhr und meiner rechten oder linken Wange einen kurzen, keineswegs angenehmen Besuch abstattete, wenn ich in meiner Arbeit etwas verpfuschte, was begreiflicher Weise einem Lehrling nicht selten passirt. Da nun kein Gelehrter vom Himmel fällt, so darf auch der Schüler eine derartige Züchtigung nicht so übel aufnehmen, und es wäre Unrecht von mir, wenn ich über die Behandlung dieses Meisters mich beklagen wollte, da er sich in jeder Weise gegen mich nur human zeigte und bei Jedermann im Städtchen beliebt und geachtet war.

Nicht derselben Gunst hatte sich seine theure Ehehälfte zu erfreuen; das war keine liebenswürdige Frau; aus ihrem Lächeln schon blickte ein gewisses spöttisches Wesen und ihre Worte trugen immer einen spitzigen und schneidenden Charakter. Ich kann mich nie erinnern, daß je eine Frau in nähere Freundschaft zu ihr trat. Blumen, die doch Jedermann liebt, waren ihr ein Dorn im Auge. Ebensowenig liebte sie die unschuldige Jugend; sogar ihre einzige Tochter war ihr verhaßt, weil diese in ihrer jungfräulichen Blüthe mit einem holden Knäblein gesegnet worden war. Hätte sie ihr diesen Fehltritt nicht doch verzeihen sollen? Es gibt eben Leute, die an jeder Kleinigkeit Anstoß nehmen und sich absolut in Nichts fügen wollen, wenn es nicht mit ihrer Ansicht übereinstimmt. Solche Gemüther tragen aber auch keine Ruhe in sich und meiden jede Gesellschaft, denn ihnen fehlt:

Der Seelenfriede.

Ein Mensch, der keinen Frühling liebt,
Kennt keine frohen Tage;
Denn Alles, was die Schöpfung gibt,
Bringt sie für ihn zur Plage.

Er achtet nicht den schönen Werth,
Den die Natur ihm hat bescheert;
Des Daseins wird er müde,
Ihm fehlt der inn're Friede.

Der Mensch, der keine Blume pflegt,
Dem blüht auch keine Rose,
Und stets sein Feld nur Dornen trägt,
Verheert vom Sturmgetose.
So wandelt er auf rauher Bahn
Beschwerlich seinen Pfad hinan,
Ja, jeder neue Morgen
Schafft Kummer ihm und Sorgen.

Der Mensch, der nicht des Kindes Wort
Und fröhlich Plaudern liebt
Und finster flieht von jedem Ort,
Wo es dergleichen gibt;
Dem fehlet, was die zarte Brust
Des Kind's im Herzen trägt:
Des Seelenfriedens inn're Lust,
Die sich nach Außen regt.

Wer fröhlich lebt und Blumen pflegt,
Dem lächeln frohe Kinder;
Weil Frieden er im Busen trägt,
Wird selbst das Leid gelinder;

Dann sät er guten Samen aus,
Und reiche Frucht erfüllt das Haus;
Denn Gott hat ihm beschieden
Des Himmels „Seelenfrieden".

Wie Alles im Leben vergeht, verging auch der Winter, und mit Freude begrüßte ich nun wieder den holden Frühling.

Der fleißige Landmann beschäftigt sich nun mit dem Gedanken an seine Arbeit, sät, pflanzt und begießt; für das Gedeihen läßt er den Obern sorgen.

Auch ich legte mein Schicksal dem Schöpfer in die Hände, war aber nicht gewillt, meinen Hobel abermals mit den Ackergeräthen zu vertauschen. Mir lag ja nicht im Sinne, nur mein Dasein zu fristen, sondern mein Streben ging dahin, mir eine sichere Zukunft zu gründen. Mit diesem Gedanken trat ich also aus meiner bisherigen Stelle, um mir eine passendere zu suchen.

In Erlangen hatte ich angesehene Verwandte; zu diesen nahm ich meine Zuflucht und fand bald durch dieselben mein Vorhaben auf's beste unterstützt, indem sie dafür sorgten, daß ich wieder in eine neue

Lehrstelle treten konnte; es war meine vierte und sie gewährte mir Gelegenheit zu verkosten, wie es thut, wenn man vom Regen in die Traufe kommt. Doch lernte ich da wieder neue Leute kennen, die, wie mir der geehrte Leser bald zugeben wird, auch ihre komische Seite hatten.

Schreinermeister R....., in seinem Berufe ein fleißiger, geschickter Mann, nahm mich freundlichst auf. Derselbe hatte sich erst kurz verheirathet, wodurch er, von Haus aus ein armer Teufel, in den Besitz eines kleinen Kapitals gelangt war; es reichte jedoch nicht hin, sein Geschäft schwunghaft zu betreiben. Die Anschaffung der nöthigen Hauseinrichtung, sowie die Befriedigung seiner Gläubiger nahmen den größten Theil desselben vorweg in Anspruch, so zwar, daß nach kurzer Zeit die Dürftigkeit im Hause größer war, wie ehedem. In Folge der lieben Noth dauerten die Flitterwochen auch nicht lange und die Zärtlichkeit der jungen Eheleute trat rascher, als es sonst der Fall zu sein pflegt, in das Stadium der Gleichgiltigkeit.

Die Gesellen, die hier in Arbeit stunden, suchten die Kluft zwischen Mann und Frau noch größer zu machen und zwar dadurch, daß sie von der Frau keinen Mittagstisch mehr nehmen wollten, weil dieselbe — eine

Perrücke trug. Und das machte auf den Meister, dem früher die falschen Locken so gut gefallen hatten, einen solchen Eindruck, daß er sich seinen Gesellen anschloß und beim Essen keinen rechten Appetit mehr entwickelte. Wie viele Männer aber dürften sich heutzutage vor dem Essen ekeln, wenn sie an den falchen Haaren ihrer besseren Hälfte Anstand nehmen wollten!

Herminens Locke.

Herminens schmachtende Locken erregten
unendlichen Liebreiz;
Tausendmal wurden geküßt sie von dem
zärtlichen Mann.
Haben auch wirklich die Küsse, die süßen,
den Locken gegolten? —
Er verschmäht doch das Mahl, ach, um
ein einziges Haar?

Ich war in dieser heiklen Frage schon viel bescheid'ner, — vonwegen der Perrücke nahm ich nicht den geringsten Anstand, die Speise zu genießen; Frau Meisterin kochte ausgezeichnet, war ja früher Herrschaftsköchin gewesen — was gab's da weiter zu bedenken?

Uebrigens fehlte es auch nicht an heftigen Auftritten in dieser Familie.

Eines Tages verweilte der Meister länger als gewöhnlich in der Kneipe und ließ beim Mittagstisch vergeblich auf sich warten. Es schlug Ein Uhr, und der treue Bacchusverehrer hatte noch keine Lust bekommen, nach Hause zu gehen, worüber seine Gattin äußerst verdrießlich wurde. Doch Weiber verstehen sich auch sehr gut darauf, gegen ihre Männer zu demonstriren. Nach längerem Hin- und Herbrüten sagte sie zu mir: „Hans, ich koche jetzt Kaffee, zu welchem ich dich einlade; unterdessen ziehst du deine Sonntagskleider an, und dann gehst du mit mir nach dem Rathsberg, um dort eine Rechnung abzugeben.“ Ich folgte gehorsamst ihrem Befehle, putzte mich auf's Beste und trank mit ihr Kaffee; auch sie zog dann ein schöneres Kleid an, nicht ohne mich zu befragen, ob sie mir in diesem Anzug gefalle, worauf ich pflichtschuldigst ihren feinen Geschmack bewunderte und belobte; und dann stolzirten wir in aller Gemüthsruhe nach dem lieblichen Rathsberg, dessen Pfad durch einen reizenden Buchenhain führte.

Als wir nun den Ort erreicht und ich meinen Auftrag erfüllt hatte, ging ich mit meiner Begleiterin,

welche in Folge der drückenden Hitze und des Bergsteigens hungrig und durstig geworden war, in die naheliegende Schenke, worin soeben Musik spielte. Da wir etwas rasch tranken, so dauerte es nicht lange, daß uns der edle Gerstensaft in die heiterste Laune versetzte, wo manches Wort des Scherzes uns die Nachmittagsstunden würzte. Allmählig wurde es Abend. Sie reichte mir heimlich ihre Börse, damit ich die Zeche bezahle, und endlich gingen wir, erfüllt vom rosenfarbigsten Humor, bergabwärts durch den schönen Buchenwald der Heimath zu.

Eine solche Ehre war mir bis zur Stunde nie widerfahren. Freilich kamen auch die Nachwehen für uns beide. Denn welch Entsetzen erfüllte unser Herz, als wir uns der Behausung näherten! Ein Fensterflügel war eingeschlagen, in der Wohnung selbst ein großer eichener Schrank gewaltsam erbrochen — was mag wohl hier während unſ'rer Abwesenheit vorgefallen sein?

Nach genauerer Durchsuchung vermißten wir die Landwehr-Uniform des Meisters, welcher Nachmittags zu einer Uebung hatte ausrücken müssen, woran aber die sorgsame Gattin nicht gedacht hatte. Eine Stunde später ging das eigentliche Gewitter los. Da trat der

uniformirte Landwehr-Unteroffizier mit zornglühenden Augen und in größter Aufregung in das Zimmer; hier gab es keine Entschuldigung, er schimpfte und polterte fürchterlich und gab seiner Frau alle erdenklichen Namen, nur den einer Hofdame nicht. Auch ich, der nur ihrem Befehle gehorchte und ganz unschuldig war, mußte mir eine derbe Rüge gefallen lassen. — Doch nun von etwas Gemüthlicherem!

Zu jener Zeit hatten die Gänse noch keinen großen Werth; um den Preis von 54 Kreuzern war so ein angenehmes Federthierchen zu haben. Meine liebenswürdige Frau Meisterin, die schon lange für einen Gänsebraten schwärmte, wußte eine Quelle zu finden, wie sie einen solchen noch billiger genießen könnte.

Ich beging nämlich nicht selten die große Nachlässigkeit, meine Mütze auf einem Sessel im Wohnzimmer liegen zu lassen. Obwohl mir dieß öfters gerügt wurde, so wiederholte sich dieser Schlendrian doch immer, und meine Gebieterin, die streng auf Ordnung hielt, sah sich deßhalb veranlaßt, und zwar in scherzhafter Weise, für die Folge mich jedesmal mit einem Kreuzer zu bestrafen, damit ich's merke. Hiebei machte sie den Vorschlag, aus dem Ertrag eine Gans zu kaufen, die auch mir zu Gute kommen sollte. Ich

stimmte bei, jedoch mit dem Bemerken, daß die gestrenge Frau gerecht sei und auch ihrerseits ein gleiches Schärflein beilege, so oft sie nämlich auf meiner Hobelbank Scheere oder Fingerhut liegen lasse. Verdutzt über meine Schlauheit, nahm sie gleichwohl den Vorschlag an.

Seltsamer Weise mußte zu diesem Straffond meine Gnädige mehr als die Hälfte beisteuern.

Wie nun die frohe Weihnachtszeit gekommen war — bescheerte uns das liebe Christkindlein einen saftigen „Gänsebraten".

So gingen die hohen Festtage recht ruhig vorüber, die eigentlich für mich nur wenig Erfreuliches gebracht hatten, und einige Tage später feierten wir den Sylvester-Abend, der mein poetisches Gemüth mehr zu hoher Begeisterung stimmte.

Jahresgruß.

Vorüber ist ein Jahresschluß,
D'rum nehmt den neuen Jahresgruß
So freundlich hin, als ich ihn biete.
Mahnt auch der Wechsel dieser Zeit
So oft an die Vergangenheit,
Sei ungestört doch uns der Friede.

D'rum werde Friede, Glück und Heil
Euch Allen, Allen nun zu Theil
In traulich heit'rer Weise!
Wer Gutes denkt und Gutes thut,
Auf dem des Himmels Segen ruht
In seinem Wirkungskreise!

Das neue Jahr, so schön ich's auch besungen habe, war gegen mich so unbarmherzig, wie das vorige, und führte mich in verschiedene Calamitäten.

Es war zu Ende des Februar, als ich eines Morgens die Fensterläden öffnete und sah, wie vor dem Hause ein Mann im Schnee lag, den ich als einen unserer Gesellen erkannte. Ich rief ihn bei seinem Namen, worauf er etwas hervorbrachte, das wie eine Antwort aussah. Der alte Schnapsbruder, der spät nach Hause ging, hatte wahrscheinlich in seiner Trunkenheit das Schlüsselloch nicht gefunden, war zusammen gestürzt und auf frisch gefallenem Schnee eingeschlummert.

Ich öffnete sofort die Thüre, brachte ihn wieder auf die Beine, was viel Mühe kostete, und führte oder schob ihn vorwärts. Starrend vor Frost, begrüßte er mich mit heiserer Stimme:

„Ihr seid Bauern; Ich bin ein städtisch Kind, bin ein Moskauer!“

Obwohl ich das größte Mitleid gegen ihn hegte, so mußte ich doch über seine drollige Rede lachen und vergaß darüber, den Hausschlüssel abzuziehen.

Eine Weile später rief mich die Frau zu sich und fragte nach dem Schlüssel. Ich eilte hinaus an die Thüre, um ihn zu holen; doch derselbe war nicht mehr an seiner Stelle. Anfangs glaubte ich, sie treibe nur Scherz und habe ihn selbst in Verwahr genommen; doch das Räthsel hat sich nach Wochen gelöst. — Für jetzt blieb mir nichts Anderes übrig, als einen neuen Schlüssel herbei zu schaffen. Wie verwünschte ich da alle Moskauer! Wenige Tage später wurde der neue Schlüssel durch einen Gesellen ungeschickter Weise abgedreht, und ohne mich weiters zu fragen, wurde von Seite meiner liebenswürdigen Meisterin ein zweiter auf meine Kosten bestellt.

Wie nun der Schlosser seine Arbeit brachte, sollte ich den Betrag von 24 Kreuzern entrichten; erstaunt über diese an mich gestellte Forderung verweigerte ich entschieden die Zahlung. Die kecke Frau aber wußte, daß vor wenigen Tagen mir von meiner Mutter, die mich besucht hatte', ein neues Halbguldenstück geschenkt

worden war, und sie holte dasselbe aus meiner Westentasche im Schranke hervor, um damit die Rechnung zu tilgen. Dieses eigenmächtige, um nicht zu sagen gemeine Verfahren schmerzte mich bitterlich, und ich vermochte beim Mittagstisch kaum die Thränen zu verbergen. Der Meister, welchem meine rothgeweinten Augen nicht entgingen, fragte, warum ich weine. „Ein eigensinniger Mensch ist's", erwiderte frappirt seine Gattin, „ich habe einen neuen Schlüssel anfertigen lassen, weil der erste nichts taugte, und da er die Rechnung nicht zahlen wollte, so nahm — —"

„Donnerwetter, ist das eine erbärmliche Handlung!" sagte der im Zorn glühende, rechtschaffene Meister, nahm die mit Speise gefüllte Schüssel und warf sie derart über den Tisch, daß Alles in Trümmer ging, stand auf und verließ das Zimmer.

„Da haben wir's," sagte das noch nicht bekehrte Weib, „daran bist Du mit Deiner Thräne schuld; aber warte nur!" —

Nun mußte ich mir noch mehr Schabernack von ihr gefallen lassen. Etwas Boshafteres gibt es nicht mehr, als diese Meisterin war. Noch am selben Tage brachte sie mir einen irdenen Topf in die Werkstätte, welcher durch meine Schuld in der Hitze zersprungen

sein sollte, während ich am Herd Feuer machte und Leim wärmte. Ich sollte sofort einen neuen Topf herbei schaffen und mußte bei einer mitleidigen Nachbarin Schulden machen, um nur das Verlangen zu erfüllen.

Mein Stand in diesem Hause wurde noch schwerer dadurch, daß die beiden Eheleute sich nicht gut vertragen konnten und ihnen das gegenseitige Vertrauen fehlte. Der Meister lebte stets in dem Wahn, seine Frau unterstütze ihre Brüder. Um nun auf den Grund zu kommen, befahl er mir heimlich, Alles genau zu notiren, was ich täglich einkaufte, damit er die Ausgaben mit ihrer Rechnung vergleichen könne. Auf der anderen Seite wollte auch die Frau von mir erfahren, wenn z. B. eine Arbeit abgeliefert wurde, was ihr Gemahl an baarem Gelde empfing. Das war für mich eine peinliche Geschichte, indem ich oft im Zweifel stand, wie ich handeln sollte.

Einmal schickte sie mich in Abwesenheit ihres Gatten, zu einer angesehenen Kundschaft, um dort eine Rechnung einzukassiren; ich wollte aber den Meister nicht in Verlegenheit bringen, weil ich wußte, daß er schon Tags vorher den ganzen Betrag seiner gelieferten Arbeit erhalten habe. Doch ihrem Wunsche zum Scheine Folge leistend, entfernte

ich mich auf eine Viertelstunde und kam mit der Ausrede zurück, daß der betreffende Herr heute verreist sei. Doch setzte ich meinen Meister heimlich hievon in Kenntniß, und dieser verbot mir strenge, in jenes Haus zu gehen, im Falle, daß seine Frau es nochmal versuchen sollte.

Und in der That, sie versuchte es; doch dieses Mal gab ich ihr sogleich deutlich zu verstehen, daß es gegen den Willen des Meisters sei, dort eine Forderung zu stellen.

„Wie? Du willst mir nicht folgen, wenn ich Dir etwas befehle?" herrschte sie mich an.

„Stets", war meine Antwort, „aber in diesem Falle nicht!" — Und nun welch' widerliche Scene!

Sie entfernte sich auf einige Augenblicke, und dann kam das kleine Weibchen wieder in die Werkstätte, mit einer Ochsensehne ausgerüstet, und fragte mich gebieterisch: „Willst Du jetzt gehen?" Auf meine Antwort „Nein" wollte sie gegen mich einen Streich führen — da erwachte in mir ein Gefühl des Unwillens und des Stolzes, ich entriß ihr den über meinem Haupte schwebenden Schläger, eilte damit zum Hackstock, und in wenigen Sekunden lag derselbe in Stücken vor ihren Füßen. Im selben Augenblicke trat der Meister

in die Werkstätte und nahm mich in Schutz; sonst hätte ich vielleicht keine Augen mehr. —

Es ist ein Unglück für Eheleute, wenn sie mit einander im steten Hader leben; aber noch schmerzlicher ist es, wenn man durch Trunkenheit seinen Gram verscheuchen will, wie es häufig der Meister versuchte. Seine Frau ließ es da nicht ermangeln, sich Trost bei dem Geistlichen zu holen, der sie getraut hatte und der auf ihre Bitte, unter irgend einem Vorwand in das Haus trat, um den Gatten auf bessere Wege zu leiten. Als aber dieser Versuch nichts nützte, so scheute diese Xanthippe sich nicht, ihre Klage sogar vor Gericht zu bringen. — Einmal, als sie eben diesen Weg betrat, ließ sie in der Eile an ihrer Kommode, die sie immer sorgsam verschlossen hielt, den Schlüssel der obern Schublade stecken; den Schlüssel der beiden andern trug sie bei sich. Als dies der Meister bemerkte, rief er mich voller Freude in das Zimmer, weil er glaubte, in dem Kasten ein von seiner Frau heimlich zurückgelegtes Geld zu finden. — Mit größter Vorsicht wurde nun die Visitation vorgenommen; ich mußte an's Fenster treten, um auf ihre Rückkunft Acht zu geben; er nahm indessen die obere Schublade heraus und hob dann mittels Stemmeisens den einen Laufboden über

des Schlosses Riegel. Und nun gib Acht, mein Leser, welchen Fund wir machten! In der ersten Schublade fanden wir nichts als feine Wäsche; in der zweiten gesammelte Wochenblätter und diverse Gegenstände; in der dritten einige Dutzend zusammengeballte Strümpfe. Ein Paar um das andere wurde sorgfältig durchsucht und nichts gefunden; endlich aber kamen solche zum Vorschein, die durch ihr Gewicht auffielen. „Hans“, rief der Meister, indem er die Strümpfe triumphirend emporhob, „unsre Mühe war nicht vergebens; hier liegt der Schatz verborgen.“ Doch welch' bitt're Enttäuschung erfüllte unser Herz, als der Meister dieselben genauer durchsuchte, und statt des vermeintlichen Geldes der längst vermißte und für meine Person geradezu verhängnißvolle Hausschlüssel herausfiel! —

Nachdenklich ruhten die Blicke des Meisters auf dem Schlüssel; — er wollte nicht an die Möglichkeit glauben, daß ein Weib fähig sei, einem Lehrling gegenüber eine derartige Handlung zu begehen. Schon war er im Begriffe, mir den Schlüssel zu geben; doch es kam ihm der Gedanke, daß es besser sei, denselben an seiner bisherigen Stelle zu belassen, damit in seiner Frau kein Verdacht wach werde, daß in ihrer Kommode gesucht worden sei.

Während nun der Meister einräumte, kam die edle Dame schon stolzen Schrittes die Straße daher. Durch diese Ueberraschung genöthigt, beeilten wir uns den Kasten noch möglichst in Ordnung zu bringen. Ich schlich mich dann wieder in meine Werkstätte, der Meister aber hüllte sich in seinen Rock, und während die Gattin in das Zimmer trat, eilte er, von ihr unbemerkt, zur hintern Thüre hinaus.

Kaum war die Frau eingetreten, so merkte sie schon, was hier in ihrer Abwesenheit geschehen; als sie nämlich die Kommode öffnete, um ihren Schmuck zu versorgen, war die Unordnung in derselben so groß, daß Gegenstände von der untern Schublade sich jetzt in der obern befanden. In größter Entrüstung rief sie mich in's Zimmer und wollte von mir erfahren, wer in ihrer Kommode gesucht habe? — Da ich nun auf Befehl des Meisters nichts wissen sollte und mich also anstellte, als könnte ich nicht bis fünf zählen, so mußte ich sofort einen Schlosser holen, der ihr sämmtliche Schlösser des Kastens abänderte.

Ebenso eigenthümlich war eine Scene, die sich einige Wochen später abspielte. Eines Morgens ging der Meister zu einer Kundschaft, die ihm eine kleine Rechnung schuldig war, kehrte aber mit dem Gelde

nicht heim. Seine Frau harrte mit Sehnsucht auf einige Gulden; aus ihrem eig'nen Munde hörte ich die bitt're Klage, daß sie, wenn er nicht komme und ihr Geld bringe, heute unmöglich einen Mittagstisch bereiten könne.

Es schlug 1 Uhr, und weil ich eben auch Appetit bekommen, so spionirte ich ein Bischen in der Küche. Da sah ich zu meinem größten Erstaunen, daß bis jetzt noch keine Vorkehrung für einen Mittagstisch getroffen war; noch mehr aber erschrack ich, als ich obendrein bemerkte, daß ich mich in der Wohnung ganz allein befinde.

Eine halbe Stunde später kam der Meister in ziemlich aufgeregter Stimmung nach Hause; auch er suchte in der Küche nach Speise und fand keine; — da fragte er mich, ob denn heute so spärlich gekocht worden sei, daß für ihn gar nichts übrig geblieben? Statt einer Antwort zeigte ich ihm den gedeckten Tisch, welchen er beim Eintritt in das Zimmer in Folge seiner Aufregung wahrscheinlich gar nicht bemerkt hatte.

„Wie, der Tisch gedeckt und kein Essen bereitet?"

„Nein", erwiderte ich.

„Hast Du Geld?"

„Nicht einen Kreuzer", gab ich ihm zur Antwort.

„So geh in die Küche und hole den großen Armkorb.“

Ich brachte denselben.

„Nimm dort aus meinem Bette ein Kissen, geh damit in's Leihhaus und versetze es; auf dem Heimweg kaufst Du Brod und Preßwurst.“

„Aber Meister, das geht doch nicht!“

„Schnell! sage ich; sonst hole dich der Teufel!“

Er selbst deckte sein Bett ab, nahm aus demselben ein Kopfkissen und packte es mir in den Korb! Ich eilte dann sofort in das leidige Leihhaus und erhielt für mein Pfand ein Darlehn von 1 Gulden und 12 Kreuzern. Ich machte hierauf meine Einkäufe, und als ich heim kam, mußte ich noch zwei Maß Bier holen; unterdessen bereitete der Meister die Wurst in Essig und Oel, wir nahmen Platz auf der Hobelbank und dinirten in aller Gemüthsruhe.

Als wir unser Mahl verzehrt hatten, nahm mein Festgeber die restigen Sechser und entfernte sich, um vielleicht in einer Schenke noch vollends seinen Durst zu löschen. — Mir sollte die Mahlzeit freilich nicht zum Besten bekommen!

Es ist Abend geworden und die Meisterin mit ihrem Knäblein und dem Dienstmädchen kehren heim;

sie fragt mich, ob der Meister nach Hause gekommen sei.

Ich unterrichtete sie von seiner Anwesenheit, daß er Bier holen ließ und bald darauf wieder fort ging.

Die Frau konnte ihren Mißmuth nicht verbergen und gebrauchte einige unsanfte Ausdrücke gegen ihren liebenswürdigen Gemahl. Nach einer kleinen Weile gab sie dem Mädchen ein spärliches Abendbrod, und zu mir sagte sie, ich möge nur warten, bis der Meister heim komme. Indessen war mir der Appetit vergangen, als ich sah, wie sie die Betten abdeckte und gleich das Kissen vermißte. Sie suchte — und fand keines; sie fragte mich — und ich durfte ihr keine Auskunft ertheilen. Endlich kam sie auf den Gedanken, ihr Gatte könnte dasselbe möglicherweise versetzt haben.

Ich dachte im Stillen, daß sie gut rathen könne; doch wünschte ich mir sehnlichst, daß jetzt der Meister zugegen wäre.

Mit drohender Geberde fragte sie mich, ob ich vielleicht auf Befehl ihres Mannes das Kissen versetzt habe. — Natürlich verneinte ich ihre Frage.

„Sophie", sagte die Frau zu dem Dienstmädchen, „jetzt gehst Du zum Herrn . . . . . . in das Leihhaus, sage ihm eine höfliche Empfehlung und ich lasse

ihn bitten, ob nicht heute bei ihm ein Kopfkissen mit braungestreiftem Ueberzug versetzt worden sei; wenn dies der Fall, so frage ihn, wer dasselbe gebracht hat und was darauf gegeben wurde!"

Das Mädchen ging; — die Meisterin öffnete das Fenster und rief sie nochmal zurück, als ob sie ihrem Befehle noch etwas beizufügen hätte, und ging ihr bis vor das Haus entgegen.

Meine Lage wurde immer peinlicher, obwohl ich beim Lichte betrachtet völlig unschuldig war.

„Nun", sagte die Frau, während sie wieder eintrat, „jetzt werden wir's bald hören, wer der Sündenbock gewesen; warst Du der Fehlige, so möge Dir der liebe Gott gnädig sein!"

Mit diesen Worten faßte sie mich scharf in's Auge und merkte, daß mein Gewissen nicht rein sei, da ich ihrem Blick nicht Stand hielt. — Nach einer kleinen Pause frug sie mich auf's Neue, und zwar mit einer gewissen heuchlerischen Miene: „Hans, hast Du das Kissen versetzt?" Ich ahnte nicht, daß der Auftrag, welchen die Sophie erhalten hatte, für mich nur ein Schreckschuß sein sollte, und weil ich eben auch, wie man zu sagen pflegt, ein guter Simplicius war, so gestand ich reumüthig mein „Vergehen".

Nun bekam ich mein Fett; es gab kein Schimpfwort mehr, mit dem ich nicht benamst wurde; mir brummen heute noch die Ohren davon. Geschlagen wurde ich nicht.

Nach einer halben Stunde durfte die zurückgekehrte Sophie zur Ruhe gehen; ich aber mußte mit hungrigem Magen noch einige Stunden die Stelle einer Kindswärterin versehen.

Es gehörte nämlich zu meinen Pflichten, jeden Abend im Wohnzimmer wach zu bleiben, bis der Meister von der Schenke nach Hause kam. Genanntes Zimmer war zugleich das Schlafgemach der beiden Eheleute. Vor dem Bette der Gattin stand zur Nachtzeit ein Tisch; auf demselben brannte eine Lampe, ferner ein Rechaud, welches ein Gefäß mit Melissenthee warm erhielt. So oft nun das Kind unruhig schlief oder weinte, mußte ich den Schnuller, den es im Munde hielt, nehmen und ihn wieder im warmen Thee eintauchen, um das Knäblein zu besänftigen, während seine Mutter ruhig in Morpheus Armen lag.

Bei dieser Pflege kam mir manchmal der unschuldige Gedanke, was denn gerade jetzt die sanfte Schläferin träume, wenn der nasse Diezel über ihre Brust ge-

leitet wurde und ich dabei geflissentlich einige starke Tropfen auf ihren schwellenden Busen fallen ließ.

Allmählig war es nun Mitternacht geworden: da klopfte der Meister an der Hausthür und begehrte Einlaß; ich wollte öffnen, doch meine strenge Gebieterin war indessen auch aus ihren Träumen erwacht und wollte nicht dulden, daß ich ihm das Thor aufschließe. Sie sprang im Negligé aus ihrem Lager, nahm aus dem Schlüsselkästchen den Hausschlüssel zu sich und begab sich dann wieder in ihre Ruhe.

Nach mehrmaligem Klopfen wurde ihr Gatte ungeduldig und zeigte Lust, seinen Eintritt durch das Fenster zu nehmen.

Endlich fand sich das boshafte Weib bewogen, den Schlüssel, welchen sie unter der Decke in der Hand barg, mir zu geben, damit ich öffne. Der Eintritt des Meisters war für mich kein erfreulicher; für das lange Warten wollte er mir eine derbe Ohrfeige verabreichen, die gewiß ich nicht verdient hatte und der ich auch glücklich entging, weil ich die Geistesgegenwart besaß, mich rasch zu bücken, während er seine Hand gegen mich ausstreckte. — In Folge des Schlages erhielt jedoch der Meister selbst das Uebergewicht und fiel zu Boden. Mir blieb natürlich nichts Anders übrig, als

alle meine Kräfte zusammen zu nehmen, um ihm wieder auf die Beine zu helfen.

Nun taumelte der liebe Mann schön langsam und gemüthlich in das Zimmer, trat vor das Bett seiner Gattin und wollte sie, wie auch seinen schlafenden Knaben, mit einer ausnehmenden Zärtlichkeit begrüßen; aber seine Zunge versagte ihm den Dienst; sie war zu schwer, um seine Gefühle in süßen Worten aussprechen zu können. Sein boshaftes Weibchen dagegen spielte die Gekränkte und Erzürnte, und das verargte ich ihr nicht; daß sie ihn aber, während er sie begrüßen wollte und dabei über ihr Lager fiel, unbarmherzig zurück stieß, war nicht schön von ihr.

Der Betrunkene aber hat meistens mehr Glück, als ihm gebührt; wäre nicht der hinter ihm stehende Kachelofen sein Beschützer gewesen, der ihm übrigens auch nicht gerade sanft entgegen kam (der Meister fühlte dieß durch eine Wunde an seinem Kopf), so hätte ich zum zweiten Male die Ehre gehabt, ihn vom Boden aufzuheben.

Allmählig jedoch erweichte das Herz seiner Gattin; sie gab ihm durch strenge Worte zu verstehen, ob er denn gar nicht mehr zur Einsicht komme und nicht bedenke, daß fortwährende Trunkenheit eine große

Schande für einen Mann sei! Er nickte hierauf mit dem Kopf, als wollte er sagen, daß er seinen Fehler einsehe und sich bessern werde. Von dem versetzten Kopfkissen wurde jetzt vernünftiger Weise nichts erwähnt. Dasselbe war für heute auch entbehrlich.

Ein Wink der Frau Meisterin hieß mich schlafen gehen; ich entfernte mich, pflichtschuldigst beiden Eheleuten eine recht „angenehme Ruhe“ wünschend. In meinem Bette angelangt dankte ich (wie einst Robinson nach seinem Schiffbruche) Gott herzinniglich, daß ich armer, unschuldiger Junge aus dieser häuslichen Scene meine fünf gesunden Sinne gerettet hatte, obwohl ich so zu sagen von beiden Seiten bombardirt worden war. Wenn ich bis jetzt aus meiner Lehrlingszeit so manche Bitterkeit erzählt habe, so wären damit meine Klagelieder noch lange nicht zu Ende. Um aber dem Leser nicht lästig zu werden, erlaube ich mir nur noch einen Vorfall zu erzählen, der an Schmach alle andern weit übertrifft.

Wie schon früher erwähnt, war R . . . . . durch seine solide Arbeit sehr beliebt; doch durften sich seine Kundschaften das „Warten“ nicht verdrießen lassen; es ist auch leicht erklärlich, wenn ich des Meisters „Lust zum Schaffen“ etwas näher beleuchte.

Gerade bei den Tischlern herrscht noch die alte Sitte, daß sie den Montag „blau“ halten, d. h. die Arbeit an den Nagel hängen und sich fleißig in der Schenke einfinden, um gefüllte Humpen zu leeren. In Folge dessen geht es am Dienstag lau in der Werkstätte; am Mittwoch folgt ein moralischer Katzenjammer; am Donnerstag kommt man endlich zur Einsicht, daß die Kneiperei nichts tauge; am Freitag wird dann zwar geschanzt mit voller Leibeskraft, aber die gewünschte Arbeit kann am Samstag unmöglich geliefert werden, und man sieht sich deßhalb veranlaßt, durch außergewöhnliche Thätigkeit noch den halben Sonntag zu entheiligen. Diese üble Sitte liebte und übte auch der Meister mit unverbrüchlicher Treue; und somit wären seine Arbeitsstunden vollkommen registrirt.

Trotzdem muß ich aufrichtig gestehen, daß ich bei ihm in meinem Beruf sehr viel lernte; meine Arbeit wußte er immer viel schärfer in's Auge zu fassen und zu bekriteln, als die seiner Gesellen, und das war für mich kein Schaden. Ich gewöhnte mich dadurch an Genauigkeit und Propreté. So kam es denn auch, daß mir ein Herr, bei dem ich bereits längere Zeit gelegentlich eines Baues beschäftigt war, wegen meines Fleißes und meiner Geschicklichkeit größeres Lob spendete,

als ich wohl verdiente. Sehr unzufrieden dagegen sprach er sich über die leichtfertige Arbeit aus, die ihm einer von unsern Gesellen lieferte. Dies schien dem Letzteren nicht sonderlich zu behagen und er lebte dabei in dem Wahne, als hätte ich ihn verdächtigt, was durchaus nicht der Fall war. Uebrigens wenn ich aufrichtig gestehen darf, so muß ich, ohne diesem Gesellen nahe treten zu wollen, sagen, er war in der That ein Pfuscher und hätte sich in keiner andern Werkstätte so lange halten können, als gerade hier, wo der Meister sein Schulgenosse und auch sonst gut befreundet mit ihm war.

Eines Tages nun rief mich jener Bauherr zu sich in sein Zimmer und gestand mir in schmeichelhafter Weise, daß er mit meinen Leistungen vollkommen zufrieden sei; er werde dies auch Herrn R . . . . . mittheilen und ihn bitten, daß er seinen Gesellen daheim beschäftigen und die von ihm noch gewünschte Arbeit durch mich vollenden lassen möge. Dieses große Vertrauen machte mich stolz und erhöhte meinen Fleiß. Der gutherzige Mann zeigte sich aber auch in andrer Weise gegen mich erkenntlich und verabreichte mir allwöchentlich ein entsprechendes Honorar, was ich mit großem Danke entgegen nahm.

Doch alle diese Gunst, welche mir hier zu Theil wurde, sollte ich bitter büßen. Kein Mensch in der Welt hätte wohl geahnt, daß die Anerkennung meines Fleißes von einer Seite für mich die tiefste Erniedrigung von der andern Seite zur Folge haben würde.

Jener Taugenichts von einem Gesellen sann auf Rache; er suchte eine Gelegenheit, mit dem Meister allein in einer Schenke zusammen zu treffen, und dieser war schwach genug, gegen mich eine Verleumdung anzunehmen. Was hier gesprochen wurde, weiß ich zwar nicht; aber nach der mir kurz darauf zugefügten Mißhandlung konnte meine Vermuthung keine irrige sein. Beide Trunkenbolde traten zur Mittagszeit in die Wohnung, wohin auch mich das Mittagessen gerufen hatte. Des Meisters Auge sprühte von Zorn, und ohne ein Wort zu sagen, faßte er mich beim Schopf, warf mich zu Boden und — stampfte mit seinen Füßen auf mir herum! Hier lag ich, wie ein getretener Wurm, harmlos und ohne alle Schuld. —

Was sollte ich nun thun? wo finde ich mein Recht? Soll ich Klage führen bei Gericht, oder soll ich's ruhig hinnehmen?

Noch drei Monate — und meine Lehrzeit ist erstanden; ich klagte nicht. —

Am nächsten Morgen besuchte der Meister den Bau, um an der Arbeit nachzusehen; hiebei zeigte er sich auffallender Weise auf's Freundlichste gegen mich und that so, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Leider konnte ich seine Freundlichkeit nicht erwidern; alle Fragen, die er an mich stellte, beantwortete ich ihm nur mit „Ja" und „Nein".

Mein kaltes und zurückhaltendes Benehmen schien ihm nicht zu gefallen, und er fragte mich, warum ich heute so üble Laune zeige; er sei dies, besonders einem Lehrling gegenüber, nicht gewöhnt.

Ich wollte schweigen; endlich aber faßte ich doch den Muth und bat ihn auf's Dringendste, mir zu sagen, was ich denn eigentlich verbrochen habe, daß er gestern in seinem Zorn mich so mißhandelte? Da wollte er von Allem, was geschehen, nichts wissen; — doch sagte er mir die tröstlichen Worte: „Arbeite nur recht fleißig! Du bist mir lieber, wie mancher Geselle, und das Andere wird schon recht werden." Hierauf entfernte er sich. —

Sollte er wirklich heute nicht mehr gewußt haben, welches Scheusal er gestern gegen mich gewesen? Ich weiß es nicht; gerne hätte ich ihm die Worte zugeflüstert:

„Hast Du ein fühlend Herz gekränkt,
So mach' es wieder gut,
Daß nicht durch seinen Gram ein Fluch
Auf Deinem Haupte ruht."

Oder fühlte er doch Reue über seine Handlungsweise? So flossen weitere vierzehn kummervolle Tage dahin; die Arbeit im Bau war jetzt vollendet, und ich mußte wieder heim in die Werkstätte. Doch traf ich es hier besser, als ich gehofft hätte.

Jener Geselle, der mir so tiefes Leid verursacht hatte, war inzwischen „fremd" geworden; der Meister hatte nichts mehr von ihm wissen wollen; vielleicht waren ihm die Augen aufgegangen, mit „wem" er es zu thun hatte. Sei dem, wie es wolle!

Ich ging ruhig an meine Arbeit; und siehe! Am frühen Morgen schon fragte mich mein Gebieter, wie lange ich noch bei ihm zu verbleiben habe, bis meine Lehrzeit beendet sei.

„Noch drei Monate", war meine kurze Antwort.

„Ganz richtig", erwiederte er; „doch damit Du siehst, daß ich Deinen Fleiß stets erkannt habe und auch des Leides gedenke, welches Dir in meinem Hause so oft widerfahren, so will ich Dir den Rest Deiner Lehrzeit schenken."

Das war großmüthig! Vor lauter Freude hätte ich bald vergessen, ihm für diese Huld meinen Dank auszusprechen.

Ich mußte nun sogleich eine Kommode in Arbeit nehmen, die mein „Gesellenstück" werden sollte. Nach Vollendung der Arbeit wurde mein Probestück durch den Zunftmeister geprüft, und nachdem dasselbe gut befunden, zur weiteren Würdigung dem Magistrate übergeben.

Herr Rechtsrath H . . . wollte in dieser Arbeit sogar ein Meisterwerk erkennen, weßhalb er mir zu meinem „Lehr=Brief" noch extra aus seiner Börse einen Kronenthaler schenkte.

Gott sei Dank! Jetzt bin ich Geselle, und mir lacht ein heitrer Morgen!

Das Leben des Tages.

Sei mir gegrüßet, heit'rer Morgen!
Mir sagt dein Bild so lieblich rein,
Daß dieser Tag mir ohne Sorgen,
Und ganz, wie Du, wird freundlich sein.

Der Träume düst're Truggestalten,
Sie fliehen mit der finstern Nacht!

Gestärkt muß sich der Geist entfalten,
Wenn reiner, heit'rer Morgen lacht.

Und wenn Aurora mich begrüßet,
Geh' munter ich zur Arbeit hin;
Aus ihrem ros'gen Füllhorn fließet
Für Geist und Leib mir neu Gewinn.

Hör' ich die Abendglocke läuten,
Versinket bald das Abendroth —
Die Hände falte ich mit Freuden:
Gott schützte mich vor jeder Noth.

Gebet wird meinen Glauben stärken,
Ich hielt ja mein Gewissen rein;
Denk' ich an Gott bei meinen Werken,
Wird er auch wohl mein Helfer sein!

Und schließ' ich meine Augenlider,
So halten seine Engel Wacht;
Und neu gestärkt erwach' ich wieder,
Wenn mir ein schöner Morgen lacht.

Der erste Tag in der „Herberge" bedeutet für einen Professionisten ungefähr soviel, wie den Eintritt in die Welt. Glücklicher wird sich kaum ein Gymnasiast

mit dem eben erst erlangten Abiturienten=Zeugniß in der Tasche fühlen, als ich im Besitze meines Lehrbriefes. So betrat ich stolz und froh zum erstenmale in meinem Leben die Herberge, um nach damaliger Sitte ein kleines Festmahl zu geben. Zu diesem waren geladen: der Lehrmeister mit seinen Gesellen, der „Geschworne" (Zunftmeister) und der älteste Geselle von der Schreinerzunft. Letzterer überreichte mir nach altem Brauche eine ellenlange Kölnische Tabakspfeife mit einer rothseidenen Schleife als Symbol, daß mir jetzt das Rauchen erlaubt sei, und lud mich ein, daß ich auch fleißig die Herberge besuchen möge. An Toasten und Trinksprüchen fehlte es bei der kleinen Festlichkeit nicht; der gefüllte Pokal machte gehörig seine Runde und allmählig erwachte die größte Heiterkeit unter den Gästen. Einer derselben stopfte meine lange Pfeife, und ich durfte oder vielmehr mußte rauchen, ein Genuß, der mir nicht sehr zuträglich zu sein schien; wenigstens fühlte ich dieß, als ich nach Hause kam. Somit war ein Tag der Freude und die Jahre einer verhängnißvollen Lehrzeit glücklich überstanden und hinaus gings nun in das frische und freie Wanderleben.

So gerne es der Meister gesehen hätte, wenn ich in seinem Geschäfte noch länger verblieben wäre, so

ließ er mir doch andrerseits auch die Wahl, die Fremde zu betreten, wenn ich dazu Lust hätte. Da ich nun aber dieses Aufenthalts während der Lehrlingsjahre müde geworden war, zog ich es vor, die Wanderung anzutreten. Ich dankte ihm für all sein Wohlwollen und für all seine Güte, insbesondere aber für alles, was ich bei ihm als Tischler erlernt hatte.

„Nun, so reise mit Gott!“ sagte der biderbe Meister, „und wenn Dich je der Weg wieder nach Erlangen zurückführt, so bist Du stets bei mir willkommen; denke zuweilen an mich — und vergiß die Unannehmlichkeiten, welche in mancher Stunde dein Herz betrübten.“

„Alles ist ja ganz gut“, war meine Antwort; ich konnte jetzt nicht weiter sprechen; eine stille Wehmuth beklemmte mein Herz, wo es galt, Beiden ein Lebewohl zu sagen. Ich hatte sie doch lieb, diese beiden garstigen Eheleute. Nicht ohne Rührung reichte mir der Meister und seine Gattin die Hand: „Auf Wiedersehn!“ War übrigens auch mein Auge zu Thränen gerührt, so groß war der Schmerz nicht, daß ich ihn nicht hätte tragen können.

Jetzt war ich frei, und der inn're Drang in meiner Brust gebot mir, in die weite Welt zu wandern, um

and're Sitten und Gebräuche kennen zu lernen und auch andrerseits mich mehr in meinem Berufe auszubilden. Doch wohin soll ich meine Schritte lenken?

Nach Norden? — Nein! das könnte mir übel bekommen! Möglicherweise könnte ich mich gar nach Sibirien verirren und dort meine Füße erfrieren. Nach Osten will ich ziehen und dort als frommer Christ das heilige Land besuchen; vielleicht gelingt es mir auch, von da einen kleinen Abstecher in das eh'malige Paradies zu machen. Schnell den Atlas zur Hand, um sich're Wege zu suchen; in welcher Provinz liegt dieser Ort? — Eine volle Stunde suchte ich vergebens auf meiner Karte; ich konnte den erwünschten Landestheil nicht finden. Sollte vielleicht der Geograph bei seiner Aufnahme die historisch-merkwürdige Stelle vergessen haben? oder ist sie bei der großen Sündfluth versunken? Jetzt wohnen da allenthalben nur grausame Türken oder Feueranbeter. Nein, dieser Richtung folgst du nicht; die Reise nach Westen malt sich vielleicht schöner.

Ueber den Rhein, nach Frankreich, nach Spanien, wo die Citronen blühen und die Sonne goldner blinkt, dahin will ich ziehen.

Doch halt! auch das geht nicht; Frankreich zu bereisen, dazu brauchts mehr Französisch, als Oui, Monsieur;

mehr aber konnte ich nicht; und nach Spanien möchte mir aus dem gleichen Grunde und vonwegen des Geldbeutels die Reise doch zu „spanisch“ werden; ich wand're lieber nach Süden, nach Italien!

Dabei bleibts, soweit nicht das Sprichwort gilt: Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Wohlgemuth und fast mit Allem ausgerüstet, was ein Handwerksbursche zur Reise nöthig hat, zog ich von dannen; ich hatte ein Wanderbuch, einen Paß für's Ausland, ein großes Felleisen und einen tüchtigen Ziegenheimer; nun kann's nicht fehlen. Wäre nur in dem großen Felleisen auch recht viel Geld gewesen! — Nach vierstündiger Reise per pedes apostolorum (denn die Eisenbahn war noch nicht so weit fertig) sah ich die liebliche Stadt Nürnberg vor mir liegen, wo ich vor einigen Jahren mein Glück gesucht, aber keine günstige Stelle gefunden hatte. Heute ist's anders. Nachdem ich meine Schwester besucht hatte, ging ich zur Herberge, und hier wurde mir von einem Meister sofort dauernde Beschäftigung zugesichert. Hier zu bleiben, war nun gerade nicht mein Wille; aber wegen Mangels an Reisegeld verschob ich die Reise nach Italien und machte Gebrauch von dem Anerbieten. Mein Felleisen ließ der Meister durch seinen Lehrling abholen, und weil heute gerade

Feiertag war, so schloß ich mich meinen neuen Kollegen an. Deren Vorschlag folgend, lustwandelte ich mit ihnen nach dem schönen „Dutzendteich", wo Regiments-Musik spielte.

Es ist eine Freude für einen jungen Menschen, wenn er die Fesseln der Lehrzeit abgelegt hat und sich im geselligen Leben bewegen darf. Welche Gedanken erwachen in seiner Brust, wenn er sieht, wie ein hoffnungsvoller Jüngling an der Seite seiner Liebsten weilt, — welche Gefühle erfüllen sein Herz, wenn er als stiller Beobachter ihren Gesprächen, Hoffnungen und Wünschen lauscht — und welches Verlangen bemächtigt sich endlich seiner Seele nach dem Genusse inniger Liebe!

Da muß man aber gar sehr auf der Hut sein; denn hier gibt es so manche Klippe. Schon Schiller sagt so herrlich:

„Zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl." —

Es gibt junge Leute, welche kaum der Schule entwachsen, von der Macht der Liebe ergriffen werden, bevor sie sich eine sichere Existenz gegründet haben. Nicht selten legen sie sich dadurch eine Bürde auf, die für sie das ganze Leben hindurch zur schweren Pein

wird; nur Wenigen lächelt das Glück, daß sie eine derartige frühe Verbindung nicht zu bereuen hätten. Wie oft stehen solche Verhältnisse mit dem praktischen Leben im direkten Widerspruch! und wie schmerzlich ist es alsdann, wenn dieselben, je nach Umständen, mit großen Opfern gar wieder gelöst werden müssen! Folgt nun eine solche Trennungsstunde, so werden die Unglücklichen krank am Herzen und es fließen bitt're Scheidethränen!

„Die Erinn'rung kehret wieder,
Doch die Zeit kehrt nie zurück."

Freilich wird gerade auf diesem Gebiete auch großer Unfug getrieben. Es gibt Männer, welche nur zu sehr die Veränderung lieben; sie flattern wie ein Schmetterling von einer Blume zur andern, wohl ausgerüstet mit der Kunst, durch Schmeicheleien die Unschuld zu bethören. Traut nun ein unerfahrnes, leichtgläubiges Geschöpf den süßen Worten eines solchen Verehrers, so ist es betrogen und verloren; denn die Vorspiegelung dieser Leute von inniger Liebe und Treue dauert nur so lange, bis sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht haben; dann weichen sie zurück. — Besonders junge Leute sollten auch das bedenken, daß sie durch leichtfertigen Lebenswandel ihre jugendliche Kraft ver-

geuden, welche sie in sparsamem Gebrauche für ein langes Leben bewahren sollten.

Doch Pardon, mein lieber Leser! Dein gutmüthiger „Kreenländer“ hat sich in seinem ernsthaften Gespräche über Moral ein Bischen zu weit fortreißen lassen. Was kümmerts im Grunde mich oder Dich, was And're thun und treiben? Sollen wir ihre Hüter sein? Gewiß nicht! Ein Jeder trägt seine eig'ne Haut zu Markte, und wie man sich bettet, so liegt man. Doch kann ich es nicht unterlassen, dem so oft als Entschuldigung vorgebrachten Spruche: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“ ein kleines Gedichtchen gegenüber zu stellen.

Naturgenuß.

Der Morgen graut, die finst're Hülle weichet,
Und thaubeperlet sich zur Erde neiget
Ein Blüthenheer auf reicher Flur.
Doch lebend wirkt die liebe Sonne nieder,
Erhebt durch Licht und Wärme wieder
Die Pflanzen all' in der Natur. —

Wir treten ein im Lenzes-Heiligthume,
Geöffnet ist der Kelch von jeder Blume,
Aus welchem süßer Weihrauch weht.

Gegönnt ist's uns, zu pflücken von den Blüthen;
Doch magst Du Dich bei dem Genusse hüten!
Zuviel vom Guten widersteht!

Gern stürmt der Mensch von einer Blum' zur andern
Und hascht nach süßer Lust auf seinem Wandern,
Wenn Liebeszauber ihn umgarnt;
Doch raubt das Sinnliche das Mark dem Leben;
Der Geist kann selbst sich nimmer kräftig heben —
Der Schwache wird hiedurch gewarnt!

Guter „Kreenländer"! Wie wird es nun Dir mit der Liebe ergehen? Denn „Amor's heil'ge Göttermacht" läßt nicht mit sich spassen. —

Noch weile ich von holden Träumen und süßen Ahnungen umgaukelt mit meinen Collegen am schönen Dutzendteich; die liebe Abendsonne nimmt endlich Abschied von unserm Pegnitzgrunde, und wir eilen nun der Stadt zu, um in der Herberge noch ein gutes Glas Bier zu genießen.

Aber mein Gott! Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie ein solches Quantum Gerstensaft vertilgt, wie heute; ich fühlte mich dadurch etwas unbehaglich und hielt es für rathsam, mich von der muntern Gesell-

schaft zu entfernen, um nicht schon am ersten Abend als ein Trunkenbold des Meisters Haus zu betreten. Trotzdem aber, daß ich so bald nach Hause ging oder vielmehr wackelte, kam ich doch in die peinlichste Verlegenheit. Ich hatte mich nämlich vorher nicht bekümmert, wo sich meine oder besser gesagt unsere Schlafstelle befand; denn wir mußten zu zweit in einem Bette liegen. Als ich mich nun um das Nachtlokal erkundigte, sagte einer der Gesellen zu mir: „Wenn Sie die Treppe erstiegen haben, finden Sie links eine Thüre; hier treten Sie ein, und rechts das erste Bett, ist für uns beide bestimmt." Mit diesem Bescheid kehrte ich heim und erstieg die Treppe; es war sehr finster; doch ich fand auch ohne Licht mein Gemach und das bezeichnete Bett. Hier entkleidete ich mich und nahm in aller Gemüthsruhe mein Lager ein, indem ich bei mir dachte: Will doch sehen, was Dir in heut'ger Nacht träumt! Denn die Träume der ersten Nacht, die man an einem Orte zubringt, sollen prophetisch sein. Nach einer Weile — ich lag schon halb im Schlummer — hörte ich, wie Jemand die Thüre öffnet, sich ohne Licht meinem Lager zuwendet und sich hier entkleidet. Das wird dein Schlafgenosse sein, dachte ich und rückte näher der Wand zu. Als nun der Vermeintliche nach dem

Bette suchte, glitt seine Hand mir in's Gesicht und ein kreischendes „Ah!" weckte mich vollends aus meiner Ruhe. — Wie vom Sturmwind getrieben, war die Gestalt dem Gemach entschwunden.

Mir war es inzwischen in der Dunkelheit auch unheimlich geworden und ich vermochte mich kaum zu fassen. War diese Erscheinung ein Traum? Nein, unmöglich! Ich war ja wach. — Hier ist's nicht sauber — in dem Hause geht's um! — Mir standen alle Haare zu Berge. Nach einiger Zeit wurde es Licht in meiner finstern Kammer, und zwei seltsame „Gespenster" traten jetzt lebhaft vor mich hin; in dem einen erkannte ich die in Schrecken gesetzte Köchin und in dem andern die Frau Meisterin im Nachtgewande, mit einer brennenden Lampe versehen. Letztere war, als sie mich erblickt hatte, so freundlich, mir um eine Treppe höher heimzuleuchten. Das Mißverständniß löste sich nämlich dadurch, daß sich im ersten Stock die Werkstätte befand und von hier aus der Bescheid meines Kollegen galt. Aber so kleine Abenteuer muß man sich auf Reisen schon gefallen lassen. Wenn sie nur immer gut vorüber gehen! Viel bedenklicher hätte die Sache werden können, wenn sich die Köchin wirklich zu mir gelegt und erst am andern Morgen meine An=

wesenheit bemerkt hätte. In der That wurden wir beide auch noch lange Zeit deßhalb geneckt, obwohl für diesen Fall unsere Unschuld gerettet war. —

In einer schönen Nachmittagsstunde, wo ich in einem Privathause zur „Weidermühle“ eine Arbeit zu besorgen hatte, führte mich der Weg durch die „Hallerwiese“. Ein schöner Aufenthalt für die liebe Jugend wie für Erwachsene! Warum man sie Wiese nennt, weiß ich nicht; es ist vielmehr eine Anlage, ein kleiner Hain, möchte ich sagen, liegt westlich von der Stadt am rechten Ufer der Pegnitz. Zu damaliger Zeit befand sich gleich beim Eingange links ein ziemlich hoher Hügel mit Bäumen und Gesträuchen bewachsen; auf seiner obersten Spitze aber war ein kleiner versteckter Platz mit einer steinernen Bank, die manchmal für solide Leute Aergerniß erregte. Jetzt ist dieser Hügel mitsammt seinem Stelldichein abgetragen und zu einer schönen Terrasse umgewandelt. In der Mitte dieser „Wiese“ befindet sich ein kleiner Brunnen mit laufendem Wasser, den die Stadtleute zur Abendstunde gerne besuchen, um an der frischen Quelle sich zu laben. Besonders wohlthuend sind hier die großen Lindenbäume, die zur Blüthezeit den süßesten Duft verbreiten.

Soviel über die Lage der Hallerwiese. Doch welches dunkle Vorgefühl bemächtigte sich meiner, als ich damals zum ersten Male den lieblichen Pfad durchwandelte! War mir's doch so eigens zu Muthe, gleichsam, als ob dieser Ort für mich Geheimnisse bärge, die auf mein ferneres Dasein Bezug hätten! — Mit stiller Wehmuth zog ich heute von dannen und wußte nicht, wie ich mir diese Ahnung deuten sollte. Gibt es Vorgefühle oder nicht? Fast möchte ich es bejahen; denn bald sollte sich mir das Geheimniß lösen.

Nürnberg bietet in der That ein recht geselliges, ein recht gemüthliches Leben; es fehlt nicht an Unterhaltungen aller Art. So finden wir dort eine Menge von Gesellschaften, Gesangsvereine und die sogenannten Liebhaber-Theater. Eines derselben befand sich seinerzeit in der Vorstadt Steinbühl in einem Gasthause. Obwohl ich nicht berechtigt war, in dasselbe einzutreten, gelang es mir doch durch einen, wie mir damals schien, liebenswürdigen jungen Mann, den ich in dieser Schenke kennen lernte, eingeführt zu werden; es wurde mir auch von Seite des Vorstandes mit einer gewissen Zuvorkommenheit bedeutet, daß wenn ich Lust hätte, als Mitglied in die Gesellschaft „Erholung" einzutreten, ich freundlichst aufgenommen würde. Da ich

zuvor nie ein Theater besucht hatte und mich hier ausgezeichnet amüsirte, machte ich sogleich Gebrauch von dem freundlichen Anerbieten. Doch bevor ich weiter fahre, muß ich meinen geehrten Lesern den jungen Mann vorführen, der mir Zutritt in das Theater verschaffte und mit dem ich bald einen engeren Freundschaftsbund schloß.

Dieser mein intimer Freund war von angenehmem Aeußern und wußte sich in jeder Gesellschaft fein zu benehmen; hauptsächlich dem schönen Geschlecht gegenüber war er Meister in seinem Gespräche. Derselbe besaß, wie man sich wohl denken kann, ein holdes Liebchen, welches in der „Weidermühle“ wohnte. So oft er nun Abends zu ihr ging, holte er mich ab, und ich verlebte manche frohe Stunde in ihrer Mitte. Einer der schönsten Abende jedoch war für mich jener, an welchem wir den Namenstag der Geliebten meines Freundes „Michael Sch . . .“ feierten. Zu diesem kleinen Familienfeste war außer uns beiden noch eine Freundin geladen, welche durch die Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung die schöne Feier erhöhte. „Sybilla“ war ihr Name und sie zählte siebzehn Jahre. Bis zur Stunde hatte ich noch kein Wesen erblickt, das mich so zu fesseln vermochte, wie diese „Blondgelockte“. Ihre

ganze Toilette war zwar einfach und bescheiden, aber äußerst geschmackvoll; man darf sagen, daß die gütige Natur ihr alle Reize verliehen hatte, die je ein Mädchen schmücken können; was mich aber am meisten entzückte, das war ihre glockenreine Gesangsstimme.

War es nun ein Wunder, wenn auch mich die „Macht der Liebe" ergriff, als Sybilla die Guitarre zur Hand nahm und mit ihren zarten Fingern den Saiten die süßeste Harmonie entlockte und sozusagen überirdisch schön eine Arie dazu sang.

Welche Begeisterung erfüllte mein Herz! Ja! In diesem Wesen erkannte ich mein Ideal! Fasse Muth! Auch sie soll deine Stimme hören und wissen, daß ich ein Sänger — oder Stümper bin! Ich bat um die Laute und sang eines meiner Lieblingslieder:

„Setz' Dich, liebe Emmeline,
Nah, recht nah zu mir!
Laß uns recht vertraulich sprechen!
Niemand lauschet hier ꝛc."

Gelauscht haben zwar Alle, die hier anwesend waren; allein dies verursachte keine Störung, im Gegentheil, sie waren sehr erfreut über unsere lyrischen Vorträge und merkten, daß zwischen uns beiden eine gewisse Sympathie obwalte.

Mein edler Freund goß sogar Oel in's Feuer und erlaubte sich im Scherz zu sagen, wir müßten ein Liebespaar werden; denn die Tauben könnten uns nicht schöner zusammen tragen. Sybilla warf mir hiebei einen verstohl'nen Liebesblick zu und lächelte; — ich habe über diese Worte auch nicht geweint, und so wurden wir in unsern Herzensergießungen immer zutraulicher und in einigen Viertelstunden war durch süße Versprechungen das „Band der Liebe" fertig. Mein guter „Michel" wünschte uns lachend recht viel Glück; da er aber aus Erfahrung auch wußte, daß Küsse süß schmecken, so wollte er mich mit solchen heute sättigen.

Es wurde ein „Pfänderspiel" arrangirt, bei welcher Gelegenheit ich Glücklicher durch Auslösen meiner Pfänder unzählige Küsse an Sybilla verabreichen durfte oder sogar mußte; mir brannten fast die Lippen und endlich, des Küssens müde geworden, ruhte ich —

Im Arme der Liebe.

Im Arme der Liebe
Da möchte ich sein,
Im Arme der Liebe
Da schliefe ich ein;

Im Arme der Liebe
Ist Ruhe so süß,
Im Arme der Liebe
Ein Paradies.

Im Arme der Liebe
Da träumte ich gern,
Im Arme der Liebe
Sind Sorgen mir fern;
Im Arme der Liebe
Da fühl' ich kein Leid,
Im Arme der Liebe
Nur Seligkeit!

„Nun seht einmal den jungen, leichtsinnigen Menschen an", wird sich der Leser denken; „gestern sprach er noch von der strengsten Moral und heute — schwelgt er selbst im Arme der Liebe."

Doch nein; wenn der „Kreenländer" auch treuherzig seine Abenteuer erzählt, so darf man dennoch versichert sein, daß die Leidenschaft der rein sinnlichen Liebe ihm fremd sei. Ich habe auch bis zur Stunde noch kein Verlangen gehegt nach Früchten, die verboten sind. Habe ich mir dennoch ein Liebchen erkoren

und jenes Wesen bis zu meinem Ideal erhoben, so darf diese harmlose Glückseligkeit einem Jüngling von achtzehn Jahren gegönnt werden. Daß aber die Liebe so, wie ich sie im Herzen hegte, nur eine reine und platonische war, beweist das Gespräch, das ich mit Sybillen hatte, als ich sie heimführte.

Es war schon spät und der Mond mit seinem Silberlichte drang durch das dunkle Laub der Linden und erhellte die Pfade der Hallerwiese, die ich, mit der Liebsten am Arme, durchschwärmte. --- Jetzt waren wir beide allein — o wie glücklich war ich, ihr sagen zu können, daß ich sie vom Grunde des Herzens liebe. — „Sybilla, verzeihen Sie, wenn ich mir erlaube, zu sagen, daß mein Herz in heißer Liebe für Sie schlägt, und es Ihnen heilig verspreche, daß meine Gefühle so rein für Sie bleiben werden, bis die Zeit kommt, wo es mir gestattet sein wird, Sie als meine Gattin heimzuführen."

Sybille dankte sittsamlichst für diese meine rechtliche Gesinnung, und hochbeseligt im Austausch uns'rer Gefühle gingen wir gemüthlich dahin.

Mit dem Gedanken meiner Liebe ging ich zur Ruh und die Morgenstunde brachte ihr ein Rosenbouquet und folgendes Gedicht:

Himmlische Rosen.

Einen Strauß will ich Dir binden,
Der im Leben nie verblüht;
Doch wo wird der Gärtner weilen,
Welcher ew'ge Rosen zieht?

Alle Blumen, die hier blühen,
Welken ab zu ihrer Zeit;
Von den Rosen, so ich suche,
Ist der Same nicht gestreut.

Denke Dir im Geiste Blumen,
Die ein treuer Freund gepflückt:
Freundschaft, Liebe heißt die Rose!
Selig der, den sie beglückt.

Deinen Weg will ich bestreuen
Nur mit Blumen dieser Art,
Auch den Pfad zum Traualtare,
Wo sich treue Liebe paart.

Alle Tage Deines Lebens
Spende Dir der Himmel Glück,
Ew'ge Schätze für die Seele, —
Ird'scher Tand bleibt doch zurück.

Enden Deine Schicksalswege,
Ist vollbracht der Lebenslauf,
Von der Freundschaft, Liebe Blumen
Geht gewiß der Same auf!

Jenseits blühen Götterrosen,
Die hienieden ich nicht fand;
Denn der Gärtner wohnt dort oben,
Schöpfer Du! im Sternenland.

Abends führte uns die Sehnsucht wieder zusammen. Nicht aber zu meiner großen Freude gab sie mir die Absicht kund, mit mir einen Ball zu besuchen; da ich ein großer Laie in der Tanzkunst war, wollte ich es ihr ausreden, was mir jedoch nicht gelang; sie bestand auf ihrem Willen, den Ball zu besuchen, und so bemühte ich mich wohl oder übel, schnell noch einige Tänze zu erlernen. Der bewußte Ball kam. Da es aber mit dem Tanzen meinerseits doch nicht gehen wollte, so ersuchte ich meinen Freund, als Tänzer für mich einzutreten. Lange sah ich mit Wohlgefallen dem Paare zu, bis sie beide plötzlich meinen Augen entschwanden. Da wurde meine Eifersucht rege, und unwillkürlich suchte ich ihre Spur und erblickte beide lust=

wandeln am Perron. Ich folgte ihnen so unbemerkt wie möglich und hörte, wie Sybilla zu ihrem Begleiter äußerte, wie lieb und theuer ich ihr sei, wenn ich nur auch tanzen könnte! Das Vertrauen, welches ich in meinen Freund setzte, rechtfertigte sich dagegen wenig; denn er bemühte sich mit schönen Worten und Versprechungen, Sybillens Herz für sich zu gewinnen, wovon sie jedoch nichts hören wollte.

Ich suchte meinen Schmerz zu verbergen und mochte in der Aufregung wohl einige Gläser Wein zu viel bekommen. — Mein Freund Michel setzte seine Rolle als Chevalier beim Nachhausegehen weiter fort, er bot ihr den Arm — und ich war in diesem schönen Bunde als Dritter überflüssig.

In Begleitung mehrerer Ballgäste traten wir endlich unsern Heimweg an. Die frühe Morgenstunde verlockte uns noch in die Hallerwiese zu gehen, um dort süßen Blüthenduft einzuathmen. Als wir das neue Thor durchschritten hatten, nahmen wir Platz auf den dort befindlichen Ruhebänken. Während dieser Ruhepause schloß ich meine Augen, gleichsam als ob ich schliefe; denn ich wollte (und das lehrte mich die Eifersucht) nur das weitere Gespräch meines Freundes mit Sybilla belauschen. Nach einigen gleichgiltigen

Redensarten weckte mich meine Angebetete, um mit ihnen in die Hallerwiese zu gehen und dort beim Brunnen einen frischen Trunk zu nehmen. Ich hatte zwar kein Verlangen nach Wasser, um meinen Durst zu löschen; dennoch bedeutete ich ihr, daß ich später nachfolgen werde. Sie ging mit der kleinen Gesellschaft von hinnen; mein Entschluß war gefaßt, einen anderen Weg einzuschlagen, der mich nicht mehr zu ihnen führen sollte; doch das Schicksal lenkte es anders.

Meine Schritte führten mich nach jenem Hügel, der den Ueberblick über die ganze Anlage gewährt; doch was sollten hier meine Augen schauen — Sybilla mit meinem Freund in der zärtlichsten Umarmung! Die offenbare Untreue meiner Heißgeliebten brachte mich plötzlich in das Stadium der Verzweiflung — und in diesem Augenblick seiner nicht mächtig, stürzte sich der jugendliche „Kreenländer" von dem Hügel gegen die unten fließende Pegnitz, um seiner Herzensqual ein Ende zu machen, wo sich aber zum größten Glück ein unerwarteter Retter fand. Einer von der zerstreuten Gesellschaft, der ebenfalls mit seiner Liebe sich am Ufer auf einer Ruhebank befand, sah ihn stürzen und eilte sofort zu seiner Rettung herbei. Es glückte ihm, wenn auch leider mit Verlust seines einen

Frackflügels, der an einem Gesträuche hängen blieb, mich aufzuhalten.

Sybilla kam mit ihrem Begleiter nicht wenig bestürzt über das Begebniß auf mich zu; sie wollten mich mit der Versicherung beruhigen, daß das, was ich mit eigenen Augen gesehen, nur eine übertriebene Anschauung meiner blinden Eifersucht gewesen sei. Mein Freund übergab mir Sybillen mit den Worten: „Führe jetzt Deine Liebe beruhigt nach Hause." Für diese Worte hatte ich nur einen Blick der tiefsten Verachtung; Sybilla, die ich zum Feste geführt hatte, brachte ich auch wieder nach Hause, jedoch ohne ein Wort mit ihr zu verlieren.

Ich war damals wirklich noch etwas zu ungeschmeidig für ein lebenslustiges Mädchen gewesen. Hätte ich doch tanzen und recht schwadroniren können, dann wäre mir so etwas schwerlich passirt. Aber sicherlich war es so besser! Von dieser Thorheit war ich für dieses Mal so ziemlich geheilt. Das Prädikat „Meine erste Liebe" verdiente sie nicht; wenigstens war des „Kreenländers" Herz, wie auch der oben gemeldete Frackflügel, bald wieder in guter Ordnung. —

Welchen Charakter übrigens mein sogenannter guter Freund hatte, beweist wohl eine spätere Affaire,

die mich noch einmal mit ihm im geselligen Leben zusammenführte.

Ungefähr sechs Monate später traf ich mit ihm auf einer Kirchweih in Fürth zusammen, wo er mich beredete, mich von ihm in eine Gesellschaft einführen zu lassen und zwar bei einer sehr angesehenen Juden-Familie, die des Tags vorher ihn eingeladen hatte. Es beliebte ihm, sich unter einem fremden Namen und Stand auszugeben; wahrscheinlich dachte er als Maler bei den schönen Töchtern dieser Familie mehr Furore zu machen; auch mich ließ er zum Kupferstecher avanciren. Ich ging auf diesen Scherz ein, da ich nichts Schlimmes dabei dachte.

Ich kam dort abermals in die Verlegenheit, tanzen zu sollen; doch mein guter Geist gab mir den Gedanken ein, ein Fußübel vorzuschützen, und so blieb ich verschont damit. Der Vater dieser achtbaren Familie, selbst ein Kupferstecher, wollte mich bereden, in sein Geschäft einzutreten, und seine jüngste Tochter, ein Mädchen von siebzehn Jahren, war sofort bereit, mir eine kleine Arbeit für sie aufzutragen; sie löste ihren goldenen Armreif und übergab mir solchen mit dem Wunsche, ihren Namen in gothischer Schrift auf denselben einzugraviren. Diese freundliche an mich ge-

stellte Bitte lehnte ich jedoch ab, in dem Bewußtsein, in diesem Fach wohl nichts Gescheidtes leisten zu können. Ich vertröstete sie auf die Zeit, wo ich in ihrem Hause als Gehilfe ihres Vaters eintreten würde. Es war überhaupt eine Schwierigkeit für mich, diese Rolle durchzuführen, ohne mich zu blamiren; denn es wurden mir verschiedene Fragen in geschäftlicher Beziehung vorgelegt, die ich in meiner Unkenntniß von der ganzen Sache mangelhaft genug beantwortet haben mag. Doch verlief der Abend glücklich, ohne daß mein leichtsinniger Streich entdeckt worden wäre; ich nahm mir jedoch fest vor, fernerhin ohne Inkognito durchs Leben zu reisen. Es ist ja dies ohnehin nur großen Herren gestattet. —

Auf dem Heimwege faßte ich den festen Entschluß, mich von einem Menschen gänzlich zurückzuziehen, der in keiner Weise die Freundschaft eines Reelldenkenden verdiente. Was mich am meisten zu diesem Vorsatz führte, war seine Aeußerung hinsichtlich des Armreifes; er schien durchaus nicht zufrieden damit, daß ich denselben zurückgegeben hatte; welche Absicht er dabei hegte, will ich nicht näher untersuchen. Mir war es eine Belehrung zur

Erkennung des Menschen.

Traue nicht immer dem Mann, der Dir lächelt
so freundlich in's Antlitz,
Prüfe sein schmeichelndes Wort, blick' in sein
listiges Aug',
Lerne erkennen durch That, ob edel auch
seine Gesinnung,
Wenn er Dir Wahrheit verspricht, ob sie
der Seele entspringt! —
Solche Maxime, o Freund, sie lüften
den deckenden Schleier,
Zeigen die Seele getreu, so wie der
Spiegel Dein Bild. —

Als Mitglied von unserem Gesellschafts=Theater hatte ich so manche vergnügte Stunde und ich äußerte den Wunsch, auch persönlich mitzuwirken; und so wurde mir denn für's Erste der hohe Auftrag zu Theil, hie und da einen Sessel während des Spiels auf die Bühne zu bringen. Wie ich mich in einer solchen Rolle als angehender Statist ausgenommen habe, gab die allgemeine Heiterkeit des Publikums bei meinem etwas ungelenken Erscheinen kund, was mich jedoch nicht ver=

anlaßte, meine bereits angetretene Künstlerlaufbahn aufzugeben. Diese Ausdauer wurde mir später gelohnt. Als ich nämlich mit der Bühne näher vertraut geworden war, versuchte ich selbst ein kleines Lustspiel, nach einem Roman „Emma und Lindal", in Scene zu setzen, und übernahm darin die erste Liebhaber-Rolle. Doch welches Schicksal harrte meiner! — „Emma", die ich zum Traualtare abholen sollte, blieb mit ihrem Kleide an einem Nagel der Koulisse hängen, die daran hängende Lampe ergoß ihren ganzen Inhalt über das Kleid und machte das Erscheinen meiner — ölgetränkten Braut unmöglich. In diesem kritischen Moment verließ mich die Geistesgegenwart nicht; eine Guitarre, die mir von der Seite als Aushilfsmittel zugereicht wurde, ergriff ich und sang, in der sehnsüchtigen Erwartung ihrer, ein passendes Lied.

„Ja, nur Sie ist meine Wonne,
Meines Lebens höchste Sonne ꝛc. ꝛc."

Unterdessen war ihre Garderobe wieder gehörig in Ordnung gebracht, und das Spiel wurde ohne alle weitere Störung zu Ende geführt.

Dem Herrn Schauspieldirektor R . . . . vom Nürnberger Stadttheater beliebte es öfter, als stiller Beobachter sich unter das Publikum zu mischen. — Nicht

wenig war er erstaunt über meine schnelle Entschlossenheit, als ich die entstandene Lücke durch den passenden Gesang ausfüllte. Nach Schluß des Aktes kam R.... auf die Bühne, um mir seine Anerkennung auszusprechen, und stellte mir den schmeichelhaften Antrag, ob ich nicht geneigt wäre, mich als Sänger ganz der Bühne zu widmen. In diesem Falle sei er bereit, mich für seine Gesellschaft zu engagiren, und wolle für die noch nöthige Ausbildung Sorge tragen. Ich nahm, nach reiflicher Ueberlegung, das schöne Anerbieten gern an, und so legte ich denn meinen Hobel hin, um einen neuen Abschnitt meines Lebens zu beginnen.

Somit hat sich dein getreuer „Kreenländer", lieber Leser, einem Berufe zugewendet, wo man zwar bei gehöriger Begabung viel Ehre ernten kann, wo aber auch die reine Tugend, für welche ich als Jüngling schwärmte, mehr als einer Versuchung ausgesetzt ist. Ich sollte mit der Zeit die Bretter betreten, welche die Welt bedeuten. Anfänglich allerdings war ich blos wohlbestallter Chorist auf dem Stadttheater in Nürnberg.

Nach zehn Monaten endlich, die gerade nicht zu den angenehmsten gezählt werden dürfen, wurde mir vom Direktor das Vertrauen zu Theil, daß er mir kleine Partien übertrug. Auch dieser Versuch gelang

zu meinen Gunsten. Und damals (lieber Leser, bereite Dich auf die Freude vor, die Du mit mir haben wirst), damals geschah es, daß unser Tenorist, Herr Hermann H...., der auch mein Gesangs=Lehrer war, einen sechswöchentlichen Urlaub antrat und in Cassel mit größtem Erfolg gastirte. Dort wurde ihm das Doppelte seiner bisherigen Gage, im Fall seines Bleibens, angeboten. Wenn nun auch zufällig sein Kontrakt mit unserm Theater zu Ende war, so wollte er doch nur nach gepflogener Unterhandlung mit unserem Direktor sein neues Engagement in Cassel antreten in dem Fall, daß Herr R.... nicht geneigt sein sollte, ihm eine entsprechende Gageerhöhung zu gewähren.

Die Kündigung an unserer Bühne befremdete den Direktor nicht wenig. Auf den Antrag einer Gageerhöhung konnte er nicht eingehen, da die Theaterverhältnisse hier ganz anders waren, als es vorher in Regensburg der Fall gewesen. Dort nämlich hatte er jährlich von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Taxis eine Zulage von 6000 Gulden erhalten, und hier in Nürnberg mußte er genau dieselbe Summe als Abgabe der Stadt entrichten. Kurzum! Herr H.... kam als churhessischer Hofopernsänger zurück und gastirte noch zum Abschied in drei Vorstellungen in „der Stadt

der Musen“. Diesen seltsamen Namen führte nämlich unser Theater in Nürnberg. Hätte man es nicht besser „Die Musen der Stadt“ geheißen?

Das Publikum konnte sich nur schwer von seinem Liebling, das Herr H . . . . nun einmal war, trennen; er war bei den Nürnbergern nur unter dem Namen „Minnesänger“ bekannt.

Nun trat als Ersatz für ihn ein fremder Sänger aus Hannover als Gast auf unsre Bühne. Derselbe fiel mit Glanz durch. Anderweitige Kräfte fand unser Direktor im Augenblicke nicht, und so hatte das Schicksal mich, deinen „Kreenländer“, lieber Leser, ausersehen, die Lücke auszufüllen.

In einer Probe fragte mich Herr R . . . ., ob ich nicht soviel Selbstvertrauen hätte, einmal aus den kleinen Rollen herauszutreten und versuchsweise größere Partien zu übernehmen. Der schon längst von mir im Stillen gehegte Wunsch sollte sich jetzt realisiren.

Der Kapellmeister brachte einige Rollen in Vorschlag, und ich wählte unter diesen den „Stradella“ und „Lionel“, da ich hierin Furore zu machen glaubte; ich hatte nämlich in meinem Studium genannte Partien schon öfters in Uebung gebracht.

Der Kapellmeister staunte nicht wenig, als ich schon nach einigen Tagen mich bei ihm einer Klavierprobe unterwarf, die mir bereitwilligst gewährt wurde. Die Probe zur Oper „Alessandro Stradella“ fand statt. Unbemerkt hatte sich Herr R . . . . hinter den Gardinen verborgen, um Zeuge meiner Fähigkeit zu sein. Als ich im dritten Akte die Hymne „Jungfrau Maria“ sang, erschien er plötzlich, um mir freudig seine größte Zufriedenheit kundzugeben.

Noch zwei Theaterproben, und „Alessandro Stradella“ ging in Scene. Trotz einer gewissen Schüchternheit, die mein Auftreten in dieser Rolle begleitete, ward mir doch von Seite des Publikums stürmischer Applaus zu Theil. Der „Kreenländer“ ist noch heutzutage etwas stolz darauf.

Genannte Oper war damals noch neu, und der Direktor scheute weder Mühe noch Geld, sie möglichst prächtig auszustatten; besonders den Maskenzug wußte er auf das Vortrefflichste zu costümiren. Auf Verlangen des Publikums fand die Oper in der Saison zu wiederholten Malen statt.

Nun wurde eine Partie um die andere in kurzer Frist eingepaukt, und ich kam leichter darüber weg, als ich mir hätte träumen lassen. Bald durfte ich mir

schmeicheln, der Liebling vieler Theaterfreunde geworden zu sein, und ich hatte selbst keine geringe Meinung von meinem angeborenen Genie. —

Einmal, während des Carnevals, fand ein Künstler-Ball statt, zu dem auch ich eine Einladungskarte erhielt. Obschon ich seit meinem letzten mir unvergeßlichen Tanzversuch es noch nicht zum Ballettänzer gebracht hatte, so getraute ich mir doch jetzt eher den Anforderungen der Tanzkunst zu entsprechen.

Eine weitläufige Verwandte von mir, ein niedliches Bäschen, die sich damals im Hause eines Advokaten in Nürnberg befand, führte ich zum Ball. Ohne alle Störung verlief das schöne Fest. Ich sah dort, wie sehr mir mein Bäschen gewogen war; auch sie gefiel mir recht gut. Der glänzende Ball brachte mein Blut in Wallung, auch hatte ich in Hinsicht auf geistige Getränke an diesem Abend etwas über die Schnur gehauen. So kam es, daß mir etwas eigens zu Muthe war, als ich mein gutes Lenchen nach Hause führte; es fehlte mir etwas, ich wußte nicht recht, was? Da gab mir Lenchen, das mir in meiner Unpäßlichkeit gerne alle mögliche Hilfe gebracht hätte, den wohlmeinenden Rath, eine Tasse schwarzen Kaffee zu genießen. Da aber die Kaffeehäuser bereits alle geschlossen

waren, so blieb selbstverständlich nichts anders übrig, als daß sie mir diese Labung in ihrer Wohnung bereiten wollte, was ich mit großem Danke annahm. Wir gingen also in aller Stille in die Küche, wo sich das Lager der Köchin befand, die aber gerade an diesem Tage bei ihren Eltern außerhalb der Stadt war. Statt ihrer hatte sich meine Schöne in diesen von der Köchin verlassenen Räumen einlogirt, um gleich bei der Hand zu sein, wenn der alten Dame des Hauses etwas zustoßen sollte. Und nun winkte mir der Genuß des schwarzen Kaffees.

Aber, o Schicksalstücke! Ehe noch kaum die rechten Anstalten dazu getroffen waren, da wurde unser Tête à tête auf die unliebsamste Weise unterbrochen.

Genannte Dame, welche sich gegen Morgen etwas unwohl fühlte, (der Kuckuck hole alles Unwohlsein!) wünschte eine Tasse Thee zu genießen; sie ging zur Küche, fand sie jedoch verschlossen; wir hatten der Sicherheit wegen auch unser Licht ausgelöscht; durch das Pochen an der Thür gerieth Lenchen so in Angst meiner Anwesenheit wegen, daß sie mir in aller Eile das Ansinnen machte, in die Deckelbettlade zu schlüpfen. Während sie nun Licht machte, um der Dame zu öffnen, hielt ich es für gerathener, Staubaus zu machen,

und unternahm eine Lustpartie vom Herde in den Kamin.

Glücklich hatte mich die Angst hinaufbeflügelt, — doch welches Loos harrte meiner droben! — Lenchen, die von meiner Lustreise keine Ahnung hatte, machte Feuer auf dem Herde zur Bereitung des bewußten Thees. Der dadurch entstandene Rauch-Qualm drang zu meinem unfreiwilligen Aufenthaltsorte; ich bezwang mich, so lange ich konnte -- endlich mußte ich niesen. Die Dame, die es hörte, kam auf die Meinung, es müsse jemand bei Lenchen verborgen sein und öffnete eilig die Deckelbettlade, fand aber niemand vor. Lenchen, zum Tode erschrocken, konnte in aller Welt meine Unsichtbarkeit nicht begreifen und glaubte fest an Zauberei, da sie aus der Verlegenheit gerettet war; doch auf mein sündhaftes Haupt fiel alle Strafe des Himmels herab.

Ich konnte mich vor Hitze und Rauch, der mich dem Ersticken nahe brachte, kaum mehr halten und schwang mich immer höher hinauf, um den Ausgang des Kamins auf dem Dach zu erreichen. Während dieses lebensgefährlichen Unternehmens gerieth ich endlich an die Mündung eines zweiten Kamins, der zur Heizung des Bureauzimmers diente; hier hielt ich mit

meiner katzenartigen Wanderung etwas inne; doch ehe ich mich weiter besann, was hier anzufangen sei, war auch schon das Ende dieser traurigen Situation gekommen, ich — fiel und zwar durch den zweiten Kamin hinunter, wo meiner ein neues Gefängniß harrte. Hinauf konnte ich unmöglich mehr und hinaus noch weniger, da die Thüre, wo die Heizung stattfand, von Außen durch einen Riegel verschlossen war.

Mit meiner leichten Kleidung (mein Fest-Frack befand sich nämlich in der Küche, deßgleichen auch meine Stiefel) saß ich da in der Finsterniß zusammen gekauert, pechschwarz im Gesicht wie am ganzen Körper, eher einem Kobold oder schwarzen Kater ähnlich, als einem Menschenkind. Zähneklappernd wartete ich auf meine Erlösung. Endlich in der Morgenstunde kam ein dienstbarer Geist in Gestalt der Hausmagd, die mir jedoch wie ein Engel erschien. Sie wollte Feuer machen; als sie aber mich erblickte, wäre sie beinahe vor Schrecken auf den Rücken gefallen. Erst als ich ihr mit einigen möglichst freundlichen Worten den Sachverhalt bekannt gemacht hatte und sie merkte, daß sie es mit einem durchaus ungefährlichen Wesen, einem Ritter von der traurigsten Gestalt zu thun habe, da ging sie lachend um meine zurückgelassenen Kleidungs-

stücke, kam jedoch zurück mit der Bemerkung, sie hätte solche nicht gefunden, und Lenchen sei für den Augenblick nicht anwesend. Dafür brachte mir das kluge Mädchen die Livree des Bedienten, und in dieser kam ich glücklich aus dem Hause des schwarzen Kaffees.

In meiner Wohnung angekommen, warf ich mich vor Ermüdung und Frost, ohne mich vorher zu reinigen, in mein Bett. Hunger und Durst mögen mich nicht gequält haben; denn ich verschlief die Zeit des Mittagtisches. Unser Stubenmädchen wurde nach mir geschickt, um nachzusehen, was mein Ausbleiben veranlaßte. Ich hörte sie nicht kommen; denn ich schlief fest. So schnell sie aber in mein Schlafkabinet gekommen war, noch schneller trieb das Entsetzen über meinen Anblick sie wieder hinunter. „Er ist todt und liegt kohlschwarz im Bett!" ruft sie den Hausgenossen zu; sie meinte wohl, der Luzifer müßte mich geholt haben, da ich so schwarz war.

Auf diesen Bericht erhob sich sämmtliche Tischgesellschaft und eilte zu mir. Es stellte sich nun wohl heraus, daß ich frisch und gesund sei; doch unterließ ich auch aus schuldiger Discretion, die Ursache meines geschwärzten Aussehens anzugeben. Ich entschuldigte mich bei den Leuten, daß zu große Müdigkeit mich ver-

hindert habe, das Maskenkostüm eines Kaminfegers, den ich heute Nacht vorgestellt, zu Hause durch Reinigung gänzlich zu vernichten.

So oft ich aber damals an die beiden Namen Sybilla und Lenchen dachte, mußte ich unwillkürlich seufzen; denn es war mir klar geworden, daß ich armer „Kreenländer“ weder mit der platonischen Liebe noch auch mit dem schwarzen Kaffee Glück hatte. Doch traten diese kleineren Episoden bei mir bald in den Hintergrund; denn schon warteten meiner neue Abenteuer, die an meinem Herzen nicht spurlos vorübergingen, wie die bisherigen.

Es war bei Gelegenheit eines Konzertes, wobei man auch meine Mitwirkung gewünscht hatte. Da sang ich unter anderen Liedern die „Frühlings-Toaste“ von Fischer. Als ich nun in der letzten Strophe des Liedes die „schwarzen Haare“ besang, heftete ich meine Augen zufällig auf ein schönes schwarzlockiges Mädchenhaupt und bemerkte, daß mein Gesang nicht ohne tieferen Eindruck in ihrer Seele verklang. Es sagten mir dies ihre beredten Blicke, die sie mir zum Dank für das Lied zusandte. Umsomehr konnte ich mir schmeicheln, dieser Dame nicht gleichgiltig zu sein, als ich wenige Tage darauf einen Epheuzweig, in Moos

eingebunden, in einem Paquet zugesendet bekam. Freilich, ehe ich die Geberin dieser zarten Aufmerksamkeit entdeckte, gab ich dem Paquet eine ganz andere Deutung. Meine Mutter nämlich lag damals schwer krank darnieder und der Arzt gab wenig Hoffnung auf ihre Genesung. So glaubte ich, umsomehr, da das Siegel ein schwarzes war, nichts anders, als die gute Mutter sei gestorben und man schicke mir ein Andenken von ihrem Grabe. Mit schwerem Herzen und nassen Augen betrachtete ich lange diesen Epheuzweig. Endlich aber kam mir ein zusammengelegtes Blatt Papier, welches denselben begleitete, zu Gesicht; ich öffnete es und fand zu meiner Ueberraschung folgende zarte Strophen in demselben:

„Sieh! Dieses Zweiglein zart und klein,
Das pflanz' ich vor Dein Fensterlein;
Hinsterben muß es oder sich
Anschließen fest und inniglich.

Wohl lohnet es mit frischem Grün
Jedwedes freundliche Bemüh'n;
Und pflegst Du es nur dann und wann,
So wächst es höher bald heran.

Doch wenn Du sein auch gar nicht denkst,
Ihm selbst kein Tröpfchen Labung schenkst,

So nimmt es dennoch seinen Lauf
Mit schwacher Kraft zu Dir hinauf.

So bleibt ein Herz an Liebe reich
In Freud' und Leid sich treu und gleich;
Es kann nicht wenden seinen Blick,
Sein stilles Lieben ist sein Glück.

Und wo der Epheu einmal sich
Hat angeschmiegt herzinniglich,
Da trennt nicht Frost noch Sturm ihn ab:
Dieselbe Stelle ist sein Grab.

So ist auch treuer Liebe Sinn;
D'rum blickst Du auf das Zweiglein hin —
So denk', es ist der Freundin Bild,
Das sich in dieses Grün gehüllt.

Mathilde W.

Mit diesem schönen Gedichte, das ich als einen selbstständigen Erguß ihres warmfühlenden Herzens betrachtete, hatte sie auf mein poetisches Gemüth die tiefste Wirkung nicht verfehlt. Ich begann die größte Verehrung für dieses Fräulein zu hegen, so daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr einen großen Epheustock zu übersenden mit folgenden Versen:

Der Liebes-Epheu.

Ein schmachtend Zweiglein, zart und klein,
Das pflanzt' ich vor mein Fenster ein;
Denn Die es aus der Erde riß,
Versetzte mich in's Paradies.

Ich saugte ihren Liebesgruß
Von seinem Blatt in manchem Kuß;
Die zart'ste Pfleg' will ich ihm weih'n,
Empor zur Laube soll's gedeih'n!

Dann sitz' ich unter Zweigen grün —
Und meine Leiden fliehen hin
Zum Meere der Vergessenheit;
Denn in mein Herz zieht Seligkeit.

Will träumen von der Freundin Bild,
Das sich in dieses Grün gehüllt —
Und singen da ein leises Lied,
In dem der Minne Blume blüht.

Und stirbt die Laube einstens ab,
Geht meine Liebe auch zu Grab —
Und legt man mich zuvor hinein,
Umranke sie den Leichenstein.

Es liegt ein eigenthümlicher Zauber in dem poetischen Austausch der Seelen. Doch mit dem schriftlichen Verkehr nicht auf die Dauer zufriedengestellt, suchten wir uns persönlich zu nähern, und manche trauliche Stunde fand uns zusammen; wir waren beide hoch beglückt. Manchen schönen Gedanken wollte ich dieser edlen Seele widmen, und so entfloß meiner Feder ein Gedicht nach dem andern. Einige mögen hier eine Stelle finden:

An Mathilde.

Glücklich nenne ich die Stunde,
Wo mein Auge Dich erblickt;
Hat, zu heilen meine Wunde,
Dich ein guter Geist geschickt?

Ja, Mathilde, Du mein Leben,
Balsam meines Herzens Du!
All mein Sehnen, all mein Streben
Sucht bei Dir nur süße Ruh!

Ueber Alles hoch erhaben
Stehest einzig Du allein,

Du! der Urquell, mich zu laben,
Mehr als Hebe's Nektarwein.

Ja, die Liebe machet trunken
Und die Freude überfüllt,
Wenn der Seelen Doppelfunken
Tiefer aus zwei Herzen quillt.

Seelenwonne, Herzensfreude
Strahlen sanft aus Deinem Bild,
Bleibt mir immer so, wie heute,
Deine Neigung rein und mild.

Denke dann, Du Herzensdiebchen,
Wie sind wir durch Liebe reich —!
Bleibst Du nur mein trautes Liebchen,
Stell' ich mich den Göttern gleich.

Augensterne.

In stiller Nacht bei Mondenschein
Lockt Sehnsucht mich zu Liebchens Haus,
Vom Fenster blinken Aeugelein
Wie freundlich doch zu mir heraus!

Die köstlichsten der Sterne sind
Die Augen Dein, Du Engelskind!
Und schnell stimm' ich die Laute an,
Daß ich die Sterne preisen kann.

Wohl blitzen friedlich durch die Nacht
Die Himmelslichter ohne Zahl;
Doch keines so in's Herz mir lacht,
Wie meiner Liebsten Augenstrahl:
Die Sternlein dort am Himmelszelt,
Sie leuchten für die ganze Welt,
Und tritt Aurorens Schimmer vor —
Dann ziehet heim der Sternenchor.

Doch meiner Holden Augenpaar,
Das funkelt treulich mir allein,
Und spricht durch's Aug' die Seele wahr,
So ist sie ganz und ewig mein.
Solch liebes Herz, solch treuer Blick,
Sie bilden hier mein ganzes Glück.
Blickt noch so schön des Himmels Stern,
Ich seh' ihr Aug' nochmal so gern.

Zu ihrem Namensfeste schrieb ich in ihr Album folgendes Akrostichon:

Mathilde.

Möchte nur an Deinem Rosenmunde hangen,
Athmen Deiner Liebe Wonn' und sel'ge Lust,
Treu in's Aug' Dir schau'n mit innig süßem Bangen,
Hoch beseligt ruh'n an Deiner Götterbrust. —
Ja, zum Ideale bist Du mir erkoren,
Liebe, Anmuth lächelt stets aus Deinem Bild!
Durch Dich, Theure, ist des Herzens Wunsch erfüllt;
Ew'ge Lieb' und Treue sei Dir zugeschworen!

Leiser Vorwurf.

Wie die Rose schön im Garten blühet,
Wandelst Du in Frankens reichen Gauen;
Darf ich auf die zarte Seele bauen,
Die magnetisch mich hinüber ziehet?

O wie oft hat sich mein Aug' bemühet,
Suchend Dich mit liebendem Vertrauen,
Süßer Hoffnung voll, Dich zu erschauen —
Doch die Liebliche vom Fenster fliehet.

Schmerzlich hab' ich dies, mein Lieb, empfunden,
Und ich klagt' es Deinem lieben Bilde,
Das mir lächelt stets in gleicher Milde.

Balsam träufelt dann in meine Wunden,
Süße Träume der vergang'nen Stunden
Führen mich auf's Neu' zu Dir, Mathilde!

Ach! dieser schöne Traum sollte nicht lange dauern. Mathildens Mutter blieb uns're Neigung nicht länger mehr verborgen, und sie fand es für gut, ihre Tochter mir aus den Augen zu räumen. Sie wurde zu Verwandten nach Mailand gebracht. — —

Auch aus der weiten Ferne wurde mir mancher Gruß und Liebeskuß von der Theuren Hand brieflich zugesandt. Dem Papier anvertraute Liebesküsse erwiderte ich im Entzücken der Liebe, wie folgt:

Drei Küsse.

Drei Küsse aus der Ferne
Gabst Du, Geliebte mein;
Laß mich für diese Wonne
Dir ganz ergeben sein!

Der zarten Küsse einen
Hast Du dem Aug' geweiht!
Sei sicher, daß für immer
Dein Bild mein Aug' erfreut.

Der zweite Kuß im Geiste
Ruht süß auf meinem Mund;
Ein dritter drang noch weiter —
Drang in des Herzens Grund.

So ruh'n drei zarte Küsse
Auf Auge, Mund und Herz;
O himmlisch süße Spende,
Verscheuchest jeden Schmerz!

Doch die letzte Zeile dieses Gedichtes war leichter zu schreiben, als darnach zu leben; denn stets schwebte mir ihr theures Bild schmerzlich vor Augen; meine Liebe zu ihr wurzelte einmal zu tief. Ich flehte sie herzlich in einem meiner Briefe an, mir eine ihrer schönen schwarzen Haarlocken zu senden. Folgendermaßen lautete meine Bitte:

Die Locke.

Mich fesseln Deine Locken,
Sie schmücken zaub'risch Dich;
O holdes Lieb, ich bitte,
Ein Löckchen auch für mich!

Will treulich es bewahren
Als heil'ges, höchstes Gut.
Geh' ich dereinst zu Grabe,
Es mit im Sarge ruht.

Mit umgehender Post drückte ich die von ihr erhaltene Locke an Herz und Mund mit hochbeglückter Seele. Das Motto ihres lieben Briefes waren die bekannten schönen Worte:

„Sei hochbeseligt oder leide,
Das Herz bedarf ein zweites Herz;
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz."

Es war das letzte Zeichen ihrer tiefen und innigen Liebe zu mir. —

Lange Jahre hörte und sah ich von der Theuern nichts mehr; — endlich sollte mir noch einmal das Glück zu Theil werden, sie zu sehen, wenn auch in gänzlich veränderten Verhältnissen.

In einem öffentlichen Gesellschaftsgarten saß ich, um eine Tasse Kaffee zu schlürfen, ganz allein und in tiefe Gedanken versunken; mit einemmal blicke ich in die Höhe, und was sehen meine Augen? — Mathilde

sitzt in der Nähe, im Kreise ihrer Kinder, an der Seite ihres Gatten. Auch ihr Herz hatte mich erkannt, ich merkte es an der plötzlichen Verwirrung, die sich über ihr ganzes Wesen verbreitete. Wir konnten uns nur stumm begrüßen; sie gehörte nicht mehr mein, und ich wollte nicht dazwischen treten und ihren Frieden nicht stören.

Meine augenblickliche Stimmung gab mir folgende Verse ein, die ich auch sogleich in mein Notizbuch niederschrieb:

Geheime Liebe.

Dort weilt im Kreise ihrer Lieben
Die beste Mutter dieser Welt,
Die Lieblichste von allen Frauen,
Die Einzige, die mir gefällt.

Ich möchte freundlich sie begrüßen,
Und halte schüchtern mich zurück —
Auch sie gewährt dem treuen Auge
Nur heimlich einen frohen Blick.

Und doch, ich weiß, daß sie mich liebet,
Es schlägt ihr Herz für mich allein!
Ich weiß, daß diese zarte Seele
Auch hier für mich nur möchte sein.

O dürft' ich doch nach meinem Wunsche
Stets folgen dem verstohl'nen Blick!
In ihrer Nähe zu verweilen
Wär' mir das größte Erdenglück! —

Hier steht sie kalt mir gegenüber,
O ich beklagenswerther Mann! —
Ich liebe, was ich meiden sollte,
Und bete es als Engel an.

Noch heute sehe ich mit Entzücken die einst von ihr mir zugesendete Haarlocke; sie ist glänzend schwarz!

Es begann der dritte Abschnitt meines Lebens, worin es hieß: „Welche Lust, welche Lust, Soldat zu sein!" wovon ich aber wenig verspürte. Nun wurde ich für kurze Zeit der Bühne entrissen und mit des Königs Rock bekleidet.

Findet sich schon ein Anderer schwer in das Soldatenleben, so wurde es mir, einem Jüngling, der als Opernsänger ziemlich hohe Begriffe von seiner werthen Person hatte und gewohnt war, wenigstens auf der Bühne als Fürst oder Gentleman aufzutreten, doppelt unangenehm. Mit einem wahren Widerwillen betrat ich die Kaserne. An den harten Strohsack und die

zahlreichen kleinen Bewohner desselben wollte ich mich lange nicht gewöhnen. Schon der zweite Tag brachte mir einen dreitägigen Zimmerarrest. Man höre mein Verbrechen! Bei einer Montur=Visitation lenkte der jourhabende Lieutenant sein Augenmerk auf die „Mäntel" und fand bei dem meinigen, daß die Schleife nicht die vorgeschriebene Länge (ich weiß nicht, wie viele Millimeter) hatte. Dieser Fehler, welcher bei mir allerdings noch auf Unkenntniß der bestehenden Vorschriften beruhte (was kann man auch von einem zweitägigen Rekruten verlangen!), brachte mir den schon angedeuteten Arrest ein.

Es war meine erste Gefangenschaft, und manche andere folgte nach. Dabei hieß es aber fleißig im Takte marschiren, Gewehr präsentiren, Helm und Tornister schleppen u. s. w. Zu meiner großen Zufriedenheit benahm sich mein Theater=Direktor, der meine Kraft als Sänger ungern vermißte, mit dem Oberst meines Regiments und suchte ihn zu bestimmen, nach erfolgtem Abexerciren mich zu beurlauben.

Wirklich konnte ich nach drei Monaten meine Urlaubsreise antreten und widmete mich, wie vorher, mit Lust und Eifer der Bühnenwelt. Der Herr Direktor, wie ein großer Theil des Theater=Personals hatten

mich auf das Freundlichste begrüßt; wohl brachte ich keine glänzenden Ordenssterne aus meiner Soldatenzeit mit; doch meine gute, reine Gesangsstimme hatte ich mir Gottlob! erhalten.

Gleich am ersten Tage nach meiner Rückkehr begegnete mir ein drolliges Abenteuer. Jenny Lind gastirte an jenem Abend als „Norma" auf unserer Bühne; wie überall, so ärntete sie auch hier den begeistertsten Beifall für ihre Kunst. Das Theater-Personal wollte ihr nun heute eine zarte Aufmerksamkeit widmen und verabredete sich, der großen Künstlerin nach der Vorstellung eine Serenade zu bringen. Aus Enthusiasmus schloß ich mich derselben an. Aber mitten in dieser Huldigung lief mit einemmal die ganze Sängerschaft auseinander, ohne daß ich in meinem Eifer es merkte; ich hatte gerade ein Solo zu singen und blieb ungestört zur Stelle und sang und gestikulirte; plötzlich erfaßte mich ein Arm, es war der Arm der Gerechtigkeit, und ohne daß ich noch recht wußte, wie mir geschah, befand ich mich auf der — Polizei, dem Rottmeister gegenüber. Der Polizist erstattete Meldung, daß mehrere Herren vor dem Gasthof zum „rothen Roß" grause Ruhestörungen verursacht hätten. Ich entschuldigte mich devotest damit, daß ich zufällig des

Wegs gekommen sei und als stiller Beobachter dem Ständchen zugehört habe. Meinem Ankläger war diese allerdings etwas unverfrorene Nothlüge doch zu bunt; er äußerte seinen Zorn durch die Worte: „Der da schrie und lärmte am lautesten dabei.“ Der Rottmeister kannte mich persönlich, und was ist denn auch Unrechtes an einem Ständchen, das man in Zucht und Ehren einer gefeierten Sängerin darbringt? Kurzum! Der Rottmeister war diesmal ausnahmsweise liebenswürdig, er nahm meine Aussage für Wahrheit an und entließ mich in Gnaden, wovon ich auch sofort militärisch Gebrauch machte. —

Während meiner dreimonatlichen Abwesenheit hatte sich an unserm Theater Einiges geändert; es war dort ein neuer Stern am Theater-Horizont aufgegangen, Fräulein W., eine liebliche Brünette, die mir schon beim ersten Anblick in's Auge stach. Diese sollte mit mir in „Martha“ auftreten. Anfangs weigerte sie sich hartnäckig; denn die rauhen Manieren, die ich vielleicht aus der Kaserne mitgebracht haben mag, brachten die zarte Seele ganz in Harnisch. Unser Direktor, der gerade auch nicht der Feinste war, wenn er aufbrauste, bekämpfte aber dieses Hinderniß, und wir sangen und spielten uns're Partien ganz vortrefflich

zusammen. Im ersten Akte war ich zwar etwas beklommen, ich verspürte das alte Fieber in mir aufkommen, als ich noch Statistenrollen zu bekleiden die Ehre hatte, fand jedoch bald meine sichere Haltung wieder, und Alles ging in größter Ordnung zu Ende. Allmählig nun fand ich Gnade vor den Augen dieser Schönen, ja, ich stieg täglich höher in ihrer Gunst, und bald sandte sie mir ihre heißesten Liebesblicke zu; sie bildete sich ein, mich wahnsinnig zu lieben, wenigstens für die Dauer einer Saison, und ich, ich hatte auch kein so grausames Tigerherz, sie zu verschmähen; ich beeilte mich, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Meine Mußestunden widmete ich vielfach dieser meiner Liebe; wir mußten ja mit einander uns're Partien einüben, zusammen spielen und noch so Manches erlernen.

Ganz beglücken konnte mich indeß ihre Liebe nicht; dazu fehlte mir die Hauptsache, nämlich das „Vertrauen", und eine stille Ahnung sagte mir, ich sei hintergangen und betrogen; doch davon später! —

Inzwischen hatte ich bei mehreren gebildeten Familien Zutritt erhalten. In einem dieser Kreise lernte ich eine junge, liebenswürdige Dame kennen, Fräulein Johanna v. H. Diese besaß in der That alle Eigen-

schaften, einen Mann zu beglücken; ich schenkte ihr meine ganze Hochachtung und lernte sie in kurzer Zeit innig und wahr lieben. Es war freilich ein großer Unterschied zwischen ihr und einer Theater-Prinzessin! Johanna hatte für alles Schöne und Edle Sinn; sie besorgte nicht nur allein das ganze Hauswesen, sie fand auch noch Zeit für Musik, Gesang und Pflege der Blumen, denen sie namentlich sehr viel Sorgfalt widmete. Ich erfreute sie fast täglich mit frischen Blüthen. Eines Tages überreichte ich ihr einen weißen und einen blauen Fliederstrauß und legte ein Gedicht bei, worin die Deutung dieser Blumen enthalten war.

Flieder.*)

Nimm hin, mein Lieb, den blauen Flieder,
Den zagend meine Hand Dir reicht;
O zeige dem Getreuen wieder,
Daß niemals Deine Liebe weicht. —
Ob auch der Lenz in spätern Jahren
Für uns dieselbe Blüthe trägt?
Ob das Gefühl Du treu wirst wahren,
Durch das Dein Herz für mich nun schlägt?

*) Blauer Flieder sagt in der Blumensprache: „Wirst Du wie heute mich immer lieben?“ — Der weiße: „Ich bin ganz der Deinige.“

Ob dann die ersten Frühlingsblüthen
Von mir Dir flüstern leis und zart?
Wirst Du mir da ein Blümchen bieten,
Das mir die Treue aufbewahrt?
Hat nicht vielleicht in jenen Stunden
Für mich dies Blümchen abgeblüht?
Hast Du nicht einen Freund gefunden,
Für den Dein Herz noch heißer glüht?

Doch kannst Du mir dann freudig bieten
Von weißem Flieder einen Strauch,
Ist Deine Lieb' mir noch beschieden
Und lächelt treu Dein Aug mir auch —
Dann laß' den weißen und den blauen
Uns freudig binden zum Verein!
Es schleicht kein Mangel an Vertrauen
Sich mehr in uns're Liebe ein.

Johanna band den Flieder zu einem Strauß; sie wollte damit zeigen, daß sie den Sinn meiner Worte wohl verstanden und in ihrem Herzen treu bewahren würde.

Wie glücklich war ich dadurch! Da ich nun aber schon einmal mißtrauisch war gegen das schöne Geschlecht, so wollte mich fast auch diesmal der Argwohn plagen.

„Wer kann in die Zukunft schauen
Und auf Frauen-Treue bauen!?“

Nein! mit solchen Gedanken will ich Johannens Herz nicht betrüben; für diese edle Seele hab' ich ein süßeres Wort:

Huldigung.

Aus Deinen Augen strahlet Liebe
Und Honigseim entquillt dem Mund;
Dein ganzes Sein sind süße Triebe,
Vereint zu einem schönen Bund.

Dein Herz bewahret reine Jugend,
Und Frohsinn, Friede darin weilt;
Es hegt in sich der Liebe Tugend,
Die Wunden schlägt und wieder heilt.

Nicht kann ich preisend Dich erheben,
Du hast die Hoheit im Gemüth;
Die Reinheit führt Dich durch das Leben,
Daß der Versucher selber flieht.

Wie auch die Zeiten störend walten,
Der Seelen Adel bleibet jung;
Ich möcht' vor Dir die Hände falten —
Nimm dies als meine Huldigung!

Ich erhielt die kostbare Erlaubniß, Johanna mit ihrer Mutter auf einen Ball zu begleiten. Als ich mit dem Wagen herbei eilte, kam mir die Mutter an der Thüre entgegen, zu meinem größten Befremden noch im Haus-Negligé. Sie sah meine Bestürzung, die ich wegen der fehlgeschlagenen Hoffnung auf das Ball-Vergnügen zur Schau trug, und war sogleich bereit, mich dadurch zu trösten, daß sie, obwohl sie selbst durch Unwohlsein verhindert sei, den Ball zu besuchen, doch Johanna meinem Schutz anvertrauen wolle.

Hannchen empfing mich im Ballstaat; sie erblickte in einem Knopfloch meines Frackes ein kleines Ballsträußchen, welches sie sich zueignete und mir durch ein anderes ersetzte, das sie aus ihren Blumenstöcken vor dem Fenster in der Eile zusammen wand. Dieses Sträußchen besang ich später, leider an ihrem Grabe!

Meine liebe Johanna gab mir bald darauf den guten Rath, bei ihrer Mama um ihre Hand anzuhalten, da letztere doch längst schon wisse, daß wir uns im Stillen liebten. Sehr gerne kam ich diesem Wunsche, der auch der meine war, nach. Ich bot meine ganze Beredsamkeit auf, um die Mutter für mich zu gewinnen, und versicherte ihr, Johanna nach Kräften glücklich machen zu wollen.

Die alte Dame hatte nur Ein Bedenken dagegen einzuwenden, nämlich, daß ihre Verwandten mit meiner Stellung am Theater nicht zufrieden wären; es sei dies keine sichere Garantie für das spätere Lebensglück ihrer Tochter. Ich versprach deßhalb, Johannen zu Liebe, dem Theaterleben Valet zu sagen; mit diesem Versprechen zufrieden gestellt, gab die Mutter zu unserer späteren Verbindung ihre Einwilligung. Ich war nun ernstlich darauf bedacht, meine Lebens-Stellung zu ändern, um Johanna bald mein Weibchen nennen zu können. Vor Allem aber wollte und mußte ich unter solchen Umständen das Verhältniß mit der Sängerin baldigst lösen.

Die Gelegenheit hiezu fand sich früher, als ich glaubte; sie selbst bot die Veranlassung.

Diese meine bisherige Flamme (die Sängerin) hatte nämlich auch die Laune bekommen, einen gewissen andern Herrn vom Theater ihrer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen und — Gelegenheit macht Diebe! Längere Zeit merkte ich nichts von dieser ihrer Falschheit gegen mich, war ja auch der Kopfschmuck, mit dem sie mich nach Weiberart zu zieren beliebte, unsichtbar; doch das alte Sprichwort: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen“, bewährte sich auch hier.

Mein famoses Liebchen hatte ein Zimmermädchen, und dieses wurde vielleicht durch ein Zerwürfniß mit der Herrin veranlaßt, mir zu beichten und ganz im Vertrauen mitzutheilen, daß in den Nachmittagsstunden, die ich nicht bei ihrem Fräulein zubrächte, ein hochgestellter Herr vom Theater sich regelmäßig einfände; sie (das Mädchen) würde dann fortgeschickt, um Erfrischungen herbei zu holen u. s. w. Auch machte sie mich noch aufmerksam darauf, daß ihre edeldenkende Dame es mehr auf meine Gage abgesehen zu haben schien, als auf meine Persönlichkeit selbst. Ich dankte ihr für die netten Neuigkeiten mit einigen klingenden Münzen. Obwohl nun diese ihre Mittheilung gerade nicht sehr schmeichelhaft für mich zu nennen war, so hielt ich sie doch für sehr wahrscheinlich, da Derartiges im Leben öfter vorkommt, insbesondere aber in der Theaterluft.

Mein Plan war kurz gefaßt. Ich ging zur ungewohnten Nachmittagsstunde in die Wohnung meiner Schönen, in der Absicht, das Taubenpaar zu überraschen, fand ihre Zimmerthür wirklich verschlossen, sprengte sie aber mit einem einzigen Fußtritt ein, und was ich hier zu sehen bekam — genügte, um mir vollständige Klarheit zu verschaffen. Meinem Herrn Ersatzmann einen

etwas unsanften Seitenstoß zu versetzen, wie auch ihn mit einigen derben Kraftausdrücken zu beehren, war das Werk eines Augenblickes. Für die Treulose selbst hatte ich keine Worte, nicht eines Blickes hielt ich sie werth. So entfernte ich mich, noch hörend, wie mir mein „blasser" Nebenbuhler nachdonnerte: „Wir treffen uns noch!" —

Am nämlichen Abend sollte ich im „Freischütz" den „Max" mit ihr singen; daß dies eine pure Unmöglichkeit für mich war, wird jeder fühlende Mensch einsehen; ich war auch fest entschlossen, solchen Leuten für immer aus dem Wege zu gehen.

Die brünette Sängerin schrieb zwar einige Tage nach der bekannten Affaire mir einen Entschuldigungsbrief mit vielen schönen Worten, welche mich gänzlich kalt ließen; ich sah sie auf der Bühne nicht wieder; denn ein gastrisches Fieber warf mich zu dieser Zeit auf das Krankenlager. —

Meine gute Johanna war so lieb, mich in Begleitung ihrer Mama öfter zu besuchen; die herzige Seele hegte unverkennbar wahre Theilnahme für mich.

Ich war noch Reconvalescent, als ich mit einemmale nach München zu meinem Regiment einberufen wurde, welches einen Ausmarsch nach Baden (1848)

zu erwarten hatte. Kaum blieb mir noch so viel Zeit übrig, um meiner Johanna Lebewohl zu sagen; sie war tiefbewegt, als ich ihr zum Abschied die schönen Augen küßte, und unter Thränen gab sie mir die Versicherung ihrer unwandelbaren Liebe und Treue. Ich ahnte nicht, daß ich sie in diesem Leben zum letzten Mal gesehen hatte.

Bevor ich in der Nacht abreiste, trieb mich die Sehnsucht vor ihre Behausung und ich brachte hier, unter Mitwirkung einiger Freunde, ein Ständchen, welches ich eigens für sie geschrieben und welches mir ein Kapellmeister in Musik gesetzt hatte; dieses sollte noch zu ihrem Herzen sprechen.

Gute Nacht.

Wenn Du Abends liegst im Schlummer,
Eingewiegt in süße Ruh',
Eil' ich gerne leisen Trittes,
Liebchen! Deinem Fenster zu.
Bringe da ein trautes Liedchen,
Wie es meiner Brust entquillt,
Daß Du mögest süßer schlafen,
Heißgeliebtes Engelsbild!

Lauschend weilest Du am Fenster,
Sehnsuchtsvoll auf meinen Blick;
Ach, da kehrt auf's Neu' mein Sehnen
Stets mit süßer Wonn' zurück.
Leuchten Tausende der Sterne
Freundlich in Dein Schlafgemach,
Folgen ihrem Scheine tausend
Grüße meiner Liebe nach.

Schweben dann im süßen Traume
Schöne Geister um Dich her,
Die so freundlich und erhaben
Dich beschützen stolz und hehr:
Denke dann, ich sei der Engel,
Der vor Deiner Thüre wacht,
Dessen Lieb' und heißes Sehnen
Leis Dir zuruft: „Gute Nacht!“

Kaum war ich in meiner Garnison angelangt und in die Kaserne eingerückt, so erfolgte schon nach einigen Tagen der Abmarsch nach Baden, und ich, dein Kreenländer, lieber Leser, wurde noch vorher zwar nicht zum General, aber doch zum Vizekorporal befördert. In Eilmärschen ging es sodann bis nach Memmingen, wo

wir Rasttag hatten und ich bei einem reichen Kaufmann einquartirt wurde. Ein freundliches Zimmer im zweiten Stock wurde mir eingeräumt; sogar eine Guitarre und eine Auswahl schöner Lieder standen mir zur Verfügung, wovon ich Abends Gebrauch machte. Meine Töne lockten des Quartiergebers Töchterlein noch in später Abendstunde in mein Zimmer; sie brachte mir auf einem Teller einen Bund feine Cigarren, die ich mit auf die Reise nehmen sollte. Ihr Gespräch war äußerst angenehm und naiv, sie plauderte ein ganzes Stündchen mit mir, und ich mußte ihr versprechen, wenn ich in's Badische einmarschirt wäre und irgendwo einige Tage Standquartier hätte, ihr sofort ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ich erfüllte ihre Bitte und schrieb ihr einige Male von Stockach aus, wo wir drei Wochen verweilten. Ich hatte nicht lange auf Antwort zu warten; im Vertrauen theilte sie mir in einem ihrer Briefe mit, daß ihre wirkliche Mutter nicht mehr lebe, und ihre Stiefmutter, eine junge Italienerin, ihr an Jahren gleich sei. Ihr Vater, der schon in hohem Alter stehe und noch ein so junges Wesen sich zum Weibe erkoren habe, mache sie ganz unglücklich, und ihr sehnlichster Wunsch sei, das elterliche Haus zu verlassen.

In einem zweiten Briefe schrieb mir das liebliche Mädchen noch vertraulicher; sie machte mir den Vorschlag, ich sollte mit ihr eine Reise nach Amerika unternehmen; das nöthige Reisegeld, sowie die weiteren Existenzmittel hätte sie in ihrem Besitz. Ich dachte nicht im Entferntesten daran, dieses von ihr kindisch ausgedachte Projekt zu verwirklichen, war ja mein Herz stets bei meiner Johanna, welche ich innig liebte und welcher ich meine Treue bewahren wollte und mußte; andrerseits hatte ich auch nicht Lust, vielleicht eingefangen und je nach Umständen als Deserteur standrechtlich erschossen zu werden.

Ein halbes Jahr später erfuhr ich, daß sich das gute Mädchen gehängt hätte — zwar nicht mit einem hänfenen Strick aus Liebesgram über meine abschlägige Antwort, sondern an einen Chevauxlegers-Lieutenant, mit dem sie eines Tages verschwand, zugleich mit einem entsprechenden Kapital, welches sie als Geschäftsführerin ihres Vaters entwendete. — Entführt wollte sie nun einmal werden, ob durch mich oder durch einen Andern, war ihr am Ende gleich. Ob nun des guten Vaters Jammer der geraubten Summe oder der entschwund'nen Tochter galt, weiß ich nicht zu vermelden.

Noch befand ich mich in Stockach, einem badischen Städtchen, über dessen Einwohner ich Böses und Gutes zu berichten habe, wie es eben in Kriegsläuften geht.

Bevor nämlich unsere Abtheilung dort einmarschirte, kamen uns die Quartiermacher auf eine Stunde Weges entgegen mit der Meldung, der Magistrat in Stockach hätte zwar seinen Bürgern unsere Einquartierung angekündigt, doch weigerten sich letztere entschieden, solche anzunehmen. Auch seien an verschiedenen Stellen Barrikaden errichtet, um uns zu empfangen. Unter solchen Umständen besann sich unser Commandant, der Herr Major, nicht lange, sondern gab der Mannschaft sofort den Befehl, scharf zu laden; und als dies geschehen, rückten wir in größter Spannung und nicht ohne Herzklopfen näher der Stadt zu. Keine Seele stellte sich uns feindlich entgegen; die Barrikaden waren zum Theil wieder zerstört, und in größter Ordnung fand unser Einmarsch statt.

Auch verabreichte uns die Behörde Billeten für Quartier und Verpflegung; dagegen leisteten die Einwohner hartnäckig Widerstand, und nur mit polizeilicher Hilfe erlangten wir Aufnahme. Ich für meine Person logirte mich mit zehn Mann bei einem reichen Kaufmann ein und bekam ein ziemlich gutes Bett, während

die Soldaten auf Stroh ihr Lager nehmen mußten; soweit wäre es noch gut gegangen.

Aber die Verpflegung! Diese ließ so manches zu wünschen übrig. Fast zwei volle Stunden vergingen, bis man uns mit unsern hungrigen Mägen eine — Fastensuppe vorsetzte; und als meine Mannschaft ungeduldig nach Fleisch fragte, erhielt Jeder eine Dreikreuzer-Wurst. So war es leicht erklärlich, daß die Soldaten ihre höchste Unzufriedenheit kund gaben und bald zu Thätlichkeiten geschritten wären. Ich beschwichtigte meine Leute, so gut es ging, und vertröstete sie auf morgen. Als es aber auch da spärlich aussah, so war ich genöthigt, mit dem Hauswirth ernste Rücksprache zu nehmen; ich stieß mit dem Kolben meines Gewehrs fest auf den Boden und drohte ihm, wenn er uns die gerichtlich vorgeschriebene Verpflegung, die ihm seinerzeit werde vergütet werden, nicht verabreichen wolle, so werde unser Herr Hauptmann für's Weitere sorgen!

Diese Worte schienen zu fruchten; wenigstens verbesserte sich unsere Lage, wenn uns auch noch immer unfreundliche Gesichter allenthalben zu Theil wurden.

Aber auch das sollte besser werden. Am 6. Mai, es war gerade Samstag, brach in früher Morgenstunde Feuer aus, welches von Seite der „Freischaaren“ mittels

Pechkränze in Häuser gelegt worden war, deren Inwohner sich flüchtig gemacht hatten. Nur Wenige schickten sich an, hilfreiche Hand zu bieten; die Spritzen, die allmählig herbeigeschafft wurden, waren in sehr defektem Zustande; keine derselben hatte die entsprechende Triebkraft, ihre Strahlen bis an die Dächer der brennenden Häuser zu senden; und somit war es (wie bei einem Brande in Krähwinkel) sehr schwer, der Flamme Herr zu werden. Die Stadt wäre sicherlich total eingeäschert worden und die saubern Herrn Freischärler hätten die Gelegenheit benutzt, um nach Noten zu stehlen und so sich neue Existenzmittel zu verschaffen, wenn nicht unser biederes bayerisches Militär, vergessend auf die geringe Gastfreundschaft der Stockacher, wacker Hand angelegt und die Feuersbrunst auf drei Häuser beschränkt hätte. Da fühlten die harten Herzen der Stockacher einige Rührung; sie wollten uns're thätige Hilfe mit Geld belohnen, was aber natürlich zurückgewiesen wurde; deshalb veranstalteten die Honoratioren der Stadt, um sich dankbar zu erweisen, uns zu Ehren eine Ballfestlichkeit und boten alles Mögliche auf, uns diesen Abend recht angenehm zu machen. Aller Groll, den sie vorher auf uns hatten, war jetzt verschwunden. Da perlte der Wein, da tönten Geige und Clarinette, und

drehten sich die Paare in lustigem Tanze. Auf einmal erhielten wir mitten in der Freude Ordre vom General-Commando, daß die ganze Besatzung in Eilmärschen nach dem Schwarzwalde vorzurücken habe. Und so mußte sich denn die heitere Gesellschaft unliebsamer Weise trennen; denn wir hatten vollauf zu thun, um marschfertig zu werden. Im besten Einverständniß nahmen wir Abschied und früh Vier Uhr sagten wir der Stadt Lebewohl. Noch vor dem Abmarsche wurde ein weiterer Befehl expedirt, daß in Folge Organisation der dritten Bataillone bei den Infanterie-Regimentern ein Theil von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaft in ihre Garnison zurück berufen werden. Zugleich gab es neue Beförderungen; auch ich wurde vom Vize- zum wirklichen Corporal beim dritten Bataillon ernannt. Stolzer Kreenländer! Dies war mir aber eigentlich unlieb; ich wäre so gerne bei meiner Compagnie geblieben und mit derselben nach Donaueschingen marschirt. Hatte ich mir doch so manche Volkssage aus dem Schwarzwalde notirt und wollte mir Ort und Stelle beschauen, wo sie sich begeben haben sollte. Hauptsächlich freute ich mich, vielleicht den „Nonnensee" besuchen zu können, welchen ich bei Gelegenheit in folgendem Gedichte besungen.

Der Nonnensee im Schwarzwald.

(Eine Sage.)

Es führt durch Wald und Felsen
Ein Pfad zum Nonnensee;
Dort weilte vor alten Zeiten
So manche liebe Fee.

Dort, wie die Sage meldet,
Ehmals ein Kloster stand;
Drin wohnten zwölf der Nonnen,
Die trugen weiß Gewand.

Und diese Klosterfrauen,
Die liebten Freiheit sehr,
Und ihre Lieder waren
Stets feierlich und hehr.

Des Nachts in stiller Zelle,
Des Tag's auf stiller Flur,
Lobpriesen sie die Schöpfung,
Die göttliche Natur.

Doch wie sie einmal kehrten
Gar spät vom Wald zurück,
Da war versunken das Kloster,
Mit ihm der Nonnen Glück.

Die Gott geweihte Stätte
Schwoll an zu einem See,
Und jede der zwölf Nonnen
Verwandelte sich zur Fee.

Man sah am grünen Ufer
Sie fröhlich beim Gesang
Und lustig schweben im Tanze
Nach Sonnenuntergang.

Wenn Einer wagen wollte,
Nah ihrem Spiel zu sein,
So sprangen die lustigen Wesen
Flugs in den See hinein.

Zu seinen Ufern wandelt
Manch Bräutchen aus dem Thal
Und ladet die Feen gar freundlich
Zu ihrem Hochzeitsmahl.

„Ich habe Hochzeit! Komm doch
Zum Tanze, holde Fee!
Bring Segen mit und Wonne
Aus Deinem klaren See!"

Und wollte Eines kommen
Der Wesen wunderbar,

Ein Zischen und Geplätscher
Dann ihre Antwort war.

Um ihr Geheimniß durfte
Nie eine Frag' gescheh'n;
Da, wo man sich's erlaubte,
Ward keine mehr geseh'n.

Sie nahmen niemals Speise
Und nippten nur vom Wein;
Es gab der Gäste wenig
So zierlich und so fein.

Der Tanz war ihre Wonne,
Ob nah, ob fern der Ort,
Nur, wenn es Zwölf geschlagen,
Da eilten sie zum Hort.

Gastfreundlich heimgeleitet
Zurück zum Nonnensee,
War da im Nu verschwunden
Die wunderholde Fee. —

„Ich habe Hochzeit! Komm doch!"
Rief einst ein Bräutigam.
Und sieh, die Wassernymphe
Zu seinem Feste kam.

„Bis Zwölf darf ich verweilen
Als Gast in Deinem Haus;
Dann sollst Du mich geleiten
Zu meinem See hinaus.“

Im Taumel süßer Freude
Rollt schnell die Zeit dahin;
Es denkt nicht an Gefahren
Der leichte, frohe Sinn.

Da sie der Heimkehr dachte,
War ihre Zeit vorbei —
Der Nixe tiefstes Leiden
Ward laut durch einen Schrei.

„O Freund, der Du geladen
Zum Feste freundlich mich,
Führ' mich zum Letztenmale
Zum See, ich bitte Dich!

„Wenn ich im See versunken
Und strudelt das Wasser rein,
Werd' ich am Jahrestage
In Eurer Mitte sein.

„Doch wenn sich zeigen sollte
Das Wasser purpurroth —

Dann ist für alle Zeiten
Die gute Freundin todt!“

Und blutroth quillt das Wasser,
Es war um sie gescheh'n!
Nie ward seit jener Stunde
Mehr eine Fee geseh'n.

Dieser schönen Phantasie mußte ich nun leider entsagen und mit der kommandirten Mannschaft in die Heimath wandern.

Unsere Reise ging zunächst per Dampfschiff über den Bodensee, wo wir die Städte Constanz, Rorschach und Lindau an seinen Ufern berührten. Die Reise war schön; es war ja im Monat Mai! In Constanz, wo einst Johann Huß als Märtyrer seines Glaubens verbrannt wurde, waren wir über Mittag einquartirt; unser Abendbrot verzehrten wir auf dem Verdeck des Schiffes, wo es dem entzückten Auge vergönnt war, ein Stündchen das schöne Schweizerland von seiner Nordseite zu beschauen; das Gebiet selbst durfte keiner von uns betreten.

Laß hier Deine Blicke ein wenig in die Runde schweifen! Welche wonnigen Gefühle bemächtigen sich

da Deiner Seele! Im Osten die hohen Gebirge von Vorarlberg, welche ihr Wintergewand noch nicht abgelegt haben, sondern alle im silbernen Schnee prangen, während der Süden, die Schweiz, mit üppigem Grün Dich anlächelt und Dir süßen Blüthenduft entgegen haucht; schaue nach Westen, wie die untergehende Sonne ihre goldenen Strahlen Dir noch zusendet und mit lieblichem Roth den leicht gekräuselten See bespiegelt! O reizende Idylle! von Dir soll ich jetzt Abschied nehmen und nördlich in die Heimath zieh'n! — Die Nacht brach herein, und das Schiff streifte ruhig durch die Wellen seinem Ziele, dem Leuchtthurme, zu! — Ein Stündchen noch, und die kleine Seereise war beendet.

Glücklich in Lindau, dem sogenannten kleinen Venedig angekommen, wurden wir von einer Abtheilung Militär mit Musik begrüßt, bezogen sodann unser Nachtquartier und ließen uns Schüblinge (Würste) und sauern „Seewein" recht gut schmecken.

Noch einige Tagmärsche, und die Garnison München war erreicht. Lorbeeren brachten wir freilich keine von unserm Feldzug mit. Nun hieß es wieder fleißig Rekruten exerzieren, und was noch sonst der Garnisonsdienst mit sich bringt. Im Verlaufe des Sommers kehrten auch unsere Kameraden aus Baden zurück.

Das nächste Jahr (1849) brachte uns einen zweiten Ausmarsch; wir besetzten unsere westliche Landesgrenze wegen des Pfälzer Aufstandes. Meine Compagnie besetzte Neuburg an der Kammel und Wartenweiler. In letztgenannter Ortschaft waren 1 Offizier, 3 Korporäle, zu welchen ich mich zählte, und 50 Mann einquartirt. Die Verpflegung war hier durchgehends gut, der Dienst angenehm, und in Folge vieler freier Stunden verschafften wir uns manche Vergnügungen, die nicht immer am Platze waren.

Einige meiner Soldaten waren in ihrer Heimath als Wildschützen gefürchtet; diese scheuten sich auch hier nicht, aus dem Walde ihre Beute zu holen. Der Wildfrevel wurde von Seite des Forstamtes zur Anzeige gebracht; es konnten aber die Thäter nicht namhaft gemacht werden. Deßhalb strenge Visitation von Seiten des Regiments-Commandos, ob sämmtliche Mannschaft ihre vorgeschriebene Zahl an Patronen im Besitze habe. Alles war in gehöriger Ordnung. So blieb nichts übrig, als durch Androhung strenger Strafe der unangenehmen Sache ein Ende zu machen. Wo aber die Mannschaft das Pulver zur Betreibung ihrer Wilddieberei hernahm, das kam erst auf, als eine Abänderung der Feuerwaffen vorgenommen und in Folge

dessen auch die Patronen umgearbeitet wurden. Hier ergab sich, daß eine gewisse Anzahl Hülsen nicht mit Pulver, sondern mit — Sand gefüllt war. —

Als guter Christ besuchte ich einmal die Kirche, und da ich früher auf dem Chor mitgesungen hatte, so glaubte ich auch hier mitwirken zu können.

Dem Schulverweser, der noch ein sehr junger Mann und wie ich hörte, wegen seines Leichtsinnes zur Strafe hieher versetzt war, fiel meine Tenorstimme angenehm ins Ohr, und er ward sogleich der Meinung, ich gehöre auch dem Schulfache an. Ich ließ ihn auf seinem Glauben; diese mehr scherzhafte Lüge sollte mir jedoch einige Verlegenheit bereiten.

Eines Sonntags nämlich, als dieser Lehrer eben zur Schule ging, um Unterricht zu geben, begleitete ich ihn auf seinen Wunsch in dieselbe. Eine Anzahl lernbegieriger Schülerinnen war versammelt. Da machte der junge Schulmeister den schlechten Witz, mich den guten Mädchen als künftigen Lehrer vorzustellen, und damit sie es eher glaubten, sollte ich sofort das Amt antreten. Die Schülerinnen staunten nicht wenig, als ich alles Ernstes von Regel de Tri &c. &c. zu fabuliren anfing. Dies war gewiß ein toller Streich! Nun gib aber auch Acht, lieber Leser, wie mich die Nemesis

verfolgte. Der Bediente meines Herrn Lieutenants, ein schlauer Hans, übersah von seinem Zimmer aus die Schule und bemerkte also auch, wie ich an der Tafel operirte; da litt es ihn nicht anders, als daß er diesen Vorfall seinem Herrn zu Ohren brachte, der mich sogleich rufen ließ und auf zwei Tage in Zimmer-Arrest schickte. Noch ist aber das Lied nicht zu Ende. Am nämlichen Tage, beim Abend-Verlesen, war vor dem Pfarrhause, wo der Lieutenant wohnte, wohl die Mannschaft versammelt, jedoch kein Vorgesetzter, weder Lieutenant, noch Corporal dabei zu sehen. Die Soldaten, ihre Freiheit benützend, warfen sich zum Zeitvertreib mit Schneeballen und belustigten sich so, daß sie die Ankunft des Majors übersahen, welcher die umliegenden Ortschaften, wo Militär lag, inspizirte. Als dieser, über die zügellose Aufführung der Soldaten höchst entrüstet, nach der Ursache des Nichtvorhandenseins des Lieutenants fragte, wurde ihm gemeldet, daß genannter Herr Offizier mit dem Herrn Pfarrer auf eine benachbarte Ortschaft zu einer Metzelsuppe gegangen waren. Nun donnerte er, wo die Unteroffiziere seien; da hieß der Rapport, die beiden Vizecorporäle hätten „Verlesen frei“, und wegen meiner Abwesenheit konnten sie keine Auskunft geben; denn meine Strafe war ihnen

nicht bekannt. Hierauf begab sich der Herr Major mit einem Gefreiten vor mein Quartier und ließ mich rufen. Auf seine ernste Frage, warum ich nicht zum Verlesen erscheine, mußte ich ihm gehorsamst melden, daß ich mich auf zwei Tage im Zimmerarrest befinde; und da hierin nichts zu ändern war, so ritt der inspizirende Stabsoffizier voller Ingrimm von dannen.

Vierzehn Tage später vereinigte sich die Compagnie in Krumbach, indem wir nämlich andere Ortschaften bezogen; hier ließ der Herr Hauptmann, im Uebrigen ein jovialer Mann, seine Compagnie einen Kreis formiren und sprach den Unteroffizieren sowie der Mannschaft über deren Verhalten seine größte Zufriedenheit aus, mit Ausnahme des Corporals T. . . . Diesem aber, Deinem Kreenländer, lieber Leser, wurde der Kopf nicht wenig gewaschen. „Dieser Mensch“, fing der Herr Hauptmann an zu schreien, indem er die Worte recht in die Länge zog, „dieser Mensch erfrechte sich in Wartenweiler, sich einem Schulverweser anzuschließen, einem jungen Taugenichts wollte ich sagen, der sich in seinem Leichtsinn so weit vergaß, daß er einen Unteroffizier mit in die Schule nahm und bei angehenden Jungfrauen als Lehrer amtiren ließ! Da hört sich doch Alles auf! Herr Lieutenant R. verurtheilte ihn nur

zu zwei Tagen Zimmerarrest; wäre ich da gewesen, ich hätte ihm das Schulhalten ausgetrieben; ich hätte ihn ganz exemplarisch bestraft!" Herr Hauptmann F. sprach diesen Vortrag in anschwellendem Tone so kräftig, als ob er ein ganzes Armeecorps zu kommandiren hätte. Noch heute klingen mir die Ohren davon. Wie muß erst dem Herrn Lieutenant seine damalige Metzelsuppe bekommen sein! — Später bei Gelegenheit eines Reisemarsches fragte mich dieser nämliche Herr Hauptmann mit lächelnder Miene, ob ich schon lange nicht mehr Schule gehalten habe? Auf seine Frage erwiderte ich ihm: „Es war das Erste- und Letztemal." Nun vertraute er mir an, daß ihm der Spaß ausgezeichnet gefallen hätte; aber er sei genöthigt gewesen, mir vor den Soldaten eine Rüge zu ertheilen. Da war ich auch wieder zufrieden; denn ich wußte ohnehin, daß es ihm mit seinem damaligen Verweise nicht so sehr Ernst gewesen war.

Von Krumbach wenige Stunden entfernt liegt Kirchhaßlach; auch hier hatten wir einige Tage Standquartier. Eines Morgens nahm ich, um mir die Zeit zu verkürzen, meinen Stutzen, hängte meinen Mantel über die Schultern und ging schnurstracks über die Felder dem nahen Walde zu; ich hatte nämlich Tags

vorher bei einem Spaziergang mehrere Wildenten bemerkt, und auf diese stellte ich heute meine Jagd. Es lag tiefer Schnee und die Kälte war eine ausnehmend grimmige, dies genirte mich indeß wenig; als ich jedoch an den Saum des Waldes gelangte, rief mir von der seitwärts gelegenen Straße plötzlich eine kräftige Stimme zu: „Halt!" Es war wieder mein Herr Hauptmann, der einen Spazierritt machte. Donnerwetter! dachte ich, jetzt spuckts; soll ich auf ihn zugehen oder mich in den Wald flüchten, war eine Frage ohne Fragezeichen. Eine tolle Sache blieb es immerhin. Ich besann mich nicht lange, ließ meinen Stutzen, welchen ich unter dem Mantel trug, sachte in den Schnee gleiten und watete dann durch den Schnee ihm entgegen; er blieb ruhig stehn; ganz in seine Nähe konnte ich nicht gelangen, weil ein ziemlich breiter Bach uns trennte. „Machen Sie ihren Mantel auf!" rief mein Gebieter. Ich öffnete denselben, und da er sah, daß ich keine Schußwaffe bei mir führte, so fragte er mich, was ich hier außen zu suchen hätte? Zum Glück hatte ich mein Skizzenbuch in meiner Brusttasche; dieses zog ich hervor und gab ihm zur Antwort, daß mir die Ansicht von Kirchhaßlach so gut gefalle, daß ich sie in mein Skizzenbuch aufnehmen wolle.

„Wenn dies der Fall“, sagte mein Compagnie-Commandant, „so sollen Sie durch mich nicht gestört sein; doch wünsche ich, daß Sie, wenn Sie mit Ihrer Zeichnung fertig sind, mir dieselbe zur Einsicht unterbreiten.“ Drauf ritt man von dannen; ich aber war genöthigt, im Freien meinen Bleistift zu spitzen und die „schöne“ Winterlandschaft von Kirchhaßlach aufzunehmen. Nach dem „Abend-Verlesen“ überreichte ich ein Blatt Papier; es war die Arbeit, zu der ich auf der Entenjagd gezwungen gewesen.

„Sie sollten Sich ganz diesem Fache gewidmet haben!“ Mit diesen Worten erhielt ich meine Zeichnung vom Herrn Hauptmann zurück.

Seit jener Stunde versuchte ich nie wieder nach Wild zu jagen; denn es gibt gar verschiedene Enten.

Allmählig rückten unsere Truppen wieder zurück in ihre Garnisonsorte und sagten dem lieben Schwabenlande Lebewohl!

Da nun aber alle guten Dinge „drei“ sind, so dauerte es nicht lange, und wir hatten einen dritten Ausmarsch zu erwarten. Im Herbste 1850, wo ein großer Theil von Kurhessens Einwohnern ihrem Landesherrn die Steuern verweigerte und selbst das Militär mit der Bevölkerung Hand in Hand ging, da sah sich

bekanntlich der Kurfürst veranlaßt, fremde Truppen als Exekution in sein Land zu requiriren. In wenigen Tagen war das ganze Kurhessen mit bayerischem Militär überfluthet. Auch mein Regiment mußte diesem Rufe Folge leisten, und unsere Soldaten begrüßten mit Freude diese Ordre; denn überall ist es dem Soldaten angenehmer und lieber, als in der Kaserne.

Der Abmarsch erfolgte. Von München bis Gunzenhausen benützten wir die Eisenbahn und blieben in letztgenannter Stadt über Nacht; der nächste Tag führte uns nach Ansbach. Am dritten endlich gelangte meine Abtheilung nach Rothenburg a./T. Diese Stadt erinnerte mich an eine Sage, die sich hier zugetragen haben soll und die ich dem Sinne nach in poetischer Form hier unterbreite.

Die Tochter des Scharfrichters.

(Ballade.)

An der Tauber liegt ein Städtchen,
Rothenburg ist es genannt;
Dorten ist aus alten Zeiten
Eine Sage wohl bekannt:

Früh am Morgen zogen Fischer
Eine Kiste aus der Fluth,

Drinn ein Knäblein, kaum geboren,
Schon im ew'gen Schlummer ruht.

Das Verbrechen zu entdecken,
Sucht der strenge, hohe Rath;
Die man aber eingezogen,
Ahnt nicht die verruchte That.

Jener, der das Knäblein raubte,
Spielte seine Rolle fein,
O entsetzlich! — denn er mußte
Selbst der Armen Richter sein.

Vater ist er jenes Kindes,
Und die Mutter seine Braut;
Nur zu arm ist ihm das Wesen,
Das sich seiner Lieb' vertraut.

Reichthum hat sein Herz geblendet,
Ihm des Schulzen Tochter lacht;
Um der Armen los zu werden,
Ward ein Frevel ausgedacht;

Raubt das Kindlein aus der Wiege,
Als die Mutter schlief in Ruh';
In ein Kistchen eingebettet,
Trägt er es der Tauber zu.

Arme Mutter, lag'st im Schlummer,
Ahntest nicht, was hier geschah!
Und dem Frevler, dem Verruchten,
War kein wachend Auge nah. —

Eh' die Morgensonne leuchtet,
Pocht's schon laut an ihre Thür;
„Mache auf! Du Schuldbelad'ne,
Folge zu dem Richter mir."

Wie der Blitz die Luft durchzucket,
Hat dies Wort ihr Herz berührt.
Händeringend nach dem Kleinen —
Wurde sie dann weggeführt. —

„Willst Du Deine That bekennen?"
Spricht der Richter ernst zu ihr;
„Sag' es offen und bereue,
Was birgt diese Kiste hier?"

„Ich," ruft sie, „gerechter Himmel!
Kenne Kist' und Inhalt nicht;
Wer mich einer Schuld will zeihen,
Handelt als ein Bösewicht!"

„Zähme Deine Zunge, schweige,
Kennst den Inhalt nur zu gut;

Oeffne selbst, Du wirst erbleichen
Vor dem eig'nen Fleisch und Blut." —

Seht, ihr fehlt der Muth zu öffnen,
Ihre Schuld ist anerkannt!
Und sie öffnet — weh! der Anblick
Raubte fast ihr den Verstand. —

Fluch dem Räuber meines Kindes,
Meines Daseins höchstes Glück!
Fluch dem Frevler, Fluch dem Mörder!
Spricht der Armen starrer Blick.

Keine Seele konnte zeugen,
Keine heben den Verdacht;
Und so läßt der strenge Richter
Führen sie in Kerkersnacht. —

Nun zufrieden war der Buhle;
Denn des Schulzen Töchterlein
Führt er jetzt zum Traualtare,
Liebchens Vater willigt ein.

Reicher Mann, der Du geworden,
Hast nun Deine Seelenruh?
Nein, das Werk, das Du begonnen,
Führt Dich selbst der Hölle zu! —

Monden sind dahin geflossen
Ihr in dunkler Kerkernacht;
Und nach schlaflos herben Nächten
Wird das Urtel ihr gebracht.

Muß zum Blutgerüste folgen,
Tröstend steht der Priester bei,
Hat ein frommes Werk vollendet,
Als man brach den Stab entzwei.

Und mit Beben und mit Bangen
Auf's Schaffot das Opfer steigt:
„Hier, mein Sohn“, spricht der Vollstrecker,
„Heut sei Dir das Schwert gereicht.

„Hieb schon neunundneunzig Köpfe
Von dem Rumpf nicht ohne Glück,
Und der hundertste sei heute
Meines Sohnes Meisterstück!“

„„Vater, ach, es wird versagen,
Seh' ich doch der Köpfe drei!““
„Nimm den mittlern“, spricht der Alte,
„Dann ist Deine Angst vorbei.“

„„Kann nicht, Vater, denn ich sehe
Einen Engel vor mir stehn!““
„Ei zum Teufel, feiger Junge,
Her das Schwert! Wir wollen seh'n!“

Bis zu diesem Augenblicke
Blieb der Richter stumm und kalt;
Plötzlich aber drang zum Herzen
Gottesstimm' mit Allgewalt.

Peinlich trat vor seine Seele
Seiner Handlung Schreckensbild;
Jeder Augenblick ist Folter;
Denn die Reue tobet wild.

Jetzt erfaßt' ihn Angst und Beben,
Unerträglich wird die Noth,
Und sein Angesicht wird düster,
Leichenblaß, als wie der Tod.

„Haltet ein!" ruft seine Stimme,
„Sie ist frei durch Gottes Huld,
Und der Stab, den ich gebrochen,
Gilt für mich und meine Schuld!"

Kaum die Worte ausgesprochen,
Er zu ihren Füßen lag;
Und der Schmerzensblick der Armen
Folgte in den Tod ihm nach.

Allen war gelöst das Räthsel,
Wer der Armen Buhle war;
Keiner aber konnte fassen
Gottes Fügung wunderbar.

Auch dem Henker will sich's lösen;
Denn sein Auge ruht gebannt
Durch ein Kreuzlein, das vor Jahren
Er sein Eigenthum genannt.

„Sprich, wer gab Dir dieses Kreuzchen,
Das auf Deinem Busen ruht?"
Frug der Alte mit dem Schwerte
Leise in gestillter Wuth.

„„Dieses Kleinod gab die Mutter
Mir in ihrer Todesstund';
Nimm, es ist von Deinem Vater!
Sprach ihr sterbend süßer Mund.""

„Gutes Kind! laß Dich umarmen,
Drücken Dich an's Vaterherz!
Jahrelang sucht' ich vergebens,
Jahrelang trug ich den Schmerz.

Und auf dieser Unglücksstätte
Sollt' ich selbst enthaupten Dich!
Schwert, hinweg von meiner Seite!
Welche Qual wär'st du für mich!"

Die freundliche Stadt Rothenburg mit ihren Einwohnern blieb uns im guten Andenken; hatten wir ja hier liebevolle Aufnahme und ausgezeichnete Verpflegung gefunden. Ganz anders war es dagegen in Aschaffenburg, wo wir nach zurückgelegten strengen Eilmärschen nur auf Dach und Fach einquartiert wurden und in der Kaserne menagirten. Hier hatten wir volle sechzehn Tage Marschbereitschaft, und endlich überschritten unsere Truppen die Landesgrenze und besetzten Kurhessens größere Städte.

Unser Regiment war für Hanau bestimmt, dessen Einwohner sich gegen uns nur friedlich zeigten. Ich trat mit acht Mann bei einer Wittwe in Quartier. Es ist immerhin ein eigener Eindruck, den das Wort „Wittwe" auf einen Mann hervorbringt; sicherlich liegt dies in der Theilnahme, die wir für ein so verlassenes Wesen fühlen, und daß ich ein sehr weiches und empfängliches Herz hatte, wird der geehrte Leser schon aus manchem Abschnitt meines Lebens entnommen haben. Ob wohl meine Hauswirthin jung und hübsch ist? dachte ich bei mir, als ich in ihre Hausthüre trat. Aus diesem Wahn sollte ich indeß bald gerissen werden; denn ein altes zweiundachtzigjähriges Mütterchen empfing uns und hieß mich und meine Leute willkommen in

ihrem Hause. Die gute Alte sah noch recht rüstig und freundlich aus, aber für sie schwärmen oder sie besingen, das konnte man doch nicht mehr. Wir hatten es sehr gut bei ihr, die Verpflegung war eine ausgezeichnete zu nennen.

Eines Tages ließ sie mich bitten, zu ihr auf das Zimmer zu kommen. Sie trat mir sehr freundlich entgegen und ersuchte mich, nur zum Scheine an dem Mittagstisch meiner Leute theilzunehmen, dann zu ihr zu kommen und mit ihr zu speisen. Diese große Aufmerksamkeit rechnete ich mir zur Ehre an und machte gleich am nächsten Tag Gebrauch von ihrer gütigen Einladung. Ich fand die liebenswürdigste Hausfrau in ihr und einen feinen Tisch; sie sprach so lebhaft und hatte ein so großes Interesse für Alles, als ob sie fünfzig Jahre weniger zählte; man vergaß auch ganz ihr Alter, wenn man sie sprechen hörte. Dies dauerte eine ganze Woche fort. Ich sah, daß sie immer mehr Vertrauen zu mir faßte, und stets versicherte sie mir, sie freue sich von einem Tag zum andern, wo ich wieder einige gemüthliche Stunden bei ihr verbringen würde. Nun kam die Zeit, daß wir unser Quartier wechseln sollten; denn der Befehl lautete, die Soldaten dürften nicht länger als zehn Tage in einem Hause

bleiben, damit sie mit den Bürgern der Stadt nicht zu sehr bekannt würden. Meine Hauswirthin verfügte sich nun selbst zum Herrn Oberst, um ihn zu bitten, daß wir bleiben dürften, da sie bisher völlig zufrieden mit uns gewesen und noch nie die geringste Störung oder irgend etwas Unangenehmes durch uns veranlaßt worden sei. Es wurde ihre Bitte gewährt, und freudig theilte sie mir diese Botschaft mit.

Eines Tages nach Tisch bemerkte ich eine große Erregtheit in ihrem ganzen Wesen; die würdige Dame öffnete mir jetzt ganz traulich ihr Herz:

Sie habe einen Sohn gehabt, ihre einzige Freude und Hoffnung für ihr Alter; er sei gut und brav gewesen; dieser hoffnungsvolle Jüngling nun habe ein Liebesverhältniß mit einem armen Mädchen angeknüpft und ihr das Versprechen zur Ehe gegeben. Mit dieser Verlobung seien aber seine Eltern nicht einverstanden gewesen, schon deßwegen, weil man an ihrem guten Rufe zweifelte. Dies habe den jungen leidenschaftlichen Menschen erbittert, und er habe es sich nun erst recht in den Kopf gesetzt, das Mädchen zu heirathen, ohne jedoch zum Ziele zu kommen, da seine Eltern die Einwilligung zu dieser Verbindung entschieden versagten. Eines Morgens sei er nun in schwarzer Kleidung in

das Zimmer der Eltern getreten und habe tiefbewegt und feierlich Abschied von beiden genommen, mit der Erklärung, die obwaltenden Verhältnisse trieben ihn aus dem Vaterhause, er wollte fort; vielleicht sei in der Ferne eher Genesung für sein krankes Herz zu hoffen. Vater und Mutter seien über die plötzliche Trennung von ihrem Sohne höchst befremdet gewesen, hätten jedoch seine Abreise nicht so ernst genommen; doch das Eigenthümliche in seiner Haltung sei beiden sehr aufgefallen, und nach einiger Berathung hätten sie sich entschlossen, ihn auf seinem Zimmer aufzusuchen, da man ihn nicht hatte fortgehen sehen. Sie seien nun sofort in sein Gemach geeilt und hätten mit Entsetzen ihren einzigen so theuren Sohn im Todeskampfe am Boden liegen sehen. Der schnell herbeigerufene Arzt habe keine Rettung mehr bringen können, und nach kurzer Zeit hätten die armen Eltern kein Kind mehr gehabt; — er war das Opfer seiner Leidenschaft geworden und hatte sich vergiftet. In meiner Person sähe sie nun eine auffallende Aehnlichkeit, das getreue Bildniß ihres unvergeßlichen und vielbeweinten Sohnes wieder; ich gleiche ihm ganz und daher rühre auch ihre unverkennbare mütterliche Theilnahme, die sie mir vom ersten Tag an bewiesen habe; sie wünsche nichts sehnlicher, als daß ich bei ihr

bleiben und einigermaßen ihr den geliebten Sohn ersetzen möchte. — Die alte Dame war tief bewegt während ihrer Erzählung; auch mir gingen die Augen über; wer könnte auch bei dem tiefen Jammer einer so guten alten Frau ungerührt und kalt bleiben? Es wäre wohl auch für mich wünschenswerth gewesen, der Adoptivsohn einer so wackern und wohlhabenden Frau zu werden; doch meine weiteren Geschicke riefen mich fort. Trug doch auch ich ein tiefes Weh im Herzen!

Die Sehnsucht nach meiner Johanna und die Ungewißheit der Zukunft machte mir viel schwere Stunden. Bisher hatte ich regelmäßig alle Wochen einen lieben Brief von ihr erhalten; doch seit einiger Zeit blieb alle Nachricht von der Theuren aus. War sie krank, oder war sonst etwas zwischen unsere Liebe getreten? Diese peinliche Vermuthung wurde durch ihren letzten Brief in meinem Herzen rege; der Inhalt ihrer Zeilen bestand in der sehnsüchtigen Bitte, ich möchte so bald als möglich zu ihr kommen; sonst sei sie für mich verloren. Ach! Es gibt oft ganz seltsame Verhältnisse! Eine nahe Verwandte von ihr, welche im Brautstand lebte und demnächst ihrer Verheirathung entgegen sah, wurde gefährlich krank und in der Voraussetzung ihres Todes setzte sie Johanna zur Erbin ihres Vermögens

ein, mit der Bedingung, ihren Bräutigam zu ehelichen. Ich schrieb sogleich einige aufmunternde tröstliche Zeilen an Johanna, drückte mein innigstes Bedauern aus, daß ich meinen sehnlichsten Wunsch, zu ihr zu kommen, für jetzt nicht erfüllen könne, und bedeutete ihr, bei dieser Angelegenheit nur ihr Herz sprechen zu lassen, und ich wüßte dann, daß Alles gut für uns werden würde. Ein so inniges, festes Vertrauen setzte ich auf ihre Liebe zu mir. Darauf erhielt ich keine Antwort. Von Tag zu Tag wartete ich mit Sehnsucht auf eine Botschaft von ihr; auch die schrecklichste Gewißheit wäre nicht so schlimm gewesen, als diese endlosen Zweifel über ihre Treue. In dieser Sorge schrieb ich einen Brief und ersuchte eine Freundin Johannens, ihr meine Zeilen persönlich zu überreichen. In Johannens Brief schloß ich ein Gedicht ein, wie es bei so vielen vorhergehenden geschehen war. Diesmal wählte ich zur Erinnerung an jenen Ball-Abend, der mich so sehr beglückt hatte,

Das Ballsträußchen.

O könntest Du ermessen,
Was reine Liebe ist!
Du hast mein Herz besessen —
Ach, daß Du es vergißt!

Wohl ist die Zeit entschwunden,
Doch meine Treue nicht;
Hast Du, wie ich empfunden,
So hör', was Liebe spricht:

„Des Reigens lustig Schweben
War meine froh'ste Stund' —
Sie sah der Herzen Beben,
Schloß uns'rer Liebe Bund.

„Und meine Brust, die schmückte
Ein Sträußchen nett und klein;
O diese Blumen pflückte
Herzallerliebste mein!

„Wie schmerzt mich diese Rose!
Sie fiel zu frühe ab —
Vom herben Schicksalsloose
War sie geweiht dem Grab.

„Du hattest ja geschworen
Mir bis zum Tode Treu' —
Dein Schwur ging bald verloren,
Den Bund brachst Du entzwei.

„Nun sind verwelkt die Blüthen,
Die Stenglein bleiben mein,
Und mir ist nun beschieden
Der dürre Zweig allein.

„Die Sehnsucht wohnt im Herzen
Und Ruhe nur im Grab' —
Du gabst mir Todesschmerzen,
So geh' ich denn hinab.

„Doch meine liebste Habe
Sind Blumen noch von Dir;
O streue solche Gabe
Zum letzten Gruße mir!

„Und was Du mir beschieden,
Ist dann im Tode mein;
Ich bin ja schon zufrieden,
Schmückst Du den Leichenstein.“

Einige Tage darauf bekam ich von der Freundin Antwort und mit bangem Vorgefühl öffnete ich das Schreiben. Der Inhalt zeigte mir den Beerdigungstag der theuern Geliebten an, so wie auch einige kurze Mittheilungen über die letzten Stunden der Dahingeschiedenen.

Mir war's, als verfinsterte sich der ganze Himmel. Die Sterbende hatte der Freundin noch aufgetragen, mir ihre letzten Grüße zu sagen; sie wäre dem Gram

erlegen; das Verhängniß, das über sie hereingebrochen wäre und dem sie nicht hätte entrinnen können (sie hatte sich nämlich verheirathet), habe ihr das Herz gebrochen; die Treue jedoch im Herzen hatte sie mir bewahrt, und ihr letztes Wort — war mein Name gewesen. — Als Andenken schickte sie mir durch die Freundin ihr Bildniß, welches sie in früheren Tagen schon für mich bestimmt hatte. —

Fließet, ihr Thränen!

Mit welchen Gefühlen ich das Bild anschaue, gibt folgendes Gedicht kund.

Das Bildniß der todten Geliebten.

Was könnte mich wohl mehr beglücken,
Als Dein geliebtes, theu'res Bild?
Noch immer, immer ist's Entzücken,
Das mir aus seinem Anschau'n quillt.

Begrüß' ich's doch am frühen Morgen,
Begrüß' ich's doch um Mitternacht,
Und friedlich schlaf' ich ohne Sorgen,
Hat mich Dein Bild noch angelacht.

Und wie ein Kind zur Mutter eilet,
Das kaum erwacht aus seiner Ruh',
So bei dem Frühroth unverweilet
Wend' ich mein Aug' dem Bilde zu.

So will ich stets am Busen tragen
Das Bild, das zeugt von manchem Glück,
Und Trost bei allen Lebens-Plagen
Gewähre mir auf Dich der Blick.

Und bleibt für ewig mir entschwunden
Das Urbild, lieb und engelrein —
Erinn'rung an vergang'ne Stunden
Soll stets Beseligung mir sein!

Im nächsten Frühjahr kam ich endlich mit krankem Herzen nach Nürnberg zurück. Der erste Besuch galt ihrer Freundin, welche ich ersuchte, Johannens Mutter von meinem Hiersein zu unterrichten und sie zu überreden, mich in einem nahen Wirthschaftsgarten aufzusuchen; denn ich hatte nicht den Muth, die Räume zu betreten, wo ich einst so glücklich gewesen. In jenem Garten, genannt zum Riesenschritt, setzte ich mich in eine Laube und hing meinen Träumen nach, die mir so lebhaft der Seligen Bild zurück riefen.

Erinnerung.

(Sonett.)

Beglückter Tag, Du warst mit süßer Freude
Einst liebevoll in's Tagebuch geschrieben;
Da frug der Zweifel nie, ob treu geblieben
Das Liebchen mein, und warum frag' ich heute?

Hört, was Empfindung spricht, ihr guten Leute!
Sie kann mein armes Herz allein betrüben!
Mein Auge darf sich jetzt im Weinen üben,
Die Ferne nahm mein süßes Lieb zur Beute.

Ein fühlend Wesen mag das Leid ermessen
Und jeden tiefern Schmerz mit ihm erwägen;
Ich darf ja Liebe nur im Stillen hegen!

Und liebt' so heiß, die einstens ich besessen;
Wie könnt' ich je den holden Tag vergessen
Und nicht erfleh'n für sie des Himmels Segen?

Noch in diese Gedanken vertieft, sah ich die Erwarteten kommen. Frau von H., welche mich nie in Uniform gesehen hatte, erkannte mich nicht; doch auch mir erging es nicht besser. Der Gram hatte die Dame

vor der Zeit grau und alt gemacht, und nur durch ihre Begleitung erkannte ich sie als die Mutter meiner einstigen Geliebten. Ich ging auf sie zu, und an meiner Stimme erkannte sie mich wieder. Mit zitternder Hand führte sie mich in ihre Wohnung, und hier erfuhr ich nun Alles, was vorgefallen. Die Trostsprüche der betrübten Mutter konnten mein Herz nicht zufrieden stellen; sie gab mir zu versteh'n, daß, wenn ich Johanna damals, als unser Verhältniß sich gestaltet hatte, gleich hätte heirathen können, dieselbe sicherlich noch am Leben geblieben wäre. — Mein Herz drängte mich zu ihrem Grabe; dort angekommen, suchte ich meinem gepreßten Herzen durch einen Thränenstrom Luft zu machen. — Nachdem ich mich etwas gefaßt hatte, wollte ich mich nicht so schnell von dem Grabeshügel trennen; ich widmete ihr noch folgenden Nachruf:

Am Grabe der Geliebten.

Dich habe ich geliebet,
So heiß man lieben kann;
Nun liegest Du begraben,
Dein Geist ging himmelan!

Nun ruhe sanft in Frieden
Im kühlen Schooß der Erd';
Du bleibst doch süßer Liebe
Mir noch im Grabe werth!

Ich fühle mit Dir Reue,
Vor Schmerz ich möcht' vergeh'n;
Nur einmal noch im Leben
Möcht' ich Dich wiederseh'n!

Vergebens ist mein Hoffen;
Entschwunden all' mein Glück!
O Sel'ge! denk' dort oben
An uns're Lieb' zurück!

Ich hatte zehntägigen Urlaub, und da ich in Nürnberg für jetzt nur trübe Stunden finden konnte, so wollte ich die übrigen Tage theils in meiner Heimath, theils in der Universitäts-Stadt Erlangen zubringen. Das Leben wechselt schnell. Unter meinen Verwandten in Erlangen befand sich ein junger Mann, ein lustiger Studiosus, mit welchem ich einige frohe Stunden ver lebte. Besonders hervorheben möchte ich einen Studentenjux, den ich mit angesehen habe und den ich dem

geehrten Leser nicht vorenthalten will; verschaffte er doch selbst mir einige Zerstreuung in meinem schwermüthigen Zustande.

In einem Hause, wo einige von der Verbindung meines Verwandten wohnten, war soeben ein Schwein abgeschlachtet worden und hing im Hofe an einem Nagel. Die jungen Studiosen faßten nun in ihrem Uebermuth den Plan, das Schwein zu stehlen. Gedacht, gethan. Ohne von Jemand gesehen zu werden, brachten sie glücklich den Gaunerstreich zur Vollendung und schleppten das todte Schwein bis in den dritten Stock, wo sie logirten. Der Hauswirth, der alsbald den Diebstahl entdeckte, war außer sich und rannte wie besessen im Hause umher, was ihm Niemand verargen konnte. In seiner Aufregung schickte er sofort zum Distriktsvorsteher, der mit einigen Polizisten mit schuldigem Amtseifer erschien, um Haussuchung vorzunehmen, da das Schwein nicht zum Hause hinaus geschafft worden sei. Dies betheuerte nämlich eine alte Obstlerin, die gegenüber ihren Stand hatte, und solchen Leuten entgeht bekanntlich nicht leicht etwas; sie haben ja stets ein offenes Auge für die liebe Nachbarschaft.

Die jungen Spaßvögel sahen sich nun bald verrathen und faßten daher den Entschluß, durch einen

noch tolleren Streich den ersten zu vertuschen. Meines Erachtens war es freilich ein großer Frevel, oder besser gesagt, eine unverzeihliche Sünde. Allein was fällt der raschen Jugend nicht alles ein?

Sie legten nämlich das gestohlene Schwein in's Bett und deckten es bis zum Kopfe zu; ferner stellten sie ein Kruzifix auf den Tisch mit zwei brennenden Kerzen; einer von den Studenten zog eine braune Kutte an, die zufälliger Weise noch von der letzten Theater-Vorstellung vorhanden war, und so harrten sie dem weiteren Geschicke entgegen. — Mit einemmal hörte man Tritte, es öffnete sich die Thüre und die Commission wollte eintreten. Im selben Augenblicke gab aber der ehr- oder vielmehr un-würdige Pater mit frommer Miene durch eine Handbewegung zu verstehen, die heilige Handlung dem schwerkranken Patienten gegenüber nicht stören zu wollen. Natürlich zogen sich die diensteifrigen Männer zurück; es verstand sich doch von selbst, daß hier nichts zu suchen sei.

Noch am selben Abend, als die Diener der Gerechtigkeit längst das Haus verlassen hatten, war auch das Schwein wieder im Hof an seiner Stelle, zum größten Erstaunen des Besitzers über solch ehrliche Diebe. —

Nach Ablauf des Urlaubs kehrte ich wieder nach München zurück. Mehrere Monate schwanden da für mich in stiller Wehmuth dahin. Bei dem einförmigen Garnisonsdienst, der mir gerade auch nicht mein ödes Dasein versüßte, wollte mir's fast scheinen, als könnte mir kein Lebensglück mehr blühen. Allein ich war noch jung und dabei frisch und gesund, und wenn ich auch Johanna nicht so leicht vergessen konnte, so fand ich doch an der langweiligen Abgeschiedenheit von aller Welt, insbesondere aber von dem schönen Geschlecht wenig Geschmack und fühlte immer deutlicher, daß der Mensch allein das traurigste Geschöpf auf Erden ist. In dieser Gemüthsstimmung befand sich Dein Kreenländer, lieber Leser, als ihn einmal zufällig der Weg durch die „Glücksstraße" in München führte, die bekanntlich nicht sehr weit von der Kaserne am Türkengraben in die Amalienstraße mündet. Da richtete sich mein Augenmerk unwillkürlich auf eine mir vorausgehende Frauengestalt, die durch ihre auffallend reichen und schönen dunkelbraunen Haare mein Interesse noch mehr erregte. Die Neugierde vergrößerte meine Schritte und trieb mich, ihr so nahe zu kommen, daß ich auch das Antlitz meiner schlanken Unbekannten sähe, umsomehr, da ich an schönen Haaren immer ein besonderes

Wohlgefallen hatte. Nun sagte ich freilich nicht gleich, wie Herr Dr. Faust:

„Mein schönes Fräulein! Darf ich's wagen,
Arm und Geleit ihr anzutragen?"

Aber ich betrachtete mir diese Schöne doch eine Zeit lang im Stillen und glaubte an ihrem ganzen Wesen eine nur allzugroße Schüchternheit zu entdecken; ihre ganze Haltung sagte mir, daß sie mit der Welt noch wenig im Verkehr gestanden sein müßte, und so mochte ich mich nicht entschließen, sie anzusprechen; nur mein Blick konnte ihr sagen, daß ihre Persönlichkeit einigen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Nach mehreren Wochen wollte es der Himmel, daß wir uns wieder sehen sollten, und zwar durch Veranlassung eines — Donnerwetters, das mich nöthigte, unter einem Hausthor Schutz zu suchen, wo sich jenes Mädchen schon vor mir hingeflüchtet hatte. Bei dieser Gelegenheit war es mir erlaubt, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, und nach kurzer Zeit hatte ich von ihren Verhältnissen soviel vernommen, daß sie eine Heimathslose sei, weder Vater noch Mutter gekannt habe und nicht einmal den Ort wisse, wo sie das Licht der Welt erblickt. Ihre Pflegeeltern lebten in Großkarolinenfeld bei Rosenheim; bei diesen sei sie so lange

geblieben, bis sie selbst im Stande gewesen sei, für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen.

Seit diesen Mittheilungen wuchs mein Interesse für diese einsame Seele, die Niemand auf der Welt hatte, um sie zu ernähren, als ihre beiden Hände. Ich bat um die Erlaubniß, sie öfters sprechen zu dürfen, und zeigte ihr unverhohlen meine größte Theilnahme wegen ihrer verlassenen Lage in der Welt, was ihr einiges Vertrauen zu mir einflößte. Ja, ihre Schicksale verfehlten ihre Wirkung auf mein fühlendes Herz so wenig, daß ich mich entschloß, mich des armen Wesens in reellster Weise anzunehmen. Ich befragte sie rund heraus, ob sie gesonnen sei, mir ihre weitere Zukunft anzuvertrauen und versprach ihr, sowie es meine Lebensstellung erlaube, sie als mein Weibchen heimzuführen. Sie gab mir ihr Jawort, und unser Bund war geschlossen. Leider konnte ich ihr zu dieser Zeit, so romantisch mein Herz auch für sie schwärmte, nur wenig bieten, was schon daraus hervorleuchten mag, daß ich bei einem Spaziergang, den ich mit ihr nach Sendling zur Kirchweih machte, nur neun Kreuzer im Besitze hatte (es war eben gerade der Tag vor dem Löhnungsempfang). Man denke sich meine Situation! Wir waren uns noch zu fremd, als daß ich sie mit

dem magern Inhalt meiner Börse hätte vertraut machen können; sie aber schien einen leicht verzeihlichen Appetit nach Kirchweihnudeln zu verspüren, die ich ihr gar zu gerne aufgestellt hätte. Allein wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht und der Liebhaber die Möglichkeit verloren, sich splendid zu zeigen. Kurzum! Meinerseits vorgeschütztes Unwohlsein, das uns zum baldigen Aufbruch nöthigte, rettete mich vor weiteren Kalamitäten.

Da aber dessenungeachtet unser Verhältniß sich immer ernster und inniger gestaltete, so lag mir auch der Gedanke fortwährend am Herzen, endlich in Erfahrung zu bringen, wer wohl die Eltern meiner Braut sein möchten. Soviel ich aus ihren Mittheilungen entnehmen konnte, mußte ein gewisser Rechtsrath in München, welcher ihr Mentor war und durch dessen Vermittlung sie öfters eine entsprechende Unterstützung erlangte, genau in ihre Verhältnisse eingeweiht sein, weßhalb ich es wagte, mich demselben persönlich vorzustellen und hinsichtlich des Mädchens eine Anfrage an ihn zu richten, wobei ich durchblicken ließ, in welcher Beziehung ich dazu stand. Der Herr Rechtsrath gab mir kurzen Bescheid: Ueber fragliche Umstände herrsche ein tiefes Dunkel; der Vater, soviel er wisse, sei todt, und die Mutter sei keine Dienstmagd gewesen. — Auf meine

weitere Frage, ob bei einer etwaigen Verehelichung die Heimathslose nicht auf eine Aussteuer hoffen könne, erwiderte er mir, daß er für seine Person nicht daran zweifle; doch mit Bestimmtheit lasse sich nichts darüber sagen. Aus Allem ersah ich, daß der kluge Herr Rath sehr vorsichtig zu Werke ging und nicht mehr sagte, als er eben für gut fand. Auch stellte er seinerseits Fragen an mich, ob ich gesonnen sei, als Militär das Mädchen zu heirathen, oder ob ich vielleicht auf eine Civilstelle antrage; im letzteren Fall wolle er selbst sich für mich verwenden, sobald meine Militär-Dienstzeit beendet sei. Mit dieser Hoffnung sollte ich beruhigt nach Hause gehen. Und da ich einsah, daß ich den Schleier der Geheimnisse nicht lüften konnte, gab ich mir auch wirklich keine weitere Mühe mehr und wartete in stiller Hoffnung ab, was die Zeit mit sich bringen würde, ohne jedoch meinen Plan, die Heimathslose zu meiner Lebensgefährtin zu machen, aufzugeben.

Als nun meine Dienstzeit bereits zu Ende ging, erinnerte ich den Herrn Rath höflichst an sein Versprechen, konnte aber leider nur den Bescheid entgegen nehmen, daß er zwar in meiner Angelegenheit mit seinen Collegen gesprochen, jedoch kein günstiges Resultat für meine Wünsche erzielt habe, weil (man höre!)

derlei Stellen, wie er mir eine zugedacht, nur an „abgehauste Münchner-Bürger" verliehen werden können. Wie käme ein Kreenländer dazu?

So blieb mir vorderhand nichts anders übrig, als von meinem Einstandsrecht Gebrauch zu machen und eine neue Dienstzeit zu übernehmen, bis sich mir eine günstigere Gelegenheit darböte.

Auch diese war bald gefunden. Ich hatte mich, Gott sei Dank! der Gunst zweier hochgestellter Herren zu erfreuen, nämlich des Herrn von N. und meines Herrn Oberst, des Grafen von B., welche mein Bittgesuch um eine Stelle bei der Post oder Eisenbahn beim Herrn General-Direktor der Königl. Verkehrsanstalten bestens empfahlen. Doch bevor ich zu diesem Ziele gelangte, hatte mein Bataillon noch einen zweijährigen Garnisonswechsel nach Germersheim in der Rheinpfalz anzutreten.

Als am ersten Oktober 1853 die Abreise erfolgte, da mußte sich so manches Liebespaar unfreiwillig auf einige Zeit trennen; auch mich traf nicht ohne schmerzliche Empfindung dieses Loos; es that mir in der Seele weh, meine Louise zu verlassen; wir wußten ja nicht, was die Zukunft bringen würde; doch unsre innige Liebe und das gegenseitige Vertrauen hielt unsere

Hoffnungen und Wünsche aufrecht. Noch gedenke ich des Abschiedes; während das Bataillon im Kasernhofe aufgestellt war und das Commando ertönte „Zum Gebet", erblickte ich in der Nähe mein armes Lieb mit rothgeweinten Augen, und es ging an meiner Seite mit bis in den Bahnhof. Noch ein Lebewohl rief ich ihr aus dem Waggon zu, und der Bahnzug rollte dahin. — Die Reise führte uns nach Baiersdorf, meinem Vaterstädtchen. Da begrüßte mich bei einem kurzen Aufenthalt, während die Locomotive Wasser faßte, (es wurden vor Freude meine Augen feucht) mein altes Mütterchen, das von meiner Ankunft schon zuvor unterrichtet war. Die gute Seele! Sie brachte mir zur Stärkung einen Spitz Wein und ein gebratenes Huhn. Kaum daß ich mit ihr einige trauliche Worte sprechen konnte, so mußte ich ihr schon wieder die Hand zum Abschied reichen und mit den Worten „Behüte Dich Gott, gute Mutter!" und „Leb' wohl, mein geliebtes Kreenland!" fuhr ich wieder hinaus in die weite Welt.

In einigen Tagen nahm uns die Festung Germersheim auf.

Jetzt erst in der Ruhe fühlte ich, daß ich getrennt war von Allem, was mir theuer. Zwar den Tag über hatte ich nur wenig Zeit, um meinen Gedanken

nachhängen zu können; desto mehr aber fand ich Muße in den Abendstunden, der Geliebten zu gedenken, und auch der Mutter Bild trat lebhaft vor meine Seele; denn in beiden nur erkannte ich

Das treue Herz.

Ein Sehnen fühlt das Herz und fühlt es immer,
So lang es schlägt in lebenswarmer Brust;
Ein Ideal bestrahlt der Hoffnung Schimmer,
Nach Einem zieht's die Seele unbewußt!

Und kennst Du wohl das heißersehnte Eine,
Nach dem der Liebe Compaß immer zielt?
Kennst Du den Stern, bei dessen lichtem Scheine
Des Lebensnacht sich hellt so freundlich mild?

O ja, Du kennst's; schon tönt's von Deinem Munde:
„Es ist ein edles, ein erprobtes Herz,
„Wo jedes Erdenkind in stiller Stunde
„So gerne niederlegt den eig'nen Schmerz."

Ein edles Herz, das ist es, was ich meine,
Das uns so friedlich, so beglücket macht;
Denn da, wo Lieb' und Freundschaft im Vereine,
Schläft jede Sorge, nur die Treue wacht!

„Allein" — wie ist das Leben öd' und traurig,
Wie läßt Dich unbefriedigt selbst das Glück!
Auch wenn Du sprichst, wie hallt das Echo schaurig
Und ruft Dir höhnend ein „Allein" zurück!

Doch nennest Du ein treues Herz Dein eigen,
Dann wirst Du glücklich, wirst beseligt sein,
Selbst den Calvarienberg getrost besteigen;
Denn ihn bestrahlt der Liebe Sonnenschein.

Es ist so süß, mit stillem Sinn zu bauen
Auf eine edle Seele, die uns liebt;
Es ist so süß, in kindlichem Vertrauen
Ihr still zu klagen, was das Leben trübt.

Es ist so süß, in stillen Abendstunden
Vertrauend in ein sanftes Auge schau'n,
Es ist so süß, die eig'nen Herzenswunden
Mit leiser Klag' dem Mitgefühl vertrau'n!

Ein solches Herz, o es kann Opfer bringen;
Kein Pfad ist ihm zu rauh, kein Kampf zu schwer,
Und könnte es für Dich ein Glück erschwingen,
Es gäb' das Leben selber darum her!

Oft schläfst Du schon im selbstvergeß'nen Schlummer,
Da wacht die Liebe noch und sinnet still,
Wie sie verscheuchen kann den herben Kummer,
Der Deinen Lebenshimmel trüben will.

Hast Du gefehlt und blickst mit bitt'rer Reue,
Dein Unrecht fühlend, weinend himmelwärts,
Dann neigt zu Dir sich still die Muttertreue
Und zieht verzeihend Dich an's warme Herz.

Und hast Du sie gekränkt, die edle Seele,
So flieh' zu ihr mit Zuversicht und Muth;
Gewiß vergißt sie Deinen Fehler schnelle,
Sie lächelt sanft und ist Dir wieder gut.

Dann werden leiser Deine Thränen fließen,
Still trocknet sie der Liebe milde Hand,
Und unbewußt wirst Du Dich Der anschließen,
Bei der Dein Herz ein tröstend Echo fand.

So trag denn Sorg', daß dieses Herz nie wanke,
Um das sich still Dein süßes Lieben wand,
Umschling' es innig gleich der Epheuranke,
Die einen starken Baum als Stütze fand.

In allen Wechselfällen dieses Lebens
Steht treu zur Seite Dir ein liebes Herz;
Du hoffst auf seine Treue nicht vergebens,
Es theilet Deine Freude, Deinen Schmerz!

Und wenn auch einst der Wille Gottes trennet,
Was reine, heil'ge Liebe fest verband,
Das, was Du hier oft heiß und still ersehnet,
Du find'st es wieder in dem Heimathland.

Mit solchen Betrachtungen versüßte ich mir die Abendstunden. Dazwischen beglückte mich dann wieder ein Brief von der Geliebten, aus welchem ich die gleichen Gefühle ihrerseits erkannte, wie ich sie im Herzen hegte. So ging es mir im allgemeinen erträglich gut, und ich glaubte keine Stunde sicher zu sein, daß es mir nicht noch besser ergehen sollte. Doch abgesehen von Allem, ich war stets zufrieden mit meiner Lage, und nur in der Zufriedenheit ist das Glück zu suchen.

Kaum war ich drei Monate in Germersheim, da kam meine Compagnie nach Neustadt a.|H. auf Commando, welches vom ersten Januar bis letzten März dauerte. In diesem lieben Städtchen verlebte ich die schönsten Tage meiner Militärzeit. Als wir nämlich dort einmarschirten, fiel mir unter der neugierigen Menge, die uns empfing, ein wohlbeleibter Mann mit großem schwarzem Vollbart auf, der mich mit seinen Blicken verfolgte und sein Augenmerk gerade auf mich in fast herausfordernder Weise richtete, als ob ich ihm etwas schuldete. Das frappirte mich förmlich. Mit einemmale trat er an die Seite des Feldwebels, der einige Sectionen vor mir marschirte, und wechselte mit ihm einige Worte. Als wir nun vor dem Schießhause Halt machten, welches uns zur Kaserne dienen sollte,

trat dieser Fremdling direkt zu mir hin, nahm mich bei der Hand, schüttelte sie, daß er mir fast den Arm ausgekegelt hätte, und begrüßte mich laut lachend auf's Freundlichste bei meinem Namen. Ich war höchlichst erstaunt; zwar die Stimme glaubte ich schon einmal gehört zu haben; doch der Person konnte ich mich durchaus nicht erinnern. Da gab sich der Unbekannte zu erkennen als jener Student, welcher seinerzeit in Erlangen bei der lustigen Schweins-Affaire den Kapuziner vorgestellt; er hatte unterdessen das Studium, zu dem er allem Anscheine nach nie viel Liebe gefühlt, aufgegeben, hierauf sich sehr vortheilhaft verheirathet und in Neustadt eine große Weinhandlung in seinen Besitz gebracht.

In der Freude des Wiedersehens bat er mich nebst den übrigen Unteroffizieren zu Gast, wozu wir uns nicht lange nöthigen ließen. Er setzte uns seine besten Weine vor und regalirte uns mit vortrefflich zubereitetem Wildpret. Es war in der That ein schöner Empfang, und wir verweilten in der fidelsten Laune bis Tagesanbruch. Beim Abschied boten auch wir ihm unsere Gastfreundschaft an, d. h. wir luden ihn zu nichtsweniger ein, als zu Menage-Leberknödeln, die bekanntlich der Soldat gut zu bereiten versteht. Er nahm unsere Einladung lachend an.

In Folge dieser Freundschaft kann ich mich rühmen, daß ich während der drei Monate, die ich zu Neustadt verlebte, mich fast immer in so ziemlich gut illuminirtem Zustande befand, ohne jedoch meinen Dienst zu vernachlässigen.

Zur Zeit meines Aufenthaltes daselbst wurde ich von einer Dame G., in deren Gesellschaft ich öfter die Ehre hatte zu verweilen, aufgefordert, ein kleines Gedicht zu ihrem Namenstage zu spenden. Ich konnte aber trotz aller Mühe zur Lösung dieser Aufgabe keine Worte finden, die von der Seele flossen. Madame G. war keine Blume mehr, für die man schwärmen konnte, obwohl sie äußerst belesen und fein gebildet war. Ihr fehlte der häusliche Friede; dieser Umstand mußte nun zum Stoffe des Festgedichtes herhalten, und als ich es in Gegenwart ihres betrübten Gatten überreichte, war die Freude ihres Gemahles, nachdem G. selbes vorgelesen, größer, als die ihrige.

Die Friedenspalme.

(Zum Namensfeste der Madame G.)

Was soll ich weihen Dir zum Feste,
Das Dich am heut'gen Tag beglückt?
Die kurze Wahl fand stets das Beste:
„Mit Friedenspalmen sei geschmückt!"

Im Garten stand nicht diese Blüthe,
Ich suchte sie auf keiner Au —
Ihr Losungswort ist: „Seelenfriede,"
Und perlt er auch von Thränenthau.

Nicht solche Perle sei gespendet, —
Sie drücket schwer ein fühlend Herz;
Was Dir der Himmel auch gesendet —
Die Palme heile Deinen Schmerz.

Die Ruhe soll im Hause wohnen,
Der Gatte sei durch Dich beglückt!
Die Friedenspalme mag Dich lohnen,
Die ich als treuer Freund gepflückt.

Die schönen Tage in Aranjuez, wollt' ich sagen in Neustadt fanden leider nur zu rasch ihr Ende; doch blieb mir das Städtchen in gutem Andenken, umsomehr, da ich in Germersheim von all den Annehmlichkeiten nichts zu sehen bekam, wie es hier der Fall gewesen. Vielmehr bot uns die Garnison Germersheim so manche Plage. In dienstlicher Beziehung hatten wir hier das Unangenehme, sehr oft durch Allarmschüsse aus unserer nächtlichen Ruhe gestört zu werden, um

uns mit Sack und Pack an gewissen Sammelplätzen aufzustellen. Diese nächtlichen Militär-Uebungen bringt der Festungsdienst mit sich.

Eine weitere Qual bereitete uns das bekanntlich dort herrschende kalte Fieber, welches den größten Theil der Soldaten heimsuchte. Ich blieb zwar davon glücklich verschont; doch hatte ich and're giftige Feinde kennen gelernt, die mich auf die gröbste Weise behandelten; es waren die verwünschten Rheinschnacken. Auch hatten wir außerdem einen nicht kleinen Schrecken auszuhalten. Einmal nämlich, als ich mich als Wachtkommandant am Ludwigsthor befand, erzählte mir mein Kamerad, den ich ablöste, daß die vergangne Nacht ein Soldat, welcher die erste Nummer auf Front Beckers hatte, ein Gespenst mit einem Spaten erblickt habe, das an der Böschung graben wollte; dieselbe Meldung sei auch schon des Tags vorher gemacht worden. Ich dachte da an Hamlet's Geistererscheinung und lachte herzlich, da ich bis jetzt noch nicht die Ehre gehabt, die Bekanntschaft eines Gespenstes zu machen. Ich und jene Mannschaft, welche heute die Wache bezogen, sahen mit Spannung der Geisterstunde und den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Ich stellte einen zweiten Posten zur Ehrenwache des erwarteten

Geistes auf, und richtig, Schlag Zwölf Uhr, wie es für ein gewissenhaftes Gespenst geziemt, erschien eine weiße Dame, mit einem Spaten versehen. Der Posten rief diese Gestalt dreimal an mit: „Halt! Wer da?" Es erfolgte keine Antwort. Da legte der Soldat seine Muskete an, um Feuer zu geben; aber im selben Moment rief eine weibliche Stimme ängstlich: „Um Gotteswillen! schieß nicht!" Der zweite Soldat, welcher darauf lauerte, erfaßte nun handfest die etwas luftig gekleidete Gestalt, die nichts weniger als in Nebel zerfloß, und zwang dieselbe mit in das Wachtlokal zu marschiren. Man betrachtete sich hier das überirdische Wesen von allen Seiten und fand, daß es ein Weiblein war von Fleisch und Blut, barfuß, nur mit einem Hemde bedeckt. Als ich sie barschen Tones über ihre Absicht befragte, da hub das Gespenst kläglich an zu erzählen, es hätte ihr vor einigen Tagen geträumt, sie sei auserkoren, einen verborgenen Schatz zu heben, welcher auf Front Beckers vergraben sei und nur zu dieser Stunde durch ihre Person zugänglich wäre. Ob auch die Bedingung damit verbunden war, in fast paradiesischem Zustande dabei zu erscheinen, wurde mir nicht bekannt; aber so viel weiß ich, daß das Wachtlokal von unserem ganz unbändigen Gelächter wider-

hallte, welches das Gespenst ruhig über sich ergehen ließ. Es war die Geliebte eines Kanoniers, mit dem sie ihre gefundenen Schätze theilen wollte. Jedenfalls wäre ihr beim Schatzgraben nicht zu heiß geworden; doch hatte der nächtliche Spuck auf Front Beckers sein Ende gefunden. —

Zu dieser Zeit erhielt ich von meiner Braut einen Brief, in welchem sie mir mittheilte, sie habe in Erfahrung gebracht, daß Herr Generaldirektor Freiherr von B. Niemand anstelle, den er nicht vorher gesehen und gesprochen hätte. Aus diesem Grunde halte sie es für rathsam, daß ich auf einige Tage in Urlaub komme und mich diesem Herrn persönlich vorstelle. Ich willfahrte ihrem Wunsche. Als ich nun nach München kam und dem Herrn Baron von B. meine Aufwartung machte, gab er mir folgenden Bescheid: „Sie sind mir allerdings von zwei hochgestellten Herren aufs Beste empfohlen worden; jedoch im Augenblick ist es mir unmöglich, Ihre Bitte zu gewähren, da ich von Höchster Stelle aus noch Handbillets zu beachten habe, denen ich vor allem Rechnung tragen muß. Haben Sie aber nur Geduld und lassen Sie den Muth nicht sinken; ich werde Ihrer nicht vergessen; Sie gefallen mir ganz gut, und es wird schon recht werden."

Diese Rede raubte mir, ich gestehe es offen, allerdings Muth und Hoffnung; denn ich wußte ja, daß man oft einen mit Versprechungen hinhält, den man losbekommen will. Ich fürchtete, es sei auch bei mir so. Der Herr Baron mochte mir aus dem Gesichte lesen, welch schmerzliche Erregung in meinem Innern vor sich ging; ich empfahl mich ihm noch einmal mit der Bitte, wenn möglich, meiner zu gedenken.

Mit Ungeduld erwartete mich meine Geliebte; ich konnte ihr das Ungewisse meiner Lage nicht vorenthalten. Um eine Hoffnung ärmer geworden, kehrte ich wieder nach Germersheim zurück; ich sagte meiner Theuern Lebewohl und gab ihr beim Scheiden ein Billetchen in die Hand, dessen Inhalt den Gram ihres Herzens verscheuchen sollte:

Trostworte für die Heimathslose.

Ist auch Dein Herz so schwer beklommen,
Und stürmt und braus't es um Dich her;
Ist jede Hoffnung Dir genommen,
Und Alles für Dich öd' und leer —
Weilt doch in Deiner Näh' ein Herz,
Das mit Dir theilet Deinen Schmerz!

Und dieses Herz, o traute Seele!
Das schlägt in heißer Liebesgluth;
Du weißt, daß ich es nie verhehle,
Daß ich Dir bin so herzlich gut!
Sei Du fortan mein lichter Stern,
Stets bist Du nah, wenn ich Dir fern.

Ich bleib' in Deines Herzens Grunde,
Ich will von Dir auch nimmer geh'n;
Ich bleib' in ewig festem Bunde,
In ewig inn'ger Liebe steh'n
Und häng' an Dir so ganz allein —
Mög' Dir's ein Wort des Trostes sein.

Als ich, in Germersheim wieder angekommen, die Kaserne betrat, da war wohl mein Gemüth tief erregt und mein Herz mit Gram erfüllt; ich legte mich zur Ruhe, konnte aber trotz aller Müdigkeit nicht schlafen. Der Gedanke an die arme Geliebte, die bange Sorge für die Zukunft hielten mich wach! Während meine Soldaten alle in süßer Ruhe schlummerten, erhob ich mich von meinem Lager und trat vor das Fenster. Bei dem Anblick der Himmelslichter erkannte ich auch jenes Sternlein wieder, das ich einst in stiller Abend-

stunde mit meinem seligen Vater beschaut hatte. Erinnerst Du Dich noch, mein lieber Leser, welche Deutung jenes Sternlein damals für mich hatte? Heute nun erhebt sich wieder mein Auge zu jenen lichten Höhen; freilich, was in dem Buch der Sterne geschrieben steht, das kann Dein Kreenländer nicht lesen, und was er drinnen suchet, ist wohl nur

Phantasie.

Viel Sternlein erglühen am Himmels-Gezelt,
Beleuchten gar freundlich die herrliche Welt;
Wie lieblich sie funkeln bei dunkelnder Nacht!
Wie schön hat der Schöpfer euch Sterne bedacht!

Ihr funkelt und blinket so freundlich mich an,
Beharrlich ihr wandelt die ewige Bahn;
Zu euch hebt nun trunken das Aug' sich empor
Und sinnend betracht' ich euch leuchtenden Chor. —

Einst wußten die Alten zu deuten das Glück,
Im Buche der Sterne der Zukunft Geschick;
Sie theilten nach Größe sie ein und nach Glanz —
Wie gleichen den Menschen die Sterne so ganz!

Nun möchte ich suchen den lieblichen Stern,
Der treulich mir kündet, ob nah oder fern
Das Schicksal mir stecket das Ziel meiner Bahn,
Ob Einer nur zeiget mein Schicksal mir an?

Doch keiner will neigen herab sich zu mir. —
Am Erdenrand zieht schon Aurora herfür,
Die Sternlein des Himmels verglimmen gemach,
Verdunkelt vom strahlenden, rosigen Tag.

Und leuchtend erhebt sich so helle und rein
Die Sonne, sie glänzet im eigenen Schein;
Und freudig erhoben werd' ich mir bewußt:
„Sein Schicksal trägt Jeder in eigener Brust."

Von den Sternen hätte ich mir also gern wahrsagen lassen, und siehe da! Was begegnet mir am nächsten Morgen? Es ist reine Wahrheit, was ich erzählen will. Als ich nämlich bei Tagesanbruch mit meinen Köchen zum Einkaufen ging, hinkte eine große, hagere Alte mit zerrauftem Haar und tiefliegenden Augen an einem Stocke in den Laden, in welchem ich mich soeben befand. Als ich hier meine gemachten Einkäufe bezahlte, keuchte dieses Weib zu mir: „He?

Herr Sergeant! Leidet's nicht auch für mich ein Schlückchen Brannteweiu?" Es genirte mich fast, von ihr angeredet zu werden; in ihrer Erscheinung lag so viel Hexenartiges und Abstoßendes, daß ich mich auf kein weiteres Wort mit ihr einlassen wollte; doch zahlte ich ihr ein Gläschen Liqueur. Zum Danke für die erhaltene Gabe fing sie nun an zu prophezeien: „Ich wette mit Ihnen einen Gulden gegen einen Zwanziger, daß Sie keine acht Tage mehr hier verweilen."

Wohl möglich, war meine Antwort; vielleicht werden wir versetzt?

„Nein, nein!" erwiderte sie, und wackelte dabei mit dem Kopfe nach links und rechts, „Sie werden ein anderes Amt antreten, ja, ja, ein anderes Amt, wo Sie ebenfalls eine Uniform tragen. Doch viele Hindernisse und widerwärtige Begebenheiten harren Ihrer auf der Reise. Den Weg, den Sie vorhaben, werden Sie nicht ausführen können; Sie haben eine andere Marsch-Route zu verfolgen. Bei der Stelle, wo Sie Sich zu melden haben, werden Sie Worte hören, die Ihnen nicht gefallen, und wo Ihr Herz Sie hinzieht, da wird nur Traurigkeit Ihr Gemüth beherrschen; auch Beförderung erlangen Sie in Ihrem Amte, und mit der Zeit

bewohnen Sie ein neues Haus.“ Während dieser ganzen Rede war ihr Blick auf meine Stirn geheftet, als ob es hier zu lesen wäre. Ich schaute sie halb staunend, halb zweifelnd an und ging zum Spaß auf ihre Wette ein.

Am Abend dieses Tages saß ich mit einigen Kameraden in einer Schenke und spielte mit denselben Tarock; hiebei wurde mir mancher Fehler im Spiele gerügt, und einer meiner Collegen drohte mir mit der Bemerkung: „Warte nur, wenn Du einmal zum Post- oder Bahndienst kommst, da wird man Dir's schon besser lehren!“ Hierauf erwiderte ein Dritter (es war der Postexpeditor von Germersheim), daß erst heute wieder ein Sergeant vom 1. Infanterie-Regiment, Namens Tann, als Eisenbahnkondukteur nach Augsburg ernannt sei. Man betrachtete das Ebengesagte als schlechten Witz, da nur Ein Tann im Regiment gegenwärtig als Sergeant diente. Der Expeditor aber ließ zur Bekräftigung seiner Aussage das betreffende Blatt holen, und wirklich, ich war der Beförderte! So hatte die alte Hexe Recht! Gleich am nächsten Vormittag trat ich mit einem Ersatzmann vor meinen Herrn Compagnie-Commandanten, um ihn mit dem Sachverhalt bekannt zu machen. Diesem war die Botschaft sehr überraschend,

umsomehr, da ich von meiner Urlaubsreise keine Hoffnungen mitgebracht hatte; er bedauerte recht herzlich, einen braven Unteroffizier, wie er sagte, von seiner Compagnie scheiden zu sehen; doch wünschte er mir für meine neue Stellung als Conducteur alles Gute. Man kann sich denken, wie schnell ich alle meine Angelegenheiten ordnete, um möglichst bald abreisen zu können; denn mich brannte der Boden unter den Füßen.

In früher Morgenstunde verließ ich die Festungs-Werke. Der Weg zu meinem Bestimmungsorte Augsburg hätte mich über die Schiffsbrücke des Rheinstroms nach Bruchsal, Stuttgart und Ulm geführt. Ich suchte ihn auch so einzurichten. Doch als ich an den Rhein kam, so hieß es: Bis hieher und nicht weiter! In Folge des großen Eisganges war man nämlich soeben damit beschäftigt, die Brücke abzutragen. Deshalb mußte ich meinen Reiseplan ändern, wieder nach Germersheim zurückkehren, das ich nie mehr zu sehen gehofft hatte, und von da nach Speyer reisen, um dort den Rhein zu überschreiten. Allein hier harrte meiner dasselbe Mißgeschick; denn auch hier war der Gefahr wegen die Brücke abgetragen; und so blieb mir nichts anderes übrig, als auf der Eisenbahn nach Mainz zu fahren, weil dort für Beförderung über den Rhein

gesorgt sein sollte. Doch wie schwer ging es auch da! Die Eisschollen stemmten sich so gewaltig, daß man mittels Axt erst Bahn brechen mußte, um mit kleinen Fahrzeugen die Ueberfahrt zu ermöglichen, und nur mit größter Lebensgefahr, indem man Stundenlang inmitten Eisschollen in seinem Kahne eingeschlossen war, gelangten die Passagiere an das rechte Rheinufer. So bestätigten sich auch hierin die Worte der Alten von Germersheim. Von Castel an benützte ich die Eisenbahn; die Nacht hindurch trat eine große Kälte ein und meine Kleidung, die eine sehr leichte war, konnte mich nicht erwärmen.

Halb erfroren am nächsten Morgen in Augsburg angekommen, meldete ich mich sofort beim Herrn Oberinspektor L. Dieser machte mich mit den Dienstesvorschriften betraut und verpflichtete mich eidlich. Hierauf sollte ich gleich meinen Dienst antreten; da ich aber zuvor noch so Manches nöthig hatte und die Mittel dazu nicht besaß, so bat ich um einen vierundzwanzigstündigen Urlaub nach München, um dort für meine Bedürfnisse sorgen zu können. Dieses Bittgesuch wurde mir anfänglich mit einigen nicht sehr schmeichelhaften Worten abgewiesen; als ich aber dem Herrn Oberinspektor meine pekuniären Verhältnisse etwas näher beleuchtete,

da erweichte ich ihm doch das Herz, hauptsächlich dadurch, daß ich auch ein altes Mütterchen zu unterstützen hatte, und er bewilligte mir sogar einen dreitägigen Urlaub. Mit welcher Freude sah ich jetzt der Stunde entgegen, wo ich mein Liebchen wieder begrüßen und ihr meine Beförderung mittheilen konnte! Doch die alte Hexe sollte auch hierin Recht behalten! Ist das nicht seltsam?

In München angekommen, eilte ich in Louisens Haus und klopfte leise an die Thüre; aber keine Stimme rief: „Herein!“ Da jedoch der Schlüssel steckte, so öffnete ich und fand im Zimmer Alles, wie ehedem, nur nicht mein Schätzchen. Sie wird sich etwas holen, dachte ich, weßhalb ich mich hinter einem Kleiderhalter im Zimmer versteckte, um sie beim Eintritte zu überraschen. Zwei Stunden vergingen, ohne daß mein Liebchen erschien; endlich hörte ich draußen Geräusch; es war die Hausfrau; ich trat aus langer Weile und Sehnsucht aus meinem Versteck hervor und begab mich zu dieser, um von ihr zu hören, wo sich meine Braut jetzt befinde. Die Mittheilung hätte ich mir nicht träumen lassen!

Meine liebe, theure Louise war erkrankt und lag seit einigen Tagen im allgemeinen Krankenhaus. Wie ich da erschrack! Ich eilte sofort dahin; und noch dazu

wollte man mir den Eintritt verweigern, da heute kein Besuchtag sei (es waren nämlich zu jener Zeit nur zwei Tage in der Woche zum Besuche der Kranken festgesetzt.) Ich wendete mich an den jourhabenden Arzt und theilte ihm meine Dringlichkeit mit; dieser gab mir eine Eintrittskarte, und ich trat in den Saal, in welchem meine Heimathslose lag. Als ich mich nun ihrem Lager näherte, stand vor ihr ein Geistlicher, der ihr Trost im Leide zusprach; sie erkannte mich nicht, da ihr Auge mich niemals in Civilkleidern gesehen hatte; der geistliche Herr jedoch merkte, daß mein Besuch dieser Kranken gelte, und fragte mich, ob ich mit diesem Mädchen verwandt sei. Und als ich erwiderte, es sei meine Braut, erkannte mich meine Liebe an der Stimme, und der Geistliche entfernte sich.

Mit welcher Freude drückte mir das schwache Wesen die Hand; ihr Schmerz war nur heiße Sehnsucht, und in Folge dessen war sie auch erkrankt. Als ich ihr aber nun mittheilte, daß ich angestellt sei und sie bald zum Altare führen werde, da sagte sie: „Ach, mein guter Johann, führe mich hinaus; ich bin jetzt gesund!“ Dabei war sie aber so schwach, daß sie kaum reden konnte; doch bestand sie darauf, das Spital zu verlassen. Ich nahm Rücksprache mit dem Arzt, und

dieser erlaubte es ihr unter der Bedingung, daß sie draußen sofort in ärztliche Behandlung trete. Ich holte einen Fiaker, trug sie über zwei Treppen herunter, brachte sie heim in ihr eigenes Bett und sorgte für weitere ärztliche Pflege. Leider mußte ich nun wieder scheiden, um in Augsburg meinen Dienst anzutreten.

Nun handelte es sich um einen anderen Punkt, bei welchem bekanntlich die Gemüthlichkeit aufhört, nämlich um die Geldfrage. Meine ganze Baarschaft bestand in vier Gulden. Ich wollte deßhalb in München meinen Bruder bitten, mir für kurze Zeit mit dem nöthigen Gelde auszuhelfen; dieser war aber gerade in Urlaub. So ließ ich denn zwei Gulden meiner kranken Geliebten zurück und fuhr mit den zwei anderen nach Augsburg. Mit welchen Empfindungen ich da ankam, mag sich jeder vernünftige Mensch leicht denken. Es ist eine sehr widerwärtige Lage, in einer Stadt wildfremd zu sein und keine Mittel zu besitzen.

Vor, Allem mußte ich Sorge tragen für ein passendes Logis nebst Verpflegung; außerdem brauchte ich Uniform und sonstige Kleider und sollte zum Dienste auch noch das nöthige Reisegeld haben! Das waren schwere Punkte!

Unter Vorzeigung meines Decrets erhielt ich in einem Gasthause Kredit; aber nach einem Schneider, der mir gegen monatliche Zahlung Kleider geliefert hätte, suchte ich trotz meiner Ehrlichkeit in ganz Augsburg umsonst, weil ich Niemand vorführen konnte, der für mich gut gestanden wäre. Da führte mir Gott einen Engel zu. Als ich nämlich bei meiner ersten Fahrt nach Lindau den Reisenden ihre Plätze in den Waggons anwies, kam unter anderen ein lustiges Kleeblatt daher, welches nach Kempten verlangte.

„Herr Kondukteur, wäre es nicht möglich, daß wir ein abgeschlossenes Coupé erhalten könnten?"

Mit Vergnügen, sagte ich, und öffnete ihnen ein solches. Ein dienstbarer Geist reichte ihnen einen gefüllten Korb in den Wagen; es waren vielleicht die Ueberreste von einem Hochzeitsschmause, dem sie beigewohnt; gleichviel, es genügte zur Herzstärkung auf ihrer Reise; auch mein Herz sollte davon profitiren, indem sie mich einluden, an ihrer Labung Theil zu nehmen. Ich genirte mich anfangs, etwas anzunehmen; doch als diese Herren darauf bestanden, machte ich schüchternen Gebrauch von ihrer gütigen Erlaubniß. Es kamen einige sehr wackere Leckerbissen, sowie ein paar Flaschen guten Weines zum Vorschein. Während

wir so lustig mit einander sprachen, fragte mich Einer von der Gesellschaft, bei welchem Schneider ich in Augsburg arbeiten lasse. O Ironie des Schicksals! Ich gab zur Antwort, daß ich erst neu befördert worden sei und bis jetzt noch keine Zeit gefunden habe, mich an einen zu wenden. Nun erwiderte dieser: „Es lassen mehrere ihrer Herren Kollegen bei mir gegen monatliche Abzahlung arbeiten, und wenn Sie Lust haben, so würde ich Sie in gleicher Weise pünktlichst bedienen. Ich bin der Schneidermeister L. in Kempten. Hier haben Sie meine Karte."

Am nächsten Morgen, als ich von Lindau retour kam, stand der Herr Schneidermeister L. am Bahnhof in Kempten und nahm mir das Maß für gewünschte Kleidung. War das nicht ein Engel, den mir Gott schickte, liebe Leser?

Dafür harrte meiner aber auch ein unvermeidliches Mißgeschick auf dieser Reise. Als in der Station Buchloe der Oberkondukteur bereits das Zeichen zur Abfahrt gegeben hatte und der Zug sich schon langsam in Bewegung setzte, da kamen noch drei Herren, und zwar vom geistlichen Stande, schweißtriefend daher gerannt, um mitzufahren. Nun ist es zwar, wie ich wohl wußte, dem Bahn-Personale strengstens

verboten, noch Jemand einsteigen zu lassen, sobald der Zug im Gange ist; weil es aber Diener Gottes waren, so glaubte ich mir eine Staffel in den Himmel zu bauen, wenn ich hier eine Ausnahme machte.

Der Erste wäre schnell untergebracht gewesen; auch der Zweite beeilte sich, in den Wagen zu kommen; doch mit dem Dritten, da hatte es seine Schwierigkeiten; denn dieser war von solcher Fettleibigkeit, daß ich unwillkürlich an den Abt von St. Gallen dachte, wie ihn einst Bürger besungen; drei Männer hätten seinen Schmerbauch nicht umspannen können. Der Besagte stand lange mit Todesangst auf dem Fußtritt des Waggons und wußte sich nicht zu helfen; der Eingang war ihm einmal zu schmal, und sein Pelzmantel, in den er gehüllt war, erschwerte ihm erst recht das Einsteigen. Unglückseliger Weise kam noch obendrein die Barriere, welche den Bahnhof absperrte; hier hätte er leicht herunter gerissen werden können; da half ich seiner Hochwürden mit einem etwas unsanften Stoß nach, und siehe, das dicke Pfäfflein lag auf dem Bauch im Coupé, streckte seine zappeligen Füßlein schnurgerade aus dem Wagen heraus, und mit einem Haar hätte es ihn noch erwischt. Er konnte von Glück sagen, daß er mit dem Verlust eines Stiefelabsatzes davon kam.

Lieber Leser! Nimm Dir ein Beispiel und komme, wenn Du dickleibig bist, ja nie zu spät bei der Eisenbahn, wenn Du nicht etwa behandelt werden willst, wie ein Wecken Brod, den man in den Backofen schiebt. Für mich fiel übrigens diese Affaire schlimmer aus. Ich mußte, um mich zu schützen, die Barriere umgehen; indessen brauste der Zug schon so schnell dahin, daß ich während des Aufspringens in den Wagen mit aller Wucht vom Fußtritt zu Boden stürzte; der Zug mußte halten, und halb ohnmächtig brachte man mich in's Coupé. Wochenlang fühlte ich heftige Kreuzschmerzen durch diesen Fall; doch mannigfache Zerstreuung ließ mich dieselben nicht viel beachten; denn man kann im Bahndienste viel Neues sehen und hören.

So war ich, als mich wieder die Tour nach Lindau traf, Zeuge von Scenen, welche mir stets in der Erinnerung wach bleiben werden.

Ich erblickte nämlich in früher Morgenstunde im Wartsaal zu Lindau vier äußerst nothdürftig gekleidete Kinder, welche ein Schweizer Landjäger hierher eskortirte. Auf meine Frage, was denn die armen Kinder verbrochen hätten, daß sie per Schub kommen, erfuhr ich, daß der Vater dieser Kleinen als Steinmetz bei einem Bahnbau in der Schweiz verunglückt sei; wenige Wochen

darauf habe auch ihre Mutter das Irdische gesegnet, und nun müßten die armen Doppel-Waisen, aller Hilfe und Stütze beraubt, in ihre Heimath nach Nürnberg wandern. Mein Gott, wie wird es euch ergehen! Zwar hatten sie ihre Fahrbilleten, doch nicht einen Kreuzer Geld zur Reise, und nebenbei herrschte eben eine äußerst empfindliche Kälte. Wie gerne hätte ich den elenden Würmern geholfen; aber der gute Kreenländer hatte für heute selbst nur achtzehn Kreuzer in der Tasche.

Macht nichts, dachte er bei sich, ein Frühstück soll ihnen dennoch nicht fehlen! Ich nahm von meinem Reichthum einen Sechser auf die Hand, bettelte von meinem Kollegen einen zweiten, verfügte mich in den Bahnpostwagen und erhielt vom Herrn Assistenten einen dritten; mit dem vierten aber ging es etwas schwerer. Mein Oberkondukteur, ein gar sehr sparsamer Herr mit silbergrauen Haaren, bemerkte mir, ich würde bald selbst ein Bettler sein, wenn ich immer so barmherzig sein wollte; denn solche Gelegenheiten gäbe es bei uns alle Tage. Doch gab er brummend sein Scherflein her. So hatte ich vierundzwanzig Kreuzer zur Verfügung. In Kempten war eine Viertelstunde Aufenthalt, und mein erster Gang war, den frierenden Kindern

heißen Kaffee aus der Restauration zu besorgen. Ein bucklichter Jude beobachtete mich dabei, und als ich an seinem Coupé vorüber ging, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als mich spöttisch anzurufen: „Herr Kondukteur verstehen ja trefflich, zu bedienen die Leut' wie ein Kellner; wollen Sie sein so gefällig, mir auch zu besorgen eine Tasse Kaffee?"

Ich ging kalt an ihm vorüber. Da plagte ihn die liebe Neugierde; er wollte sich wenigstens überzeugen, wem meine Aufmerksamkeit galt; denn er vermuthete ganz andere Motive dieser meiner kleinen Bemühungen. Nach genommener Einsicht sah er jedoch, daß er sich getäuscht hatte; er bat mich seiner Zumuthung wegen, ihn zu bedienen, um Verzeihung und händigte mir für die armen Kleinen einen Drittels-Thaler ein. Auch bewog er viele der Passagiere, den Waisen kleine Gaben zu spenden, welche er mir dann mit Freuden zur weiteren Besorgung überreichte.

In Kaufbeuern ließ ich den kleinen Passagieren einen Mittagstisch verabreichen; den Rest der mir eingehändigten Summe übergab ich dem älteren Mädchen in Augsburg, als ich die Verwaisten dem Anschlußzug zuführte. In kindlicher Bescheidenheit fiel nun dieses Mädchen mir zu Füßen und drückte unter Thränen

ihren tiefgefühlten Dank aus. Ich hob sie rasch in die Höhe, schon deßhalb, um kein Aufsehen zu erregen, und legte ihr noch an das Herz, das übrige Geld als Nothpfennig für sich und ihre Geschwister zu bewahren. Sie bat mich hierauf um meinen Namen, um sich wenigstens meiner mit Dank erinnern zu können. Ich bemerkte ihr, wie einst Odysseus dem groben Cyclopen, ich heiße Niemand, und wünschte der kleinen Gesellschaft zu ihrem weiteren Fortkommen in der Welt Glück, dessen sie so sehr bedurften. —

Wie ich seinerzeit, als ich von Baden zurückkehrte, für den Bodensee und seine Umgebung schwärmte, hat der freundliche Leser schon früher vernommen. Nun aber bot sich mir im Verlaufe der Sommermonate während meiner dienstfreien Zeit in Lindau vielfache Gelegenheit, kleine Ausflüge in die benachbarten Ortschaften zu machen und so meiner Neigung weiter nachzugehen. Eine kleine Meile von Lindau entfernt liegt bekanntlich Bregenz mit seinem schönen Gebhardsberg, den man in vierzig Minuten leicht ersteigt. Nicht leicht wird irgend ein Tourist, der Lindau oder Bregenz bereist, unterlassen, auch diesen freundlichen Berg zu besuchen. Hier trifft der Fromme ein Kirchlein zum Beten; durstige Seelen dagegen finden eine

Restauration, um sich mit Speis und Trank zu erquicken, und dem lüsternen Auge bietet sich eine Fernsicht über fünf Herren Länder rings um den See, als da sind Vorarlberg, Bayern, die freie Schweiz, Württemberg und Baden. Den größten Hochgenuß aber bietet dem Wanderer der Abend, wenn die Luft rein ist und die untergehende Sonne See und Ufer magisch beleuchtet. Welche Freuden bereitest du, göttliche Natur, allen jenen glücklichen Menschenkindern, die Dir Treue und Aufmerksamkeit bewahrt haben! Aber! Aber! Auch im reinsten Genuß der Natur könnte man übel ankommen! Der seinerzeit in Lindau weilende Billetenexpeditor H. hatte sich zu seinem Vergnügen eine Gondel angeschafft, welche er mir in Anbetracht meiner großen Vorliebe für die Natur gütigst zur Verfügung stellte. Als ich nun damit eines Nachmittags eine kleine See-Lustreise nach Bregenz unternahm und erst spät Abends den Heimweg antrat, hätte ich bald satt bekommen können an der Natur. Ich knüpfte im Hafen zu Bregenz meine Gondel los, nahm das Ruder in die Hand, und lustig streift das Schifflein durch die Wellen. Ehe ich mir's aber versah, war der Himmel mit schwarzen Wolken umzogen; es blitzte fürchterlich und donnerte schrecklich; der See, zuvor glatt und ruhig, wie ein

Spiegel, fing nun, vom Sturm aufgewühlt, sich zu rühren an, und mir bangte gar bald, ob ich glücklich wieder heimkommen werde. Ich hatte alle meine Kräfte angewendet und im raschen Gang das Ruder geführt; aber noch ferne lag mein Ziel. Da brach das Gewitter erst los; der Donner rollte unaufhörlich; aus den Wolken ergoß sich Regen in Strömen; rabenfinstere Nacht brach herein, und die Wellen schäumten und brausten um mich her. Meine Angst wurde immer größer; ich sah den Leuchtthurm von Lindau nicht mehr, und immer gewaltiger schlugen die Fluthen über mein Schifflein her und füllten es mit Wasser; schon fürchtete ich, am Ende verschlingen die Wogen noch Schiffer und Kahn; ich ließ das Ruder fahren, nahm meine Mütze und schöpfte mit derselben das Wasser aus der Gondel, ohne sie jedoch leer zu bringen. Armer Kreenländer! Bete, wenn du beten kannst! Die Gondel ist dein Todtenbett, und der See dein Grab!

Mit diesen Gedanken saß ich durchnäßt und vor Kälte schaudernd im Schifflein, ganz den stürmischen Wellen preis gegeben und der finstern Nacht. — Erst gegen Tages=Anbruch legte sich der Sturm; ich athmete wieder freier, ergriff das Ruder und lenkte dem nahen Ufer zu; ich kam zwei Stunden von Lindau entfernt,

unterhalb dem Schachenbad, wie eine getaufte Maus an's Land. Da hätte mir Einer viel Geld geben dürfen, wenn ich die Gondel wieder hätte besteigen müssen; ich übergab dieselbe mit einem gewissen Gruseln dem dortigen Gastwirth, daß er sie nach Lindau schaffen lasse, trank zur Ehre Gottes einen Schoppen Rothwein und kutschirte dann mit dem Wirthe im bequemen, trockenen Wagen auf festem Land nach Lindau, wo ich noch rechtzeitig meinen Dienst übernehmen konnte. —

Neun Monate war ich in Augsburg stationirt; dann wurde ich auf Ansuchen nach München versetzt.

Diese Veränderung begrüßte ich mit Freuden; lebte ja meine Braut in München, deren sehnlichster Wunsch es war, bald meine Frau zu werden. Ich säumte nicht, beim Magistrate München um's Heirathen einzugeben, respektive um die Aufnahme nachzusuchen. Doch mit der Bewilligung hatte es gute Weile; ich wurde hier als Fremdling behandelt, und meine Braut hatte ja nur die vorsorgliche Heimath in München anzusprechen. Es ging eben damals so zu; heutzutage wäre es freilich ganz anders. Sechsmal wurde mein Bittgesuch, weil ich kein Vermögen nachweisen konnte, abgewiesen, und ich durfte jedesmal die Taxe bezahlen.

Zum siebenten Male endlich, als meine ersparten Groschen bereits alle durch die Taxgelder ausgesogen waren, erhielt ich in Gnaden die Aufnahme als Insaß der Haupt- und Residenzstadt München und brauchte außer den üblichen Gebühren nur noch ein „Rüstgeld" von 70 Gulden zu erlegen, weil ich als kgl. Staats-bediensteter der bürgerlichen Landwehr keine Dienste leisten konnte. So steuerte ich endlich dem ersehnten Hafen zu. Da ich aber in meiner ganzen wahren und unzweifelhaften Geschichte immer streng chronolog-ische Ordnung beobachtete, so muß ich jetzt noch einige nicht ganz uninteressante Episoden einschalten, die ich bei meinen Kreuz- und Querzügen mit angeschaut oder selbst erlebt habe.

Es war ein kalter Wintermorgen, als ich zu Nörd-lingen in den Wartsaal trat und drei Mädchen in leichtem Gewande, das eher für die Sommer-Saison, als für die rauhe Winterszeit paßte, ganz erfroren um den Ofen herum lagern sah; das ältere derselben mochte acht, das zweite fünf und das jüngste vielleicht zweieinhalb Jahr alt sein. Doch war ihr Anzug sehr reinlich, und aus ihren Augen blickte die kindliche Liebe und Sanftmuth heraus. Neben ihnen lag auf harter Bank ein Mann in den fünfziger Jahren und schlief. Ich machte auch

über ihn meine stillen Betrachtungen; auf seiner Stirn glaubte ich wohl Kummer und Sorgen zu entdecken, und siehe, es war so. Dieser arme Teufel, ganz verkümmert in seinem Anzug wie im Gesicht, war der Vater dieser lieben Engelskinder.

Ich wendete mich an das größere Mädchen, um den Zweck ihrer Reise zu erfahren. Nun hörte ich aus ihrem Munde, daß der Vater längere Zeit als Arbeiter im Bahnhof zu Würzburg verwendet gewesen sei, mit einem Taglohn von 48 Kreuzern; ihre Mutter habe vor vier Wochen der liebe Gott zu sich genommen — bei diesen Worten entquoll ihren Augen eine heiße Thräne —; seitdem sei auch ihr Vater leidend und von allen Mitteln entblößt. — Ich tröstete sie mit den Worten, daß Gott für Wittwen und Waisen sorge; er werde gewiß auch sie in seinen väterlichen Schutz nehmen.

„Das hat er schon", sagte das bescheid'ne Mädchen, „für uns ist gesorgt, wir kommen hier in's Waisenhaus; aber mein armer Vater, wie wird es dem ergehen?" —

Freundlicher Leser, würdest Du von dieser Scene Augenzeuge gewesen sein, vielleicht hättest Du eines dieser armen Wesen zu Dir genommen; es waren in

der That recht liebe, herzige Kinder. Ich konnte nichts weiter für sie thun, als sie mit Kaffee bewirthen. Aber die Mutter dieser Kleinen muß eine gute Erzieherin gewesen sein; das bewies der Anstand der Kinder, als ich ihnen den Kaffee reichte. Das kleinste, seines traurigen Schicksals unbewußt, war so drollig, nahm seine Tasse auf den Schooß und tauchte mit großem Appetit sein Brödchen heraus; das zweite wendete seinen Blick nach dem Vater, gleichsam als wollte es fragen, ob es diese Gabe annehmen dürfe; das älteste Mädchen aber weckte ihren Papa und reichte ihm den Kaffee. —

Kurze Zeit darauf vernahm ich in Hochstadt, als ich eben meinen Zug durchging, aus einem leeren offenen Wagen ein leises Wimmern, wie von einer jungen Katze, und in der Meinung, daß Kinder in muthwilliger Weise vielleicht eine solche in den Wagen geworfen hätten, schaute ich nach. Aber was fand ich, als ich den Wagen erstiegen hatte? — Da lag eine Frau mit einem neugebornen Kinde. Als sie mich erblickte, erschrack sie, weinte bitterlich und flehte um Erbarmen in ihrer so hilflosen Lage. Sie hatte von Bamberg nach Bayreuth in die Gebäranstalt reisen wollen, aber nicht das nöthige Reisegeld besessen. Ein

Bahnarbeiter, so erzählte sie, sei ihr behilflich gewesen und habe sie vor Abgang des Zuges unbemerkt in diesen Wagen gebracht. Leider ereilte sie das Mißgeschick früher, als sie dachte. Anstatt daß ich ihr nun Vorwürfe machte, sah ich mich vielmehr genöthigt, ihr weibliche Hilfe zu senden. Ich ersuchte einige ältere Frauen, welche sich im Zuge befanden, sich ihrer anzunehmen. Man brachte sie dann von diesem Wagen in ein Coupé, nachdem ich von guten Leuten zu meinem eigenen Scherflein soviel zusammen „gefochten" hatte, als das nöthige Fahrgeld ausmachte. Auch der neue Weltbürger durfte mitfahren und erfreute uns mit der bekannten Musik.

Es gibt viel Elend in der Welt; aber wer wollte oder könnte auch Allen und Allen helfen? Leider wird Einem der gute Wille nicht selten auch mit Undank gelohnt, wie aus folgender Begebenheit zu ersehen.

Auf einer Tour nach Mainz kehrte ich dortselbst Abends in einer Weinschenke ein. Gleich beim Eintritt in dieselbe bemerkte ich an einem Seitentischchen ein junges Mädchen, welches ein Stückchen schwarzes Brod und ein kleines Gläschen Wein vor sich hatte. Im Vorübergehen wünschte ich ihm einen guten Appetit. Hierauf gab sie mir zur Antwort: „Wenn es nur

mehr wäre!“ Ich war damals gerade bei guter Laune und sagte dem Buffetmädchen, sie möge ihr auf meine Rechnung noch einen kleinen Imbiß und ein Schöppchen Wein verabreichen. Weiter bekümmerte ich mich nicht um ihre Gegenwart Doch eine Stunde später, als ich im Begriff war, nach Hause zu gehen, stund eben dieses Mädchen außen vor der Thüre; sie schien auf mich zu warten; denn sie trat mir in der freundlichsten Weise entgegen und wollte mir für die kleine Gabe, die ich ihr hatte zukommen lassen, ihren Dank aussprechen. Nach ihrer Aussage hatte sie dieselbe Straße zu gehen, in welcher ich mein Absteigquartier hatte; so mußte ich sie, so unangenehm es mir auch war, auf dem ganzen Wege an meiner Seite haben. Als ich vor meinem Hause stand, da sagte sie mit einem freundlichen Knicks: „Gute Nacht! mein bester Herr!“ und eilte blitzschnell dahin. Als ich nun den Hausschlüssel aus der Seitentasche meines Ueberrocks ziehen wollte, vermißte ich meine Börse sammt Inhalt und hegte die feste Ueberzeugung, daß die unbekannte Schöne, während sie an meiner rechten Seite ging, durch einen kühnen Kunstgriff mir dieselbe aus Dankbarkeit entwendet hatte. Sofort ging ich wieder in das Weinlokal, um da zu erfahren, wer die diebische Person sei. Niemand wollte

sie kennen, und ich machte deßhalb am andern Morgen meine Anzeige bei Gericht.

Nach einigen Wochen erhielt ich wirklich vom Stadtgerichte München eine Vorladung, bei welcher mir ein kurzes Protokoll vorgelesen und hierauf ein Geldbeutel gezeigt wurde, den ich als den meinigen erkannte. Zu gleicher Zeit wurde mir mitgetheilt, daß dieses Mädchen wegen Taschendiebstahl nicht weniger als neunmal abgestraft worden sei und jetzt aufs Neue wieder hinter Schloß und Riegel sitze.

Wohl bekomm's! dachte ich; doch Börs' und Inhalt erhielt ich niemals wieder. —

Der geneigte Leser wird aus dem bisher Erzählten schon ersehen haben, daß sich in keiner Stellung des Lebens so viele Gelegenheit bietet, Menschenkenntniß zu sammeln, als gerade dem Fahrpersonale der Eisenbahnen. Es ist aber auch für derlei Bedienstete nicht selten eine schwierige Aufgabe, jedem Reisenden nach Wunsch zu willfahren. Der Eine z. B. wünscht eine angenehme Gesellschaft; ein And'rer zieht es vor, allein zu bleiben; ein Dritter kann das Rauchen nicht vertragen, und so mancher Hagestolz findet es gerade nicht interessant, mit anspruchsvollen alten Damen in Gesellschaft zu reisen, was ich ihm selbst nicht verübeln möchte. Zu=

weilen findet man auch Charaktere, welche außerhalb ihres häuslichen Bereiches mit einemmal in ganz andre Laune gerathen; als Kondukteur hatte ich häufig genug Gelegenheit, derlei Leute nicht nur zu beobachten, sondern mich auch von ihren Handlungen vollkommen und genau zu überzeugen. Von all diesen Wahrnehmungen während meiner Dienstjahre könnte ich wahrlich ein ganzes Buch schreiben.

Als ich einmal die Tour nach Lindau hatte, kam in Kempten ein ganz schlichtgekleideter Herr, der einen Platz in zweiter Wagenklasse wünschte und dem ich sofort ein leeres Coupé anwies; da aber bis zur Abfahrt noch einige Minuten waren, so promenirte er noch ein wenig am Perron auf und ab. Mit einemmal trat er auf mich zu und fragte, ob es nicht erlaubt sei, in dem Coupé nebenan Platz zu nehmen, welches bereits mit sieben Passagieren besetzt war. Mir konnte es gleich sein, und ich ließ ihn nach Wunsch gewähren. Beim Aussteigen in Lindau kam er mir entgegen, bedankte sich mit sehr höflichen Worten und drückte mir ein Papierchen in die Hand, mit der Bemerkung, ich solle auf sein Wohl eine Flasche Wein trinken. Mit Dank nahm ich seine Freundlichkeit an; als ich jedoch einige Minuten später das Papierchen

öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß der Inhalt eine österreichische Zehn-Gulden-Banknote war. In der Meinung, der Herr möchte sich geirrt haben, suchte ich ihn sogleich im Wartsaal auf. Er gab mir aber zu verstehen, er irre sich nie; was ich im Besitze hätte, hab' er für mich bestimmt. Solche Fälle kommen aber selbst bei den höchsten Herrschaften nur äußerst selten vor.

Ein ander Mal, als ich mit einem Schnellzug von Hof über Nördlingen und Augsburg heimreiste, placirte sich ein junger Herr mit einer jungen Dame in ein leeres Coupé zweiter Klasse; als ich nun hinzutrat und abfertigte, reichte mir dieser Herr zwei Billeten für Plätze erster Klasse mit den Worten, er habe sich hier placirt, weil seine Dame etwas unwohl sei und weil in dem Salonwagen eine Person sitze, auf die er nicht gut zu sprechen wäre. Ich hatte nichts einzuwenden und schloß das Coupé. In München, als ich die Schläge öffnete, merkte ich, daß der Herr bereits auf der andern Seite ausgestiegen war; die Dame aber, ganz verschleiert, huschte wie ein Gespenst gegen den Salonwagen, trat in denselben ein, gleichsam als habe sie hier die ganze Zeit gesessen, und stieg bald darauf wieder aus demselben.

Am Perron harrte ein altes Männchen, das man per „Excellenz“ ansprach, auf seine Gattin. Die Dame, von der ich hier spreche, warf, als sie in seiner Nähe war, ihren Schleier zurück, eilte mit einer ausnehmenden Zärtlichkeit in seine Arme, und herzlich war der Willkomm! Aengstlich besorgt fragte er sein Weibchen, ob sie sich auch gut amüsirt habe, und das Weibchen erwiderte: „O allerliebst!“ — Glückliche Excellenz!

Auf ähnliche Weise kam, als ich einen Personenzug von München nach Augsburg begleitete, beim Einsteigen in München eine junge, sehr elegant gekleidete Dame von aristokratischem Wesen und verlangte einen Sitz zweiter Klasse. Ich öffnete ihr das Damen-Coupé und konnte, aufrichtig gestanden, beim öfteren Vorübergehen an dem Wagen nicht umhin, dann und wann einen Blick auf die schöne, üppige Erscheinung zu werfen. In Pasing erwartete den Zug ein flotter Chevauxlegers-Oberlieutenant, musterte schnell die Wagen und öffnete, beim Damen-Coupé angelangt, dasselbe eilig und stieg ein. Laut Vorschrift haben aber nur Damen hier Platz zu nehmen, was ich dem Herrn bemerkte. Seine lakonische Antwort war hierauf: „Die Dame erlaubt es!“ — Ich betheuerte ihm nochmals, daß er hier nicht Platz nehmen könne; doch wenn er

absolut bei der Dame sein wolle, befände sich gleich nebenan noch ein leeres Coupé, das ihm zur Verfügung stände. Beide wechselten hierauf ihre Plätze. Nun verzeihe, mein lieber Leser, was ich berichte! Die liebe Neugierde plagte mich, einmal, aber auch nur einmal nachzusehen, ob es dem feinen Pärchen auf seiner Reise auch wohl ergehe. Was ich aber hier unbemerkt zu sehen bekam, lieber Leser, laß mich den Mantel der christlichen Liebe darüber decken! O du Potzallemillionenhagelsternelement!

In Augsburg, als der Bahnzug noch nicht gänzlich stillstand, beliebte es dem Herrn Oberlieutenant heraus zu springen; er verunglückte aber dermaßen dabei, daß er seine Zuflucht in der Hütte eines Wechselwärters nehmen und wahrscheinlich Jemand abschicken mußte, um andere Beinkleider zu bekommen; denn die seinigen waren in einen Zustand versetzt, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, sich vor den keuschen Augen der Welt sehen zu lassen.

Ganz in der Nähe des Bahnhofes hielt eine schöne Equipage; Kutscher wie Bediente in reicher Livree; ein junger Mann, der Besitzer derselben, ging der Dame freudestrahlend entgegen, begrüßte sie auf das zärtlichste und hob sie in den Wagen. Es waren, wie

ich hörte, — Brautleute, und des anderen Tages sollte er die ehr- und tugendsame Jungfrau So und So zum Traualtare führen; so hatte es nämlich der Geistliche in seiner Harmlosigkeit beim Aufgebot von der Kanzel herab verkündet.

Es ist auch gut, daß man nicht Alles weiß, und was können zuletzt auch die armen Weibchen dafür? Ist es doch ein eigenthümlicher Charakterzug, man möchte fast sagen, eine Schwäche des weiblichen Geschlechts, daß ihnen, so wie ihr Herz spricht, meist der Verstand davon läuft und sie sich blindlings dem Mann ihrer Wahl, ohne ihn genauer zu kennen, gänzlich anvertrauen.

Hören wir einen Beweis!

Einmal, als ich von Frankfurt nach München einen Schnellzug als Gepäckskondukteur zu begleiten hatte (es war eben zu Ende der Bade-Saison), stieg in Würzburg eine junge Dame ein, die Gesellschafterin einer Gräfin X. aus Wien. Sie kam neben einer anderen Dame zu sitzen, die nach München reiste. Auf der nächsten Station klagte die Kammerdame ihrer Reise-Gefährtin über brennenden Durst; ich hörte diese Worte, weil ich mich gerade in der Nähe befand, und rief den Stationsdiener herbei, damit er ihr ein Glas Wasser bringe, was sie mit großem Danke annahm.

In Bamberg hatten wir hierauf eine halbe Stunde Aufenthalt, was der Personen-Kondukteur deutlich ausrief; die junge hübsche Dame verfügte sich nun zu mir an den Packwagen und fragte mich, ob ich auch in die Restauration zu Tisch komme.

Ich erwiderte, daß es meine Zeit nicht erlaube, da ich nämlich zu viel Beschäftigung mit dem Reisegepäck hatte. Nach kurzer Zeit erschien ein Kellner, fragte nach dem Frankfurter Gepäckskondukteur, d. h. nach meiner Wenigkeit, und brachte mir eine Platte mit vollständigem Mittagsessen. Ich machte meine Einwendungen; doch der Kellner bemerkte, es sei für mich bestimmt und bezahlt worden; ich möge es mir nur gut schmecken lassen. Ich griff nun zu, wußte aber nicht, hatte es die Münchnerin gespendet, die ich sehr gut kannte, oder die fremde Dame, der ich das Glas Wasser hatte besorgen lassen. An der Fürtherkreuzung fragte mich die Letztere, was die nächste Station sei. „Nürnberg", sagte ich, und mit einem tiefen Seufzer erklärte sie mir, daß sie dort mit der Frau Gräfin für einige Tage auf ein Landgut zu gehen habe.

In Nürnberg angekommen, stieg die Dame aus dem Wagen, blieb aber unter dem Portal noch einige Minuten stehen und winkte mir mit einem weißen

Taschentuch ein Lebewohl zu. — Einige Tage später wollte der Zufall, daß ich abermals mit ihr auf einer Reise nach Hof zusammen kam. Sie hatte eben mit ihrer Frau Gräfin die Tour über Leipzig nach Wien zu machen. Als sie mich erblickte, eilte sie auf mich zu und reichte mir sehr erfreut zum Willkomm ihre zarte Hand, worauf ich ihr sofort Platz anwies.

Bis Bamberg war es mir nicht gegönnt, mit ihr zu sprechen; dortselbst aber hatten wir eine halbe Stunde Aufenthalt, und hier war es, wo sie sich herbei ließ, mich unter Scherzen über einiges zu befragen, was mich selbst betraf. Ja, bald erkundigte sie sich sogar sehr lebhaft um meine Privatverhältnisse, in die ich sie jedoch nicht ganz einweihte. Inzwischen störte unser Gespräch ein Mann, welcher feines Obst feil bot; ich präsentirte ihr solches als kleine Aufmerksamkeit für jenen Mittagstisch, den ich ganz sicherlich von ihr erhalten hatte; mit sichtlicher Freude nahm sie von mir diese kleine Gabe.

Die Reise ging weiter.

In Lichtenfels bat sie mich um meine Adresse; dagegen erhielt ich die ihrige; auf der einen Seite der gereichten Karte war der Name zu lesen: „Marie von Z. aus Wien“; auf der andern folgender zierlich geschriebene Spruch:

„Lieben und geliebt zu werden,
Ist das größte Glück auf Erden.“

Ich machte mir über diese Worte meine stillen Betrachtungen; sie bestätigten meine Vermuthung, daß diese deshalb noch keineswegs gering zu schätzende Dame für mich einiges Interesse hegte. Ein paar Stationen später reichte sie mir verstohlens wieder ein Blatt Papier; es trug die Worte:

„Mache mich namenlos glücklich
Oder namenlos elend! —
Mehr kann ich nicht. —
Deine Marie.“

Welch bemitleidenswerthe Leidenschaft! Noch war ich in tiefes Nachdenken wegen ihrer Worte versunken, da entgleiste mit einemmal ein Wagen unsres Zuges, und wir waren dadurch zu einem längeren Aufenthalt gezwungen, ohne daß jedoch Jemand sich über eine Verletzung zu beklagen gehabt hätte. Marie hatte Sorge, es könnte mir etwas passirt sein; daher war sie sehr erfreut, als ich unversehrt zu ihr hintrat und ihr mittheilte, daß sie höchst wahrscheinlich in Hof bleiben müsse, weil der sächsische Zug unsere Ankunft nicht abwarte. Sie fragte mich nun, ob ich auch in Hof übernachten würde, und meine Bejahung war ihr

sichtlich ganz angenehm. Als wir jedoch in Hof angekommen waren, siehe, da hatte der Sachsenzug auf uns gewartet, und ihre schöne Hoffnung auf ein längeres Beisammensein wurde zu Wasser. Ihrer Bitte gemäß geleitete ich sie zu dem andern Zug, unterhielt mich noch im Gespräche mit ihr, und als die Scheidestunde gekommen war, sagte sie: „Leb' wohl! lieber Bruder! Ich schreibe Dir bald.“ Diese Worte sprach sie so ernst, daß ihre Frau Gräfin glauben konnte, ich müsse wirklich ihr Bruder sein, und ehe ich mirs versah, gab ihr süßer Mund mir einen Kuß, von dem mir heute noch die Lippen brennen. Vier Tage später erhielt ich wirklich aus Wien einen Brief, dessen Schluß lautete: „Wenn Du mich lieb hast, so rufe mich bald ab!“

An die Verwirklichung ihrer Wünsche konnte ich aber natürlich nicht denken; ich war ja schon gefesselt; doch erlaubte ich mir, ihr einen Brief zu senden, in welchem ich ihr zu verstehen gab, daß das Heirathen nicht so leichten Kaufes gehe, indem ich kein Vermögen besitze und noch obendrein eine Kaution zu stellen habe. Es dauerte nicht lange, so kam ein zweiter Brief, worin sie mir mittheilte, daß sie selbst das erforderliche Vermögen und was man zu einem comfortablen Leben brauche, besitze; ferner sei sie noch Erbin ihres Vaters

und ihres Bruders, welche im Jahre 1848 ein Opfer der Zeit geworden waren. Da ich nun den Ernst der Sache bemerkte, die ich vorher nur als vorübergehendes Abenteuer betrachtet hatte, so sah ich mich genöthigt, ihr mein Verhältniß mit meiner Heimathslosen unumwunden zu gestehen. Freilich hätte ich ihr das Geheimniß gleich am Anfang sagen können; allein wer gibt sich denn gleich so preis? Die gute Seele war aber nicht böse gegen mich; im Gegentheil, sie schrieb mir, daß sie mich dieser edlen Handlungsweise wegen nur achte und schätze; sie wünsche mich jetzt nicht mehr zu heirathen; nur solle ich ihr die Versicherung geben, sie fortan nicht als Freundin, sondern als aufrichtige Schwester zu betrachten.

Noch eine Weile dauerte diese unsere geschwisterliche Korrespondenz fort; meine Zeit war jedoch so sehr beschränkt, daß ich dieselbe endlich aufgeben mußte, und ich hörte auch in dieser Richtung nichts mehr. —

Wie überall im Leben, so waren auch in dem Verhältnisse zwischen mir und meiner Braut Hindernisse und Intriguen zu bekämpfen; können ja böse Lästerzungen nimmer ruhig bleiben, wenn zwei glücklich zusammen leben. Doch davon ließen wir uns nicht beirren und lebten still in der schönen Hoffnung,

daß der Tag auch noch kommen werde, der uns vereine. Meine Braut klagte freilich manchmal über Hoffnungslosigkeit hinsichtlich der Erreichung unserer gegenseitigen Wünsche; auch mir war manchmal schwer um's Herz; doch wußte ich mein Lieb zu trösten; ich widmete ihm ein Gedichtchen:

Nachtklänge.

Nacht ist's, stille finst're Nacht;
Nicht ein Sternlein will sich zeigen;
Auch des Waldes Vöglein schweigen;
Nur ein liebend Herz noch wacht,
Ruft der Liebsten: „Gute Nacht!"

Träume süß, o Theure mein,
Die für's Leben ich erkoren,
Der ich ew'ge Treu' geschworen;
Mag ein Herz so engelrein
Treuer Liebe würdig sein!

Wenn auch dunkel ist die Nacht,
Blinkt ein Sternlein dennoch helle,
Es geleitet uns zur Stelle,
Wo nur Morgensonne lacht
Und mit ihr die Liebe wacht.

Sei mir, Holde, niemals fern,
Wenn auch eine Kluft inzwischen —
Laß die bösen Zungen zischen,
Bleibst doch meiner Hoffnung Stern!
Leb' und sterbe mit Dir gern.

Alles kommt zu seiner Zeit;
Darum, Liebchen, grolle nimmer!
Dir lacht schöner Hoffnung Schimmer,
Und das Lied, das Dir geweiht,
Spricht von Lieb' und Seligkeit.

Und siehe da! Endlich, nachdem bereits drei lange, bange Jahre verstrichen waren, sollte unsere Ausdauer belohnt werden. Ich erhielt, wie bereits oben erwähnt, die Aufnahme und die Heiraths=Erlaubniß, nachdem ich meine Kaution ergänzt hatte. Unser trauliches, wenn auch sehr einfaches Heim war bald bestellt, und es erschien der Morgen, der uns am Traualtare zusammen fand. Der Kreenländer lief in den Hafen der Ehe ein.

Es kamen nun freilich andere Sorgen, welche die Erhaltung des Hausstandes mit sich brachte; wenn dieser auch noch so klein ist, erfordert er doch so manche

Ausgaben, die sich mit der Einnahme nicht vertragen. Das Gehalt eines Kondukteurs zu damaliger Zeit war ein sehr geringes zu nennen; doch die Noth macht erfinderisch; ich dachte zurück an die Zeit, wo ich in der Werkstätte den Hobel fleißig gehandhabt hatte, und jetzt in meinen Mußestunden sollte er mir abermals nützlich werden. Nachdem ich mir also die nöthigen Werkzeuge verschafft hatte, fing ich an, in meinen freien Stunden fleißig drauf los zu arbeiten. Mein Fleiß trug seine Früchte. Kaum hatte ich die erste Arbeit vollendet, fand sich auch sogleich ein Abnehmer dazu. Durch diesen wurde ich weiter empfohlen, und ich hatte bald nicht so viel Zeit, um allen Aufträgen nachkommen zu können.

Einmal hatte ich zwei eingelegte Nähtischchen in Arbeit genommen; ein guter Freund, der mich besuchte, fand Gefallen daran und kaufte mir eines derselben ab. Den Erlös verwendete ich zur Verbesserung meiner Garderobe.

Schneidermeister P., bei welchem ich meine Einkäufe machte, bat mich um meine fernere Kundschaft, nachdem ich mich ihm als Eisenbahn-Bediensteter vorgestellt hatte. In diesem Augenblick trat zufällig jener Bekannte, welcher mir das Tischchen abkaufte, mit den

Worten in den Laden: „Grüß Gott, Herr Schreinermeister!“ Da machte der Ladenbesitzer ein ziemlich einfältiges Gesicht; denn er mochte mich wohl in dem ersten Augenblick für einen Schwindler halten, deren es in München wie anderwärts so viele gibt. Natürlich klärte sich das Mißverständniß schnell auf, und der Herr Schneidermeister bestellte hierauf auch ein solches Tischchen, wie Jener erhalten. Da ich ein derartiges bereits in Vorrath hatte, konnte ich ihm dasselbe gleich zur Verfügung stellen.

Am selben Abend hatte dieser Herr eine kleine Punsch-Gesellschaft bei sich im Hause und bat auch mich, an derselben Theil zu nehmen, umsomehr, da er im Laufe des Gespräches von mir vernommen hatte, daß ich im Gesang Einiges zur Unterhaltung beitragen könne. Solche Leute sind ja bekanntlich in jeder Gesellschaft willkommene Gäste. Ich sang, und die Gesellschaft war mit mir zufrieden.

Bei dieser Gelegenheit wurde auch meine Arbeit vorgezeigt und vielfach anerkannt, und ich erhielt viele Bestellungen.

War ich nun von meinem Dienste und von dieser Arbeit ermüdet, so suchte ich meinen Geist anderweitig zu beschäftigen: ich versuchte nämlich zu jener Zeit

ein — Drama zu schreiben. Nach dessen Vollendung unterbreitete ich dasselbe einigen Fachkennern zur Einsicht. Wenige Wochen später (am 3. Dez. 1857) konnte man in dem „Münchener Boten" folgende Annonce lesen:

„Ein bayerischer Eisenbahn-Kondukteur, Johann Tann, hat ein Trauerspiel geschrieben: „Ermia, die Heidenjungfrau." Personen, welche davon Einsicht nahmen, rühmen den poetischen Gehalt."

Die nämliche Mittheilung brachte am 6. Dez. selben Jahres der Frankfurter Anzeiger.

Der Schauspieldirektor L., damals in Hof, beabsichtigte dieses Drama auf seiner Bühne zur Aufführung zu bringen, und es fanden auch wirklich einige Proben statt; jedoch ein Unglücksfall (jener Schauspieler nämlich, der die Heldenrolle in meinem Stücke übernommen hatte, brach ein Bein) machte es unmöglich, daß mein Trauerspiel in jener Saison zur Aufführung gelangte.

Einige Zeit später traf ich in Starnberg die Hofopernsängerin Frau B. B., welche schon früher von meinem poetischen Versuche Einsicht genommen hatte; dieselbe befand sich gerade am Perron des Bahnhofes im Gespräche mit dem Prinzen *, dem sie mich als

Autor genannten Stückes vorstellte. Die Königliche Hoheit, welche sich dafür interessirte, bat um das Manuskript zur Einsicht. Ich hatte es kalligraphisch herstellen lassen, dafür aber mein erstes Konzept verbrannt. Ich überreichte also dem Prinzen, was ich hatte.

Nach mehreren Wochen wollte es nun der Zufall, daß jener Prinz mit der Bahn von Augsburg nach München reiste, wo ich gerade den Zug zu begleiten hatte; und da theilte mir Seine Hoheit mit, daß mein Drama seiner Frau Gemahlin, als einer Fachkennerin, sehr gut gefallen habe, meinte aber, daß das Sujet, wenn es kürzer gefaßt wäre, sich eher zu einem Opern-Text verwenden ließe. Mein Schriftstück sollte mir in Bälde zugeschickt werden. — Hätte ich es wieder zurück erhalten, so würde ich dem neugierigen Leser einige Proben daraus nicht vorenthalten. —

Doch ich muß noch nachträglich Einiges von meiner Hochzeit erzählen!

Am dritten Weihnachts-Feiertag fand unsere Trauung statt. Während wir vom Altar als „Mann und Frau" zurück traten, fiel mein Blick auf zwei Bekannte; es war mein Schneider und mein Schuhmacher, welche die liebe Neugierde in die Kirche getrieben hatte. Ich beeilte mich, diese Freunde mit ihren Frauen als Gäste

zu meinem Hochzeitsschmause zu laden; sie folgten meinem Wunsch, und das lustige Kleeblatt: „Leim, Zwirn und Knieriem" war beisammen; nur der böse Geist Lumpazivagabundus war nicht geladen. So einfach auch das kleine Mahl war, wir waren alle recht fidel bei dem Gelage; ich hatte dabei nicht weniger als drei Rollen zu spielen: den Kellner, den Sänger und den Bräutigam. Die Hochzeitsreise hatte ich der ungünstigen Jahreszeit und so mancher anderer Gründe wegen bis auf jene Zeit verschoben, wo die Bahnstrecke „München — Salzburg" dem Verkehr übergeben war.

Die Reise war äußerst anmuthig; denn die Gegend ist bekanntlich reizend, und als wir das liebliche Salzburg betraten, galt unser erster Besuch dem vielbesprochenen „Peters-Keller", um uns hier eine kleine Herzstärkung zu holen. Von da aus machten wir eine kleine Partie nach dem Kapuzinerberg, dessen herrliche Aussicht uns so fesselte, daß wir erst beim Mondenschein der Heimkehr gedachten.

Folgendes Gedicht verdankt seine Entstehung diesem Abend:

Lob der Natur.

(Gedanken auf dem Kapuzinerberg bei Salzburg.)

Am Kapuzinerberge steht
Ein Schlößchen alt und klein;
Hinauf auf steilem Pfade geht
Der Wand'rer durch den Hain.

Sobald er diese Höh' erreicht,
Beschaut er Thal und Flur;
Was seine Seele so erweicht,
Ist göttliche Natur!

Wie sind die Auen rings umher
So lieblich anzuseh'n!
Das Auge schweift im Wonnemeer
Durch Thal und Felsenhöh'n!

Wie stolz dort ragt die Burg empor,
Wie freundlich liegt die Stadt,
Wie riesengroß das Felsenthor,
Wie herrlich rings die Saat!

Und ob Du sieh'st die Sonn' aufgeh'n,
Wenn hell die Luft und rein,
Ob linde Abendlüfte weh'n,
Nimmt gleiche Lust Dich ein. —

Auch ich war einst an diesem Ort
Mit meiner holden Braut,
Hab' dort der Seele liebend Wort
Aus ihrem Aug' erschaut.

Wir saßen noch, da Mondenglanz
Durch dunkle Wolken brach;
Ich lauschte, was beim Elfentanz
Mir Liebe leise sprach.

Es spiegelt rings, wie Zauberschein,
Auf silberreicher Fluth,
Es wacht kein Argus in dem Hain,
Wo stille Wonne ruht.

Wie däucht' uns herrlich Thal und Flur,
Geschmückt mit solcher Pracht;
Ja, Du bist reizend, o Natur!
Bei Tag, bei dunkler Nacht. —

O süße Wonne, kurzes Glück,
Wie schnell entflohest Du!
Mit Sehnsucht denke ich zurück
An jene Stund' der Ruh'.

In der That, die Umgebung Salzburgs empfiehlt sich jedem Wanderer, der Wohlgefallen an der schönen Natur findet; es hinterläßt manchen tiefen Eindruck, dessen man sich gerne in späteren Jahren noch erinnert. Für Diejenigen, welche es noch nicht kennen, erwähne ich hier noch Einiges. Auch in Salzburg selbst gibt es manche Sehenswürdigkeiten, z. B. der Dom, das Glockenspiel, die große Fontaine, Mozarts Geburts- und Wohnhaus, das Felsenthor, welches seinerzeit von gefangenen Türken durchbrochen wurde, Mirabells-Garten und noch so manche anziehende Punkte. Den Freunden der Musik empfehle ich, den Pater Peter Singer im Franziskaner-Kloster zu besuchen, der ein Instrument fertigte, an welchem er sechzehn volle Jahre gearbeitet haben soll. Dieses Kunstwerk bringt alle erdenklichen Töne hervor: Orgel, Klavier, Flöte, Violine, Trompete und Pauke; jeden Vormittag um halb elf Uhr ist für Jedermann Zutritt, mit Ausnahme des schönen Geschlechts, und genannter Pater Peter hält seine Vorträge. Hat nun der Wanderer all' diese Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen, so wird er sicherlich seine Tritte dem Peterskeller zuwenden. Hat man sich hier gütlich gethan und gelabt, und verläßt dann in rosenfarbiger Laune

diese Räume, wirft vielleicht so Mancher noch einen Blick seitwärts in den nahen Friedhof und denkt, wie jener Dichter:

Wo die stolzen Felsen ragen
Und hinauf zum Himmel schau'n,
Laß' ich mir in spätern Tagen
Meine Ruhestätte bau'n.

Neben duft'gen Kellerräumen,
Wo ich gern beim Wein gewacht,
Will ich eine Nacht durchträumen —
Eine lange, dunkle Nacht.

Während Alpen niederlachen,
Segnet mich zur Ruhe ein;
O, wie selig wird's Erwachen
Hart am Peterskeller sein!

Joseph Sofleiß.

Abwechselnd in Arbeit und Ruhe, in Freude und Sorgen schwanden wieder einige Jahre dahin, und endlich, im Jahre 1861, wurde ich zum Oberkondukteur befördert. Hatte es mir die Sybille von Germersheim nicht prophezeit?

Inzwischen gedachte ich wohl manchmal meiner erlebten Abenteuer; doch waren meine Gedanken etwas

ernster geworden, und ich fand nur noch Vergnügen im Felde der Poesie. Nun will ich dem freundlichen Leser aber auch erzählen, wie ich Dichter geworden bin und auf welche Weise meine Gedichte in die Oeffentlichkeit gelangten.

Ich fühlte mich innerlich mächtig angetrieben, in meinen Mußestunden hie und da Verse zu schmieden. Anfänglich machte mir freilich die Form etwas zu schaffen; denn ich hatte ja nicht im Geringsten eine Vorbildung genossen; kurze und lange Sylben waren mir fremd; überhaupt Prosodie oder Lehre vom Sylbenmaße und Sylbentone waren mir eigentlich spanische Dörfer. Und doch schrieb ich meine Gedichte, anfänglich bloß nach dem Gehöre, in Jamben, Trochäen, Daktylen, Hexametern und Pentametern.

Da hatte ich einmal Gelegenheit, mit dem damaligen Post-Assistenten Herrn August Sch., dem späteren Verfasser des Schauspiels „Krank am Herzen" in Gesellschaft zu kommen und ihm meine Gedichte zu unterbreiten. Dieser freundliche Mann, dem ich heute noch Dank schulde, las dieselben durch und sagte mir dann unverhohlen sein Urtheil: in meinen Versen liege ein edler Kern in rauher Schale. Er korrigirte mir mehreres und machte mich auf eine poetische Schule

aufmerksam, die mir zu großem Vortheil sein würde, wenn ich dieselbe durchläse. Ich befolgte seinen Rath und erlernte so in kürzester Zeit, wie ein Gedicht beschaffen sein muß. Bald hatte ich alle meine früheren Gedichte umgemodelt und in ein Album gesammelt.

Kurz darauf befand ich mich in Gesellschaft eines guten Freundes, der schon mehrere von meinen Gedichten gelesen hatte und mich jetzt fragte, ob ich schon lange nichts mehr im Felde der Poesie gearbeitet hätte. Ich zog aus meiner Brusttasche mein Notizbuch hervor und las ihm die jüngsten Kinder meiner Muse vor. Am selben Tische saß zufällig ein anderer Herr, der aufmerksam meinem Vortrage zuhörte und dann mich fragte, ob ich mehr derartiges geschrieben hätte, und ob dergleichen schon der Presse übergeben worden sei. Ich gab ihm den kurzen Bescheid, daß ich zwar eine ganze Sammlung von Gedichten besitze, aber keinen Weg wisse, um solche vor die Oeffentlichkeit zu bringen.

„Seien Sie nicht so ungeschickt!“ erwiderte dieser, „Sie müssen dafür bezahlt werden; wissen Sie was, hier haben Sie meine Karte! Schicken Sie mir Ihre Gedichte, damit ich dieselben genauer prüfe, und wenn mir Ihre Dichtung entspricht, nehme ich Sie als Mitarbeiter für das Werk der „Fortbildungsschule“,

von dem ich die Redaktion übernommen habe; am ersten Oktober wird sie ins Leben treten." Seine Karte trug den Namen: Johann August Sch., Dr. med.

Liebe Leser! Euer Kreenländer soll Mitarbeiter einer Fortbildungsschule im Felde der Poesie werden! Nein, so hoch steht dein poetisches Talent nicht, dachte er sich, und von solchen Hoffnungen darfst du auch nicht träumen. Und dennoch machten mir des Herrn Doktors Worte den Kopf warm; ich war so kühn und schickte ihm meinen ganzen Vorrath von Gedichten, wie ich ihn hier folgen lasse:

Motto: Liebe, sie führet zur Dichtung,
Dichtung — zu inniger Liebe.

An den Leser.

Wie lieb ich Dich, o Poesie!
Doch Dichterkunst erlernt ich nie —
Wenn mein Gedicht Dir nicht entspricht,
O lieber Leser, spotte nicht!
Denn glaub's, im großen Dichterhain
Wird nicht ein Jeder Schiller sein.

Der Glaube.

(Sonett.)

Ja, bleibe treu in Deinem frommen Glauben
Und halte fest, an was er Dich gekettet!
Hast Du in Seelenruhe Dich gebettet,
Wird keine Täuschung Deinen Frieden rauben.

Will je der Mensch zu zweifeln sich erlauben,
Hat er verloren schon, was er gewettet:
Sein fester Glaube nur ist's, der ihn rettet;
Die Gottheit lebt, mag auch die Welt zerstauben.

Der Glaube macht schon selig hier im Leben,
Erweckt in Dir ein kindliches Vertrauen,
Du kannst ja fest auf Gottes Hilfe bauen!

Wirst Du nach seinen lichten Höhen streben,
So wird des Lichtes Kern Dir Zeugniß geben,
Daß geistig ist: der Gottheit Geist zu schauen.

Die Liebe.

Ein hehrer Funken Gottes ist die reine Liebe,
Sie hält ein edles Herz der Menschenbrust umfangen,
Erregt in uns ein Zartgefühl mit süßem Bangen,
Durch stille Demuth selbst — die heiligsten der Triebe!

Ward je durch Liebes-Schmerz ein klares Auge trübe?
War nie das Ziel gewalt'ger Sehnsucht zu erlangen?
Nein, träuften nieder schon die Zähren auf die Wangen:
Es fand stets ihren Trost die reine, treue Liebe.

Denn selbst als Gottes Sohn am Kreuze ist erlegen,
Fand Er so süßen Trost. — Er bracht' uns Allen Segen,
Es eint' sein Opfertod zum hehrsten Liebesbunde!

O suche geistig Dir dies Bildniß einzuprägen,
Verleih ihm einen Raum im tiefsten Herzensgrunde,
So spricht die Liebe Gottes selbst — aus Deinem Munde!

Jenseits.

Zu des Himmels lichten Höhen
Wendet sich mein Geist empor,
Wünschend, daß aus goldnen Sternen
Treten meine Ahnen vor.

Oefters forschten meine Blicke
Selbst in später Mitternacht;
Doch die Mühe war vergebens,
Keiner noch hat Licht gebracht! —

Wohnt ihr Ahnen nicht dort oben?
Weilt ihr in der Tiefe Schlund?
Oder ist das Grab der Himmel?
Wo ist denn der Hölle Grund?

Soll ich an dem Jenseits zweifeln,
Ist mein Glaube irrer Wahn?
Nein! Es leit' ein froh'res Hoffen
Mich auf meiner Todesbahn!

Gedanke der Zeit.

Wenn ich in heil'ger Andacht schau'
Die große Welt in ihrer Pracht,
Das Meer, den Fels, die bunte Au,
Wenn golden mir die Sonne lacht,
Und wenn mit keuschem Silberlicht
Der Mond durch dichte Wolken bricht,
Wenn Sternlein glitzern ungezählt:
Da preis' ich, Schöpfer, Deine Welt!

O Herr! wie groß ist Deine Macht!
Von Herzen will ich Dir vertrau'n.
Wie weis' Du alles auch erdacht:
Doch wie soll ich Dich selber schau'n?

Des tiefen Denkers Forschergeist,
Der würdig Deine Schöpfung preist,
Er sieht des Himmels Angesicht;
Doch Deines — ach! — er schaut es nicht!

Du stehest treu dem Menschen nah',
Und lenkest seinen Lebenskahn;
Ob Keiner auch Dein Auge sah:
Es wandelt jeder Deine Bahn.
Wer and're Wege wollte geh'n,
Wird nimmermehr das Ziel erseh'n;
Ihm wird kein Heil, ihm blüht kein Glück,
Kehrt er nicht Deinen Pfad zurück.

D'rum folge ich Dir immerhin,
So lang' ich leb', als frommer Knecht,
Und wenn ich einst gestorben bin,
Sei Du im Himmel mir gerecht.
Zwar klingt so Manches wunderbar,
Der Zweifel fragt, ob Alles wahr?
Was die Verheißung uns verspricht:
Ich glaub's, ich hoff's, — ich zweifle nicht.

Der wahre Friede.

Ist Dein Gewissen so rein, wie die Strahlen der goldenen Sonne,
Wohnet der Friede in Dir — wahre ihn, glücklicher Mensch!
Gibt doch der Friede des Herzens Dir immer die süßeste Ruhe.
Suche ihn nur in Dir selbst! Tausende suchen umsonst.

Golgatha.

Der blutbeträuften Spur entlang,
Wo einst der Gottessohn
Im letzten schweren Todesgang
Ertrug der Sünde Lohn,
Nimm Dir der Andacht Weihe mit,
Sonst wird Verbrechen jeder Schritt.

Denn heut' noch quillet auf den Höh'n
Von Golgatha der Schmerz;
Willst Du zum Kreuze Christi geh'n,
So prüfe wohl Dein Herz,
Und frage, ob Du würdig bist,
Daß er für Dich gestorben ist.

Erst dann tritt hin, der Sünden klar,
Und fleh' für Deine Schuld,
So wird Dein Herz der Sünde baar
Durch Gottes Vaterhuld.
Bewahr' es rein, und jenes Blut
Verleihet Dir des Himmels Hut.

Licht und Seele.

Hoch gepriesen sei die Sonne,
Sie gewähret Tageslicht!
Hell beleuchtet sie die Räume —
Nur die finst're Seele nicht.

Ist das Sonnenlicht gesunken,
Rückt heran die stille Nacht;
Da erscheinen and're Lichter
Lieblich uns in hoher Pracht.

Funkelt dann am Himmelszelte
Sanft der Sterne gold'ner Schein,
Ist in schimmernder Beleuchtung
Schön erhellt der stille Hain.

Doch, wenn schwarze Wolken ziehen
Hoch am blauen Horizont,
Da verdunkeln sich die Sterne,
Still verhüllet sich der Mond.

Düst'rer wird es dann im Stübchen
Bei der Lampe kargem Schein;
Denn wie bald mag diese Flamme
Auch für uns erloschen sein!

Prangt der Saal von tausend Lichtern,
Wie vom schnellen Blitz erhellt, —
Ist vergänglich doch der Schimmer
Einer stolzen, eitlen Welt!

Selbst, wenn ernst am Hochaltare
Uns umstrahlt der Kerzen Schein,
Bleibt es dunkel für die Seele,
Wo das arme Herz nicht rein.

Darum sucht zum reinern Lichte
Euch zu brechen eine Bahn,
Und wer endlich sie gefunden —
Geh' als Führer kühn voran!

Des Schöpfers Ebenbild.

(Sonett)

Den Menschen hier auf dieser großen Erde
Schuf Gott getreu nach seinem Ebenbilde,
Damit auch er im göttlichen Gefilde
Vollkommen seinem Schöpfer ähnlich werde.

Doch leider längst uns die Erfahrung lehrte,
Daß nie die Menschenbrust so ganz erfüllte
Der Gottheit Geist; wie Er sich zeigt in Milde,
So ruht er nicht in menschlicher Geberde.

Versuch' einmal in Freundes Aug' zu schauen
Und öff'ne leise seines Herzens Riegel,
Weil doch das Auge ist der Seelenspiegel:

Dann sag', ob Du ein hoffnungsvoll Vertrauen
Aus Gottes Ebenbilde kannst erschauen?
Trägt es wohl ganz der Gottheit treues Siegel?

Eine Preisfrage für Astrologen.

Die Weisen aus dem Morgenlande,
Sie hatten einen Stern erschaut,
Als Gott dem Sohn von Abgrunds Rande
Der Menschen Rettung anvertraut.

Nun sagt ihr Astrologen mir,
Ob dieser Stern nicht neu am Himmel
Erglüht als Lösungszeichen hier
Für das verwirrte Weltgetümmel?

Die Wahrheit.

Wer im Leben will bestehen,
Darf der stets die Wahrheit sprechen?
Nein! den Geist muß er bestechen
Und als Solcher mit ihm gehen.

Täglich kann man es ja sehen,
Wie sie hämisch sich erfrechen,
Listig „Ehrenworte“ brechen,
Dennoch steh'n auf Glanzeshöhen!

Ach, so geht es hier im Leben!
Um das Gute zu betrügen,
Muß das Wahre unterliegen.

Doch Der oben wird es geben,
Daß der Lüge böses Streben
Nicht die Wahrheit darf besiegen.

Gewissen Leuten.

Blick' ein wenig in das Leben,
In die Seele der Natur;
Such' darinnen manche Lehre,
Und behalt die beste nur.

Hüte Dich vor Heuchlerzungen,
Wenn sie freundlich gegen Dich;
Denn sie bellen und sie beißen
Ihrer Art oft wunderlich.

Viele, die nach „Oben" kriechen,
Sind nach „Unten" stets gemein;
Diese nennt man Speichellecker,
Sollen auch gefährlich sein.

Suchen oft durch süße Worte
Auszuspüren Deinen Sinn,
Doch, wenn Du Dich ausgesprochen —
Tragen sie's nach Oben hin.

Sie belauschen Deine Tritte,
Und ihr Argusauge wacht;
Hast Du Einmal fehl getreten,
Armer Freund — dann gute Nacht!

Hämisch lacht ihr Herz im Stillen,
Daß sie lockten Dich in's Garn,
Und nur Vorsicht kann den Heuchlern
Ihre falsche Müh' erspar'n.

Immer wisse, keine Gnade,
Nicht ein Wort spricht Dir zu gut;
Darum fliehe solche Leute,
Sei bedacht und auf der Hut!

Um sich schlau empor zu schwingen,
Werden Mittel angewandt:
Unterröcke, feingewasch'ne,
Wo nicht hinreicht der Verstand.

Hoch stets tragen sie die Köpfe,
Haben wohl ein Recht dazu? —
Ihnen bleibst Du immer Sklave,
Wenn zu niedrig stehest Du!

Schön, für Anderer Verdienste,
Schmücken hohe Orden sie;
Oft frißt den verdienten Haber
Unverdient ein and'res Pferd.

Und nach Mancher hoher Meinung
Fängt der Mensch beim Adel an!
Darum nieder mit dem Pöbel,
Nieder, wer nicht steigen kann!

„Edle Handlung“ gibt nur Adel; —
Aber aus der Seele tief
Soll entsprießen diese Würde,
Ihr zum wahren Adelsbrief.

Heutzutage ist es anders:
„Die Gewalt geht vor dem Recht!“
So entsteht jetzt hoher Adel
Bei dem menschlichen Geschlecht.

Laß sie steigen, immer steigen,
In den Himmel wächst kein Baum;
Fürst und Bettler geh'n zu Grabe,
Denn das Leben ist ein Traum.

Gott der Herr im Himmel oben
Ruft einst Alle zu Gericht;
Er wird alles Gute lohnen,
Strafen jeden Bösewicht.

Epigramm.

„Gott erhalte unsern Kaiser“,
Sang ein guter Patriot;
D'rauf ein Demokrat erwidert:
„Hätten wir doch schon die Quittung,
Daß ihn Gott erhalten hätte, —
Wären wir aus mancher Noth.“

Das Gegentheil.

(Epigramm).

Das Gegentheil von Groß ist Klein,
So auch vom Tod das Leben;
So wird's mit Höll' und Himmel sein,
So ist's nun einmal eben;
Doch wenn sie wandeln ihre Bahn,
Die flüchtigen Gedanken,
So hält sie oft des Zweifels Wahn
Mit seinen düstern Schranken:

„So, heißt es, steht das Himmelreich
Stets offen für die Kleinen" —
Wird man da in der Hölle gleich
Die Großen wohl vereinen?
Wenn so dort oben auch geschieht,
Dann wundert's mich auf Erden:
„Wenn oft ein großer Wicht entflieht
Und Kleine gefangen werden."

Wer ist ein Narr?

Wer ist ein Narr? so möcht' ich fragen,
Und will sogleich die Antwort sagen;
Doch nenn' ich Geisteskranke nicht.

Es gibt der Narren dennoch viele
Im Leben, wie im Possenspiele,
Wir finden sie in jeder Schicht.
Wer ist ein Narr?

Die Könige vor alten Zeiten,
Sie suchten sich am Witz zu weiden,
Der trefflich für sie ausgedacht.
Oft durch des Schelmen schlechte Witze
Gerieth so Mancher in die Hitze,
Der arme Narr ward ausgelacht.
Wer ist ein Narr?

Will Einer auf den Zahn uns fühlen,
So sucht er eine Roll' zu spielen
Und bietet guten Rath noch feil.
Geht Einer dann in seine Schlinge,
War ihm die Mühe nur geringe,
Daß er ihn führt am Narrenseil.
Wer ist ein Narr?

Der ist kein Narr, der Dir zumuthet
Zu schaffen, bis Dein Herz verblutet:
Er sucht durch Dich nur den Gewinn.
Doch wer da glaubt, nach dessen Willen
Zu handeln treu und zu erfüllen,
Und hat dabei noch frohen Sinn,
Der ist ein Narr!

Silberner Trost.

(Sonett.)

Ich hörte einst in meiner Kindheit Tagen
Von einem reich geprief'nen Manne sagen:
„Es schade niemals, wenn uns Frauen sterben!
Sind keine Kinder da — sind wir die Erben!

Wer wollte auch bei solchem Leid verzagen?
Läßt doch der Schmerz dabei sich immer tragen!
Bei reicher Erbschaft gibt es kein Verderben;
Denn mit dem Gelde läßt sich viel erwerben!" —

Er lebt' in Saus und Braus, wie's ihm gebühret. —
Der saub're Mann! er hatte blos fünf Frauen —
Und nebenbei manch' andere verführet.

Bald wird er Schlösser in die Lüfte bauen,
Er ist der Mann — der weise spekuliret! —
Zur Gant steht nun sein Hof und sein Vertrauen.

Liebe und Entsagung.

Es trieb mich die Sehnsucht durch's herrliche Thal
Zu einem gar freundlichen Städtchen;
Dort weilte in friedlicher Hütte einmal
Mein Liebchen beim schnurrenden Rädchen;
Ein jugendlich Blut
Mit fröhlichem Muth,
O eine gar minnige Seele!

Ich sandte ihr Botschaft mit liebendem Sinn,
Zu kommen zum Spender der Reben;
Und siehe, sie eilte geschäftig dahin,
Jedoch nur mit ängstigem Beben.
Sie ahnte es kaum,
Ihr war's, wie ein Traum —
Daß treu ihr noch harrt der Geliebte.

Doch als sie erblickte den, der sie begrüßt,
Glaubt kaum sie das Weh zu ertragen;
Und stille die Thräne vom Auge ihr fließt,
Sie muß ja dem Trauten entsagen.
Ein schneidender Schmerz
Erfüllet das Herz,
Sie denkt an das ewige Scheiden.

„Man sagte Dich todt, und ich glaubte es auch,
Ein And'rer erkor mich zur Ehe,
Und gestern, nach christlicher Sitte und Brauch,
Stand ich am Altare; d'rum wehe!
Man hat wie ein Dieb
Mir geraubt Deine Lieb',
Vergeblich ist alles mein Klagen." —

Traut Liebchen, traut Liebchen, da scheiden ich muß
Von Dir und dem freundlichen Thale,
So reich' mir noch einmal zum scheidenden Kuß,
Den rosigen Mund, zum Pokale!

O schenke mir ein
Den köstlichen Wein
Und fülle mir voll bis zum Rande. —

Willkommen, du köstlicher, labender Trank,
Du Balsam des Geistes und Lebens!
Empfange den letzten und innigen Dank,
Und war auch mein Sehnen vergebens,
Kehrt nie auch zurück
Mein wonniges Glück, —
Dir blühe ein heiterer Morgen!

Zur Verlobungsfeier der Madame B.

(Sonett)

O holde Frau, ich wage Dir zu weihen
Die schönste Rose, die ich je gefunden;
Ihr süßer Duft versüße Deine Stunden,
Und Deinen Pfad soll Flora Dir bestreuen.

Doch schüchtern nah' ich mich mit bangem Scheuen,
Es wird für Dich der Myrthenkranz gebunden;
O Theuerste! dies schlägt so tiefe Wunden —
Wird Balsam mir dafür ein Blick verleihen?

Der heil'ge Zweig, der bald die Schläfe zieret,
Beglückt Dich wohl für dieses Pilgerleben —
Der Himmel wird mir seinen Frieden geben.

Den Mann, der Dich zum Traualtare führet,
Beneiden sollt' ich ihn — doch Ehre ihm gebühret,
Belohnung für sein ernstes, treues Streben.

Zur Trauungsfeier

(meines Freundes S . . . . . .).

Wandle muthig auf dem Pfad des Lebens,
Wo ein süßer Quell Dich stets erquickt;
Wandle stolz auf den erwählten Wegen,
Eine holde Maid hast Du beglückt.

Eitler Tand ist Deiner Seele ferne,
Die Erhabenes nur in sich trägt;
Heiße Liebe nur vermag zu fesseln,
Die auch treu in Deinem Busen schlägt! —

Nur die Lieb', der hehre Götterfunke,
Strahlet schön, wenn er zur Flamme wird —
Möge nie im Herzen sie verlodern,
Schütze Dich als ewig treuer Hirt!

Ja, o Freund! erkenne Du das Gute,
Was ein liebend Herz zu weih'n vermag;
Denn der Liebe Opfer wird erflehen,
Daß Dir Gutes folgt im Leben nach.

Die Rose am Busen.

An ihrem Busen pranget,
Nach dem mich so verlanget —
Ein Röschen frisch und roth.

Dies Röschen, ihre Freude,
Sollt' werden mir zur Beute
Noch vor dem Abendroth!

Doch Hannchen will's nicht geben,
Sie liebt es, wie ihr Leben;
Dies macht mir bitt're Noth. —

Nun sieh' doch, vorn am Kleide
Erbleicht die Rose heute,
Und morgen ist sie todt. —

Das Mutterherz.

Kennst Du das Herz, wo wahre Liebe wohnet,
Das Herz so treu, wie es kein bess'res gibt,
Das nie ein irdisches Vergelten lohnet,
Das unaussprechlich warm und innig liebt?

Kennst Du das Herz, wo in der Kindheit Morgen
Du schlummertest in süßer Engelsruh'?
Dort ruhtest Du so still, so treu geborgen,
Die Liebe drückte Dir die Aeuglein zu.

Dort ruhtest Du in seligem Vergessen,
Mit Engeln spieltest Du in sanftem Traum
Und konntest nicht den tiefen Schmerz bemessen,
Der oft im Menschenherzen findet Raum.

Dein junger Busen schlug in lauter Freuden,
Er war so frei von Harm, so frei von Schmerz!
Und drückten Dich zuweilen Deine Leiden,
Dann sankst Du weinend an das Mutterherz.

Und kosend beugte sich die Mutter nieder:
„Getrost, mein Kind" so sprach sie sanft und mild;
Und schnell versiegten Deine Thränen wieder,
Vom Mutterherzen liebevoll gestillt.

Elegie

(auf den frühen Tod eines Kindes).

Ein zärtliches Wesen voll Liebe erwacht'
Im Thale zum zeitlichen Leben;
Das ward von der Mutter mit Sorgfalt bedacht,
Zu jeglicher Stunde bei Tag, wie bei Nacht,
War dies ja ihr einziges Streben!

Sie küßte mit Liebe das Knäblein so mild
In freudiger, seliger Wonne;
Sie sah in den Augen ein liebliches Bild,
Das stets sie mit himmlischer Freude erfüllt,
Umstrahlet von göttlicher Sonne. —

Bald aber verdunkelt der göttliche Schein,
Die funkelnden Aeuglein erblassen; —
Es schleichet der Engel des Todes herein
Mit einem gar engen und düsteren Schrein
Und will ihr das Knäblein erfassen. —

Da jammert die Arme, — doch fasset sie Muth
Und bittet vertrauender Weise:
„Beschütze, o Himmel, dies theuere Gut,
Das sanft in den Armen der Mutter hier ruht" —
Ihr pocht es im Herzen nicht leise. —

Und siehe, — so wollt' es des Schöpfers Gebot, —
Es wurde der Mutter genommen,
Das Kindlein, — am Morgen umarmt sie es todt.
Die Seele des Kleinen bei lieblichem Roth
Stieg auf zu dem Kreise der Frommen.

Dort thront sie als Engel im Glorienschein,
Bis endlich die Stunde wird rufen:
„O komme von Deiner irdischen Pein,
Hier harret der Knabe, der selige, dein
Beim Throne auf heiligen Stufen!"

Todes-Ahnung.

(Ballade.)

Es schlummert eine Mutter
In ihrem Bette süß,
Da träumte ihr gar eigen
Von Tod und Paradies.

Sie fuhr mit Flügelrossen
Dahin von Ort zu Ort;
Vom Golde war der Wagen,
Der mit ihr rollte fort.

Durch Thäler, über Hügel
Im raschen, leichten Flug,
Schnell wie auf Adlersschwingen
Sie Roß und Wagen trug.

Und immer weiter, weiter
Schwebt sie im Mondenglanz,
Die dunklen Locken schmückte
Ein weißer Rosenkranz.

Hoch über schwarzen Wolken,
Erhellt von Blitzes Schein,
Verschwanden Roß und Wagen;
Die Luft trug sie allein.

Und ängstlich tönt ihr Rufen
Durch qualenvolle Nacht,
Bis himmlisch schön ein Cherub
Sie nimmt in sich're Wacht.

Der führt mit frommer Liebe
Sie ein zur engen Pfort',
Da tönten Lobgesänge
In himmlischem Akkord.

D'rauf in des Cherubs Armen
Ein holdes Knäblein ist,
Das freudig zu ihr eilet,
Als Mutter sie begrüßt. —

Was soll der Traum ihr deuten
Von Lust und Qual und Schmerz?
Ach, welche bange Ahnung
Durchzuckt ihr armes Herz!

Und sieh', am dritten Tage
Erkrankt die Mutter schnell —
Der Traum und dessen Deutung
Wird ihr nun klar und hell.

Und heft'ger wird ihr Leiden
Und schmerzlicher die Nacht;
Jetzt wird ihr wohl vom Cherub
„Erlösung" bald gebracht!

Sie spricht zum Kleinen scheidend:
„Leb' wohl, mein Leben du! —
Die Tage wollen enden,
Ich geh' zur ew'gen Ruh.

„Leg' an mein Herz dein Köpfchen,
Ich schlumm're noch so süß;
Im Grabe wohnt die Ruhe
Und Fried' im Paradies." —

Der arme Knabe weinte,
Es brach der Mutter Herz;
Begraben ward die Fromme,
Doch nicht des Kindes Schmerz.

In Thränen ganz zerfließend
Bleibt er am Grabe steh'n —
„Gott tröst' Dich, lieber Kleiner,
Es gibt ein Wiederseh'n." —

Man trennte von dem Grabe
Das Kind mit größter Noth —
„Leb' wohl, du gute Mutter!"
Drei Tage d'rauf war's todt.

Des Freundes Grab.

Am Tage Allerseelen
Besuchte ich ein Grab,
Da ruht von meinen Freunden
Der Beste, den es gab.

Ihn deckt geweihte Erde,
Entfernt vom Heimathland,
Da fremd in fernem Thale
Er eine Ruh'stätt fand. —

Geziert sind alle Gräber
Mit Kränzen rings und Moos;
Warum denn nicht auch Deines,
O Freund im kühlen Schooß?

Bist Du so ganz vergessen
In stiller Grabesnacht?
Hast Du nicht Eine Seele,
Die Deiner noch gedacht? —

Hast Du nicht eine Mutter,
Auch nicht ein Schwesterlein,
So will Dir eine Thräne
Der Freund am Grabe weih'n.

Allerseelen.

Wie zieht so ernst die fromme Menge
Mit Kranz und Blum' dem Friedhof zu!
Die Gräber schmücken sie den Lieben
Und beten still für ihre Ruh'.

Wie herzergreifend der Gedanke,
Der sie auf solchem Pfade führt —
Es ist der Festtag Allerseelen,
Wo Schmerz und Wehmuth sie berührt.

Und dennoch eine süße Freude
Für den, der hier noch beten kann;
Bald mag auch uns der Ruf ertönen
Zum Aufbruch zu der Todesbahn. —

Es wandert still auf diesem Pfade
Nach Gottes Rath der Erde Sohn,
Und in Erwartung des Verheiß'nen
Ringt er im Kampf zu Gottes Thron.

D'rum laß nur ruhen Deine Todten
Und bet' für ihre Seligkeit;
Der Friede, den Du ihnen wünschest,
Er reift auch Dir in Ewigkeit.

Wie Mancher ruht im Erdenschooße,
Um den kein sterblich Auge weint!
Doch er entschlief in Seelenfrieden,
Im Glauben fest, mit Gott vereint.

Ob gut, ob bös — sie wandeln Alle
Den letzten Gang dem Grabe zu,
Und Beiden spricht der Priester Segen,
Ein still Gebet zur ew'gen Ruh'.

So viel auch deckt die kalte Erde —
Für Jeden unser stilles Leid!
Der Tugend — wie dem größten Sünder
Sei auch ein still Gebet geweiht!

Dem Freunde, der in heißen Kämpfen
Für Recht und Vaterland einst starb,
Dem bringen wir die Lorbeerkränze,
Die er als Held sich kühn erwarb.

Daneben liegt am Grabeshügel
Ein Blumenkranz von Thränen feucht,
Den Kindesliebe einer Mutter
Im frommen Dank am Grabe reicht.

Ob reich, ob arm — ob hochgeboren,
Ob niedrig — Alles schläft hier still!
Der Erde Last, der Erde Sorgen,
Der Stolz, das edelste Gefühl! —

Einst kehrt der Mai des Lebens wieder,
Wo Allen das Gehoffte wahr!
Da steigt der Mensch aus Grabestiefen
Zum ew'gen Frühling rein und klar.

Die Seele wird die Seele schauen,
Im göttlich reinen Licht verklärt;
Sie kann nur hoffen, kann nur trauen,
Was die Verheißung ihr gewährt. —

D'rum bete hier in frommer Weise
Wie's Christenliebe nur vermag;
Einst werden And're wieder beten
Für Dich am Allerseelentag!

Im Friedhof.

(Ballade.)

Wer ist's, der sie zum Friedhof ruft
In später Abendstille,
Und wer beweint bei jener Gruft
Die eingesenkte Hülle?
Wie grauenvoll auch ist die Nacht
Da, wo der Todesengel wacht,
So weilt doch hier alleine
Ein Weib beim Mondenscheine.

Im Grabe liegt das Töchterlein,
Der Mutter einz'ge Freude;
Ein Kind, so lieb und engelrein,
Zu früh des Todes Beute,
Nun schlummert es in sel'ger Ruh';
Es tönten seinem Grabe zu
Der Chor geweihter Sänge,
Der Todtenglocke Klänge.

Das Sterbkleid ist von Thränen schwer,
Dem Mutteraug' entflossen;
D'rum kann es ruhen nimmermehr
Von seinem Sarg umschlossen.

Man hört der Mutter Klagelaut:
„O hole mich, Du Himmelsbraut,
Daß süßen Trost ich finde
Und Ruh' bei meinem Kinde!

„Und sollt' mir nicht gewähret sein
Der Sehnsucht heißes Flehen,
So will ich hier als Leichenstein
Erstarrt am Grabe stehen!
Da drinnen, tief im Mutterherz,
Von Gram zerrissen und von Schmerz,
Wird man die Inschrift lesen,
Daß Du mein All gewesen!" —

Wohl gleichen einem Würfelspiel
Des Lebens Freudenloose;
Denn Jedem öffnet sich ein Pfühl,
Ein Grab im Erdenschooße.
Und wenn, in diesem eingewiegt,
Nach hartem Kampf vom Tod besiegt —
Geendet hat dies Leben,
Was soll das Fleh'n und Beben?

Doch als die Arme wieder schritt
Dort ein zur Kirchhofspforte,
Da hörte sie in leisem Tritt
Vernehmbar diese Worte:

„„Was störest Du Dein selig Kind?
Laß schlafen, die begraben sind,
Laß ihm den schönsten Schlummer,
Befreit von allem Kummer!

„„Es ist des Menschen irdisch Loos,
Der von der Erd' genommen,
Daß er dereinst zum kühlen Schooß,
Zum Staub muß wieder kommen.
Geh heim, geh heim und weine nicht,
Ob Dir das Mutterherz auch bricht;
Du wirst ja wieder sehen
Dein Kind in Himmelshöhen!""

Wie tröstlich schien ihr dieses Wort,
Und doch ward ihr so bange —
Sie wandelt hier im Geisterort,
Erschreckt vom Geistersange. —
Es huschten von den Gräbern her
Unzählbar, wie der Sterne Heer,
Und aus des Kirchleins Fenster
Gestalten und Gespenster.

Die schlossen um sie einen Kreis
In nebelgrauer Stille;
Da trat, als wie der Schnee so weiß,
Hervor des Kindes Hülle.

Und rings umher im lichten Glanz
Sie Alle schmückt der Todtenkranz;
Und sanft in eig'ner Weise,
Begann das Mädchen leise:

„Lieb Mütterchen, du riefest mich
Aus früher Grabesstille,
Wo schlafen sollt' in Ruhe ich,
Sag' an, was ist Dein Wille?
Bin ich ja doch Dein folgsam Kind,
Lieb Mütterchen, so sag's geschwind,
O sag' es Deinem Kinde,
Daß es dann Ruhe finde!

„Sieh, von des Himmels Sternenzelt
Blick' stets ich auf Dich nieder,
So lang Du wandelst auf der Welt,
Wir sehen uns ja wieder!
Hat doch der Heiland Wiederseh'n
Versprochen uns aus Himmelshöh'n;
D'rum lasse Fleh'n und Weinen.
Dort wird man uns vereinen!" —

Noch immer rauscht der Geisterchor
Und klaget lang und leise;
Als Eos stieg vom Meer empor
Nach altgewohnter Weise,

Lag still die Mutter auf dem Grab',
Vermeinte, daß ihr Kind sie hab' —
Wohl ihr, wenn sie auch irret,
In düst'ren Traum verwirret! —

„O süße Hoffnung — Wiederseh'n!"
Du heil'st manch schwere Wunden;
Machst wie der Balsam-Düfte Weh'n
Die kranke Brust gesunden.
Du heiltest ja der Mutter Schmerz,
Warst Labsal für das wunde Herz. —
Mög' nie solch schönen Glauben
Man Erdenkindern rauben!

Das Mädchen am Grabe.

Mein Auge ist trübe,
Mein Antlitz so blaß,
Mein Herz so beklommen,
Die Wangen so naß.

So viel auch gehoffet,
Gesehnet ich hab',
Sie betten den Liebsten
In's schaurige Grab.

Ich liebt' ihn so herzlich,
So heiß und so gut,
Ach! könntet ihr fühlen,
Wie wehe das thut!

Ich pflückte nun Rosen
Und streut' sie für ihn,
Doch siehe, sie welkten
Am Grabe dahin.

Drum pflanzt' ich am Hügel
Ihm Immergrün ein,
Daß ewig er grüne
So frisch und so rein.

Will trauern und beten
Bei ihm an der Gruft,
Bis sehnend er leise
Auch mich zu sich ruft.

Er schließet dann wieder
Im Arme mich ein:
Denn Liebe und Treue —
Beseligt allein.

Meiner seligen Mutter.

Mich sehnt nach ihr und find' sie nicht,
Und doch spricht Mutterlieb' zu mir;
Ach, wenn mein armes Herz auch bricht,
Es weilt im Geiste stets bei ihr.

Zu jeder Stund', bei Tag, bei Nacht,
Wenn tiefes Weh' die Brust erfüllt,
Hat mich das Mutterherz bedacht,
Das jetzt die kalte Erde hüllt.

Nun ist's so öde, ist's so leer,
Wo einstens meine Wiege stand.
Was heiß ich liebte, ist nicht mehr —
Es weilt im großen Heimathland.

Mich sehnt nach ihr und find' sie nicht,
Und doch spricht Mutterlieb' zu mir;
Ach, wenn mein armes Herz auch bricht,
Es weilt im Geiste stets bei ihr.

Der Winter.

Lenz, wo bist Du hingezogen
Mit dem Teppich der Natur?
Wo sind, Flora, Deine Kinder?
Nirgend find' ich ihre Spur.

Abgefallen von dem Strauche
Liegt die Blume, liegt das Laub,
Liegt so manche zarte Knospe
In Verwesung und in Staub!

Doch jetzt gibt der Winter Blumen,
Nur in anderer Gestalt:
Sieh', wie duftig Frost und Kälte
Uns die Fensterscheiben malt!

Felder, Wiesen und Gesträuche
Tragen all' des Winters Kleid;
Selbst der lieben Vöglein Nester
Auf den Bäumen sind verschnei't.

Fort sind nun die Nachtigallen,
Fort ihr süßer Flötenton;
Ach, noch mancher zarte Sänger
Zog mit ihnen still davon.

Oede, stille sind die Auen;
Schweigt nicht selbst der Wasserfall?
Traurig nur das Echo tönet,
Wenn es weckt der Stimme Schall.

Und so sind wir eingeschlossen
Durch des Winters lange Nacht; —
Und entschlummern wird so Mancher,
Der zum Frühling nicht erwacht.

Der Frühling.

Ausgeschlummert hat die Erde
In des frost'gen Winters Schooß,
Und es lösten die Gewässer
Sich aus eis'gen Banden los.

Trillernd steigt die Lerch' in's Blaue,
Ruft den Frühling uns herbei;
Nachtigallen kommen wieder,
Singen alle froh und frei.

Sie erwecken aus der Ruhe
Liebevoll den Lenz; er streut
Aus dem Füllhorn schöne Blumen
Auf des Jahres Jugendkleid.

Ja, so lockt der Frühling wieder
Blumen aus der Erde Schacht;
Doch die Rose, die einst blühte,
Bleibt zurück in Grabes Nacht.

Und so ist der Menschen Leben;
Nimmer kehren, die da geh'n —
Hoff'st Du sie im Jenseits wieder,
Wirst Du sie nur geistig seh'n.

Schneeglöckchen.

Kaum ist noch der Schnee zerronnen,
Hat der Frühling schon begonnen,
Blumen hat der Lenz gestreut.
In der Unschuld weißem Kleide,
Zart geschmückt mit grüner Seide,
Hat ein Blümchen mich erfreut.

Klein und zart hauchst frische Düfte
In die wonn'gen Frühlingslüfte
Du, o zartes Schneeglöcklein;
Unschuld blickt aus jedem Triebe,
Wie von sel'ger, reiner Liebe —
Komm, Du sollst mein Liebchen sein.

Laß Dich trautes Blümchen pflücken,
Zärtlich an den Busen drücken,
Du, der zart'sten Regung Bild.
Ja, ihr lieblich kleinen Blüthen,
Euch hat die Natur beschieden,
Was das Herz mit Wonne füllt.

Das erste Veilchen.*)

Im jungen Grün der Aue
Seh' ich ein Veilchen steh'n;
Du erster Frühlingsbote,
Wie bist Du gern geseh'n!

Herbei, ihr lieben Frauen,
Begrüßt das Blümlein hold!
Es naht mit ihm der Frühling,
Der spendet mehr als Gold.

Einst weihte man ihm Feste;
Der Fürst hat gut belohnt
Den, der die Botschaft brachte,
Wo's erste Veilchen wohnt.

So suchten viele Hundert
Den Frühlingsboten auf,
Und wer ihn fand, der deckte
Gar schnell den Hut darauf.

---

*) Das schöne Veilchenfest ist erloschen zur Zeit des Erzherzogs Leopold von Oesterreich; man hatte nämlich einmal bei der Enthüllung dieses Blümleins seine Stelle — besudelt gefunden.

Mit unbedecktem Haupte
Eilt er in's Fürstenschloß,
Wo ihm auf seine Meldung
Sich jede Thür' erschloß.

Der Fürst mit seinen Großen,
Sein Hof, sein ganzes Haus,
Und Reich' und Arm', sie eilten
Zum Frühlingsfest hinaus.

Dort reichten sie sich die Hände
Zu heit'rer Frühlingslust.
Es lag der Fürst dem Volke
An hochbeglückter Brust.

Nach jener Sitte wurde
Das Veilchen nun enthüllt —
Und wer es pflücken durfte,
Ward süßer Freud' erfüllt.

Stets wählt' zu diesem Feste
Die schönste Maid man aus,
Und wenn sie glücklich liebte,
Ging sie beseelt nach Haus.

Der Liebste dieser Holden
Führt' sie zum Traualtar',
Geschmückt mit diesem Veilchen
Reicht sie die Hand ihm dar.

Beschenkt mit Fürstengolde
Erhöht' sich ihr Geschick;
Jedoch ihr reichster Segen
Ward ihrer „Liebe Glück".

Und dadurch, wie die Sage
Aus alten Zeiten lehrt,
War vor den andern Blumen
Das Veilchen hochgeehrt.

Die Feldblümlein.

Alles grünt, die Knospen treiben,
Milde weht die Abendluft;
Athmen dürfen wir im Freien
Lieblich süßen Maienduft.

Reger wird es in dem Busen,
Und wir grüßen Hain und Flur;
Denn das schöne üppig Grüne
Schafft dem Auge die Natur.

Flora schmückt den grünen Teppich,
Welchen Lenz uns mitgebracht;
Ueberfüllt von Lust und Freude
Jauchzet Alles froh und lacht.

An des Bächleins grünem Ufer
Sehen wir ein Blümchen steh'n,
Das uns freundlich winkt entgegen
Langersehntes Wiederseh'n.

Und ein innig süß Bewegen
Leise zu der Blüthe spricht:
Innig lieb' ich deine Farbe,
Innig dich, „Vergißmeinnicht"!

Und so geh'n wir weiter, weiter
Auf des Frühlings neuer Bahn,
Wo versteckt im grünen Rasen
Uns ein Veilchen duftet an.

Liebetrunken auf der Aue,
Da wo süße Wonne ruht,
Ruft ein Blümchen aus dem Grase:
„Komm, ich bin dir herzlich gut!"

Kleines Schelmchen, denk' ich leise,
Einfach zwar ist dein Gewand;
Doch verdienet Herzensgüte
Einen Blick ihr zugewandt.

„Gänseblume" wird geheißen
Dieses Sternlein, herzig gut;
So wird schnöde oft gescholten,
Wer den Menschen Gutes thut! —

Darum steh'n wir an der Schranke,
Wo's dem Geist Bedenken macht;
Soll das Aeuß're uns bestimmen,
O, dann rufet leis und sacht! —

Stets gedenk' der ersten Blume
Bei des Freundes „Lebewohl!“
Für die letzte schlag' nicht minder
Auch das Herz, von Liebe voll.

Beide sollen sich vereinen
Durch des Veilchens süßen Duft;
Es verwelkt ja jede Blume —
Wenn sie heim der Schöpfer ruft!

Lob des Frühlings.

Wenn die Knospen üppig sich entfalten,
Duftet süß die heit're Maienluft;
Freundlicher des Lebens Pfad gestalten
Wird sich Jedem, wenn der Frühling ruft;

Darum Preis den gold'nen Frühlingstagen,
Wenn die rauhe Wintersnacht vorbei;
Leichter fühlen wir des Pulses Schlagen,
Jedes Wesen feiert seinen Mai.

Da lobsinget der Schöpfung Grüße laut
Jede Dichtung, jede Sängerbrust;
Und die kleinste Blume auf der Wiese
Spendet Allen neue Lebenslust.

Munter hören wir die Vöglein singen,
Liebe rauschet mit des Waldes Bach,
Jubeltöne durch die Lüfte dringen,
Uns're Seele wird auf's Neue wach.

Weckt den Käfer doch in kalter Erde
Auch des Maienglöckleins süßer Duft,
Und der Schäfer zieht mit seiner Heerde
Froh zur Weide, wenn der Frühling ruft.

O ihr lieblich frohen Maienstunden,
Ihr erfüllet jede weiche Brust!
Nur beklagen mag, wer nie empfunden,
Nie getheilt mit euch die süße Lust.

Männertreu'.

Wer kennt nicht eine Blume,
Genannt die „Männertreu"?
Wenn gleich sie rasch verwelket,
Sie treibt doch immer neu.

Ich reiche diese Blüthe
Mit innigem Vertrau'n:
O ehret sie, ihr Mädchen,
Und achtet sie, ihr Frau'n!

Vor Allem aber spende
Ich sie dem Liebchen zart,
Daß sie in gleicher Treue
Ihr Herz mir rein bewahrt.

Und wird sie dann mein Weibchen,
Erhöhet sich das Glück;
Denn nur die treue Liebe
Bringt Segen uns zurück! —

Nun aber irr't im Sinne
Mir jetzt ein eig'ner Wahn,
Der mich schon oft betrübet
Auf meiner Lebensbahn.

Ich liebe so die Blumen
Aus Flora's buntem Reich';
Doch keine kommt von allen
Der Männertreue gleich.

Ob sie auch alle sprechen
„Von Liebe, Lust und Schmerz",
So täuschen sie nicht minder
Das treue Männerherz.

Und doch zeigt Männertreue
Stets Friede, Einigkeit!
Die „Frauentreue“ aber —
Blüht nicht in uns'rer Zeit.

Im ganzen Blumenreiche
Ward solche nie gekannt,
Und Flora selbst beklaget,
Daß sie noch keine fand!

So gibt ein leises Zeichen
Uns darin die Natur:
Wie zart auch Frauen lieben,
Getreu — doch selten nur!

Ein Traumbild.

Laß Dir, Du Purpurrose, pflücken
Ein Sträußchen, das von Liebe spricht;
Willst Du, o Holde, mich beglücken,
Ach, so versag' die Bitte nicht!
Zuerst gewähr' die Schlüsselblume,
Daß ich den „Weg zum Herzen“ find',
Vernimm dann in der Blumensprache
Die treue Lieb', o Herzenskind!

Ich weihe Dir die Kaiserkrone:
„Ich bete Dich als Engel an“ —
Als „Liebesklang in sanftem Tone“
Sei noch ein Veilchen zugethan;
Gib Rosenknospen mir dagegen,
Umwinde sie mit Immergrün,
So mag der „Hoffnung“ schönste Blume
Auf meinem Pfad „beständig“ blüh'n.

Wie köstlich wird dann unser Leben,
Wenn Harmonie im Herzen wohnt!
Erfüllt ist dann mein höchstes Streben,
Und Glück in meinem Busen thront.
Dann winde Flora Rosenkränze,
All' ihre Blüthen winken zu,
Die Friedenspalme schließt den Reigen:
„Eintracht und wahre Seelenruh“. —

Da naht, mit lieblichem Gekose
Zephyr mit seinem leisen Flug,
Der meine schöne Purpurrose
Im neck'schen Spiel von dannen trug.
Gelockt von meinem Zauberbilde
Führt Aether mich durch Flur und Hain;
Ich fand sie todt auf grünem Rasen,
Gewiegt von Aeols-Harfe ein.

So ist mir wieder das genommen,
Mit dem der Traum mich hat begrüßt,
Hier steh' ich traurig und beklommen
Und meinem Aug' die Thrän' entfließt.
Im Trug nur haben Engelbilder
Bekränzet meinen Lebenskahn,
Jetzt Lindenblätter flattern nieder
Und „rauben mir den süßen Wahn!"

So nimm, o Welt! die andern alle,
Die ich gepflückt auf dieser Flur,
Ich spende Dir in reichem Schwalle
Nun auch die Blumen der Natur.
An Dich will diese ich vergeben
Nach meinem Sinn und ihrem Werth: —
Akazie „mag die Wunden heilen",
Wenn Iris „Deinen Frieden stört."

Ihr „Helden" nehmt die Lorbeerkränze,
Und Myrthen Du, o „holde Braut!"
Auch dankt der „Geizige" dem Lenze,
Er gab ihm Tausendguldenkraut.
Das Eisenhütchen sei dem „Armen",
„Dem Scheidenden" — Vergißmeinnicht,
„Dem Sterbenden" — die Lebensblume,
Wenn ihm auch schon das Auge bricht.

Nur eine Rose bleib' mir eigen,
Die lieblich ohne Dornen blüht;
Mag nie verhüllt der Traum sich zeigen,
Der kosend mir vorüberzieht!
Im Zauber bleibe ich versunken,
Nachdem ich Alles hab' verschenkt.
Du Traumbild! zeig' die Rose wieder,
Wenn man mich einst in's Grab versenkt!

Verehrung.

Du meine Morgensonne
Und auch mein Abendstern,
Du weilst in meiner Seele,
Ob nahe oder fern.

Du bist die zarte Lilie;
Aus deinem Kelche fließt
Des Lebens süße Wonne,
Heil dem, der sie genießt!

Du gleichest einer Rose,
Die schön im Garten blüht,
Die träum'risch mich hinüber
In ihre Nähe zieht.

Du bist ein duftend Veilchen
In einem bunten Strauß;
Dürft' ich ein Blümchen wählen,
Ich zöge Dich heraus.

Grüße.

Ich grüße die blühende Rose,
Sie duftet so süß und mild;
Ich grüße, o reizende Schöne,
In stiller Verehrung Dein Bild!

Ich grüße die rosige Wange,
Die Frische des Lebens so gern;
Ich grüße Dein funkelndes Auge,
Der Seele hellleuchtenden Stern!

Ich grüße Dich trauliche Seele,
Umstrahlet vom Glorienschein,
Und kann ich Dich nimmer begrüßen,
So werde begraben ich sein.

Liebessehnsucht.

Ich möcht' so gerne Dich begrüßen,
Und ach, wie bist Du mir so fern;
Möcht' innig Deine Wangen küssen,
Du meiner Seele gold'ner Stern!

Ich möcht' an's treue Herz Dich drücken,
Mich still dem Mitgefühl vertrau'n;
Ich möcht' mit heißen Liebesblicken
Recht tief in Deine Augen schau'n.

Ich glaub', mir stünd' der Himmel offen,
Und Herz und Sinn wär' nur ein Schlag!
Der Liebe Sehnsucht, stilles Hoffen
Zählt jede Stunde, jeden Tag.

Denn Deine Nähe gleicht dem Bronnen,
Aus welchem süßes Wasser quillt;
Ich schöpfe, trinke unbesonnen,
Und Liebessehnsucht ist gestillt.

Schließ' mich in deine Arme ein.

Schließ' mich in Deine Arme ein,
Du bist ja mein, Du bist ja mein;
Weißt nicht, wie's Herz empfinden thut,
Voll innig heißer Liebesgluth!
Du bist ja mein, Du bist ja mein,
Schließ' mich in Deine Arme ein.

Ein süßer Kuß, ein trauter Blick
Von Dir, mein Lieb, ist Götterglück!

Was einzig meine Brust erfüllt,
Was heißer Liebe Sehnsucht stillt —
Du bist ja mein, Du bist ja mein,
Schließ' mich in Deine Arme ein.

Es ist kein Plätzchen mir zu klein,
Und wär's ein stilles Kämmerlein;
Wo Lieb' und Treu' im Herzen wohnt,
Wo Friede in der Seele thront,
Da bist Du süßer Engel mein —
Schließ' mich in Deine Arme ein.

Täuschung.

(Epigramm.)

Gib mir ein niedliches Löckchen vom Haupt, o reizende Schöne!
Du hast der Locken so viel, eine schon macht mich beglückt! —
„Nimm, o Theurer, mich ganz und sei für immer beseligt!"
Fräulein, den herzlichsten Dank! so viel begehre ich nicht.

Frommer Glaube.

Ein Mütterchen zur Kirche ging
Stets fromm und gottergeben;
Recht glaubenstreu zur Jungfrau hing
Ihr Herz für's ganze Leben.
Und heute fühlt sie bitt're Noth,
Ihr fehlte Geld, ihr fehlte Brod,
Sie soll den Miethzins zahlen —
Das macht ihr Sorg' und Qualen.

Wie nun die Messe war zu End',
Blieb sie noch eine Weile,
Erhob zur Andacht ihre Händ',
Daß Gott ihr Hilf' ertheile.
„O heil'ge Jungfrau, schenk' mir Huld,
Mein Gläub'ger ist voll Ungeduld —
Borg' mir nur hundert Gulden
Zur Deckung meiner Schulden.

„Du weißt, daß ich nur selten bitt'
Und Alles still ertrage;
Und reuen wird mich jeder Schritt,
Wenn er Dir machte Plage.
Doch gib die runde Summe mir,
Ich nehm' nicht weniger von Dir, —
Die alte Sorg' mich quälte,
Wenn nur ein Gulden fehlte.

„Und sollst Du nicht bei Casse sein,
Laß mich nicht hilflos fleh'n!
Ich hab' viel Gold und Edelstein
An Deinem Schmuck geseh'n.
Hast auch manch seidenes Gewand —
Wer wollte nicht für solches Pfand
Von heute bis auf morgen
Dir diese Summe borgen"? —

Und eine Stimme leise spricht:
„Komm' heute Abend wieder,
Zu helfen Dir ist meine Pflicht,
Ich leg' die Summe nieder.
Und daß Dich keine Sorge quält,
So nimm das Geld nicht ungezählt;
Du sollst, bei allen Frommen!
Die Hundert voll bekommen!"

Das Mütterchen ging freudig fort,
Gestärkt durch ihr Vertrauen,
Sie hört' der Jungfrau helfend Wort,
Sie konnt' auf Hilfe bauen. —
Doch sieh', wer hier so tröstlich spricht,
Das ist die Gottes-Mutter nicht —
Der Meßner war's, der reiche,
Der machte Schelmenstreiche.

Nahm seinen Säckel schnell herbei,
Hat hin zur Stell' getragen
Der Gulden neunzig, sechs und drei,
Ob die wohl auch behagen?
Es däucht dem Schelm in seinem Wahn,
Die Alte nimmt das Geld nicht an;
Es fehlt ja noch ein Gulden,
Zur Deckung ihrer Schulden.

Der Abend nah't' — im leisen Tritt
Kam Mütterchen gegangen,
Sie sah erfüllet ihre Bitt',
Ihr sehnlichstes Verlangen.
„Die Guldenstücke sind so blank" —
Sie bringt der Jungfrau ihren Dank,
Weil Hilfe sie gewährte.
Und ihr das Geld bescheerte.

Der Meßner aber rief wie toll,
Daß sie erst zählen sollte:
„Es sind die Hundert noch nicht voll,
Die sie doch haben wollte!"
„„Was kümmerts Dich, Du alter Knab'?
Ich bin zufrieden mit der Gab';
Sie bleibt — ich bin geduldig —
Mir halt den Gulden schuldig!""

Ave Maria.

(Legende.)

Es wird schon dem Kind in der Schule gelehrt,
Daß liebreiche Hilfe und Gnade gewährt
Die heilige Jungfrau, die Mutter des Herrn,
Ob arm oder reich, ob nah' oder fern;
Kein Unglück so groß, und kein Kummer so tief,
Denn Jeglichem half sie noch, der zu ihr rief.

Und nicht nur dem Menschen, der fromm sie verehrt,
Auch andern Geschöpfen wird Hilfe gewährt.
Das Thierreich begreift nicht des Schöpfers Gebot,
D'rum suchet es heim oft die bitterste Noth.
Vernehmet nun eine Geschichte gar fein,
Es mag an der Sache viel Wahres wohl sein.

* * *

Es lebte in Rom, in der heiligen Stadt,
Ein Fräulein, das herrliche Tugenden hatt';
Ging fleißig zur Kirche und betete viel,
Ein Papagei war nur ihr einzig Gespiel.
Sie lehrte ihn plaudern im traulichen Ort
Das „Ave Maria", das liebende Wort.

Wenn Abends nun läutet die Glocke zur Ruh',
Ertönte sein „Ave Maria" dazu;

Zum Gruße am Morgen, zum Gruße der Nacht,
Hat immer der Vogel die Worte gebracht.
Dies hatte die Frömmigkeit ihn ja gelehrt
Und hiemit der Herrin viel Freude bescheert.

Doch einst, als das Fräulein den Rücken gewandt
Und offen das Fenster, der Straße zu, stand,
Hinaus in das Freie der flatternde Flug
Schnell unsern vorwitzigen Papagei trug!
Da faßt' ihn ein Habicht, umkrallte ihn fest,
Und wollte damit zu den Jungen in's Nest.

Da konnten gar Viele vernehmen es weit,
Wie „Ave Maria" der Papagei schreit;
Maria, sie hört es; in Schrecken gebracht
Der Habicht in Eil' aus dem Staube sich macht:
Die heilige Jungfrau steht Jeglichem bei,
Wer immer der Schutzesbedürftige sei.

*
* *

In Purpur erglühen die Gipfel der Berge,
Die Sonne beleuchtet die friedliche Au,
Es steiget in's Blaue die trillernde Lerche,
Zur Wanderung ziehet die schüchterne Frau.
„Behüt' Dich der Himmel, doch komm bald zurück!"
Gebietet der Gatte mit drohendem Blick.

Und hurtig, wie immer, in Liebe und Freude,
Hat treulich sie ihre Geschäfte vollbracht;
Doch leider ein Unfall verzögert sie heute,
Es kam ein Gewitter, so schwarz wie die Nacht.
Da half kein Bedenken, es half kein Bemüh'n,
Ihr war's ja unmöglich, nach Hause zu zieh'n.

Da ward ihr so bange, wie nie noch im Leben,
Doch rein das Gewissen von jeglicher Schuld;
So hat sich die Arme dem Schicksal ergeben,
Und flehte zur Jungfrau um göttliche Huld.
Vor'm Jähzorn des Mannes wie niemals sie bangt,
Weil sie nicht schon lange nach Hause gelangt.

Kaum schweigen die Stürme, so eilt sie zum Gatten,
Den schüchternen Blickes und leis sie begrüßt;
Der zeiget von Zorn nicht den mindesten Schatten,
Ein freundlicher Kuß ihre Sorge versüßt.
„Ich blieb wohl zu lange?" so zaget ihr Wort.
„„Warum denn? Du gingest ja eben erst fort!""

„Mich hatte das starke Gewitter erschrecket" —
„„Und dennoch voll Eifer die Diele gekehrt?
Die Kinder versorgt und den Tisch mir gedecket,
Den Kühen gestreut und mit Gras sie genährt?
Es ging von der Hand Dir, ich weiß gar nicht wie,
So fleißig und freundlich warst Du noch gar nie!""

Sie hielt es für Spott, und doch war es Wahrheit.
Da konnt' auf den Knieen sie beide man seh'n,
Sie danken der Jungfrau, von ewiger Klarheit
Gestiegen zur Erde auf inniges Fleh'n,
Die, weil die Bedrängte um Hilfe sie bat,
So lange sie fort war, die Stelle vertrat.

Deutscher Hauch.

(Zur Zeit des Schleswig-dänischen Krieges.)

Es dringt ein Geist durch die Gemüther,
Der Alle mahnt zu hoher Pflicht,
Und altvergeß'ne Jubellieder
Erscheinen neu jetzt im Gedicht.

So ruft er wieder vor die Schranken,
Die noch entweiht von Dänen-Hohn;
Herbei! mit kühneren Gedanken
Zur Lösung, deutscher Musensohn!

Erwach' aus Deinem langen Schlummer!
Gefährdet ist der Deutschen Heil;
Befreie sie von Schmach und Kummer!
Der Brüder Segen sei Dein Theil!

Ja, zeige, daß die deutsche Wehre
Stets deutsche Brüder retten mag,
Und heilig schirme deutsche Ehre,
So kräftig, wie ein Donnerschlag!

Um das Verwirrte loszubinden,
Ist Eintracht wohl die erste Pflicht,
Wenn Fürst und Volk sich einig finden
Und Keinem es an Muth gebricht.

Gibt sich ein Fürst dem Volk zu eigen,
Dem Volke, das ihm zugethan,
Kann er sich auch dem Feinde zeigen,
Es schreckt ihn keine Kriegesbahn.

Manch König thront in deutschen Gauen,
Wenn der nun führte seine Macht?
Ihm weiht ein großes Volk Vertrauen
Und eilt mit ihm zur blut'gen Schlacht.

Kommt, Helden, ihr aus deutschem Lande
Und ziehet muthentbrannt zu Feld,
Zerreißt die Fesseln, löst die Bande!
Euch dankt es eine deutsche Welt!

Dann steigt empor zu eurem Throne,
Euch liebt ein Volk so treu, wie Gold;
Der Lorbeer und die deutsche Krone
Sei Eurer Thaten hehrer Sold!

Wenn auch der Brüder viele starben,
War schwer der Sieg in Kampf und Noth:
Strahlt doch aus schwarzrothgold'nen Farben
Des ein'gen Deutschlands Morgenroth.

Worte an den Zeitgeist.

O Geist der Zeit! Fortschreitend ist Dein Walten
Für Industrie, für Kunst, für Wissenschaft;
So manches Schöne mag sich noch entfalten;
Denn schaffen will der Geist mit neuer Kraft.
Und in der That! Wird Gutes nur geschaffen,
Füllt Fried' und Eintracht schön des Menschen Brust
Und ruhen still des Krieges herbe Waffen:
Dann wird das Leben eine süße Lust.

O Geist der Zeit! Ein wenig magst Du blicken,
Ein wenig nur in die Vergangenheit;
Nicht soll Dich mehr die alte Fessel drücken,
Nicht sollst Du tragen jenen Zopf der Zeit;
Belehrung findest Du aus jenen Tagen;
Sie werden oft die gold'ne Zeit genannt —
Mit nichten doch, das Volk war zu beklagen,
Es war nicht reif, beschränkt war sein Verstand.

O Geist der Zeit! Wie bist Du vorgeschritten
Auf Deiner ewig sturmbewegten Bahn!
Wer Gutes schuf, hat Schlimmes auch gelitten,
Mußt' rastlos wandeln seinen Pfad hinan.
Nicht minder ist auch Dir dies Loos beschieden,
Und unerreichbar scheint Dein fernes Ziel;
Doch zieh'st Du hin und zieh'st in Gottes Frieden,
Die schwere Last wird Dir ein leichtes Spiel.

O Geist der Zeit! Dich hemmen keine Schranken,
Und brechen muß, was Dir entgegen steht;
Wer Deinem Pfade folgt, darf niemals wanken,
Die Zeit gewinnt, der Augenblick vergeht.
Wer Das erfaßt, Dem wird sein Werk gelingen,
Denn Jeder hat von Gott das gleiche Recht;
Wer sich das Wörtchen „Herr" nicht kann erringen,
Der tröste sich und sterb' als „treuer Knecht."

Und ob sich brüsten auch gewisse Leute
Und machen sich zu Herren dieser Welt,
Geht doch ihr Streben nur auf reiche Beute,
Auf eit'len Ruhm, auf Einfluß und auf Geld.
So war es früher, und noch heutzutage
Erträgt der Mensch das gleiche Mißgeschick;
Vernimm, o Zeitgeist! diese bitt're Klage
Und gib dem Volk, was ihm gebührt, zurück!

Nun spricht der Geist: „Ich hab' ihm nichts genommen!
Besitzt das Volk nicht seine eig'ne Kraft?
Es prüfe selbst zu seinem Nutz und Frommen,
Was ihm sein Heil auf dieser Erde schafft!
Auch ist nicht Jedem in der Welt gegeben,
Das selbst zu leisten, was in Andern lebt;
Den Stein der Weisen wird auch keiner heben,
Der nicht zum Lichte der Erkenntniß strebt."

Wohlan, wenn Einer eifrig suchen wollte
Nach der Erkenntniß unfehlbarem Licht,
Glaubst Du, o Geist, daß ihm nicht bangen sollte,
Daß in der That nicht auch sein Muth gebricht?
Versuchten nicht erhab'ne Männer viele,
Zu wahren treu der Freiheit gold'nes Band?
Durch Blut gelangten sie zu ihrem Ziele;
Doch hielt ihr Banner keinen festen Stand.

Hier ist zu suchen, was den Deutschen fehlet:
Es ist die Einigkeit und das Vertrau'n;
Wenn beides enge uns're Herzen stählet,
Dann läßt sich auch des Volkes Wohl erschau'n.
Was wir so strenge an dem „Rückschritt" tadeln,
Dieselbe Rüg' dem „Fortschritt" auch gebührt;
Man wird ja gerne Eu're Weisheit adeln,
Wenn Euer Werk zu „Deutschlands Ehre" führt.

Eine Woche um die andere verging, ohne daß ich ein Resultat über diese meine Gedichte hörte, und so mußte ich wohl annehmen, daß dem Herrn Doktor meine poetischen Versuche nicht entsprochen haben mochten; aber weder einen Bescheid erhielt ich, noch auch kamen meine Gedichte zurück. Da dachte ich gleichwohl, es sei mir recht geschehen; ich hätte mich diesem fremden Herrn nicht so leichtgläubig anvertrauen sollen; wenigstens hätte ich mir dadurch eine Arbeit ersparen können. Doch welche Freude harrte meiner! Gut Ding will eben Weile haben.

Vier Monate später, es war gerade der dritte Januar 1864, erhielt ich das Probeheft einer Zeitschrift, vier Bogen stark, unter Kreuzband zugeschickt; ich sah das Titelblatt nur flüchtig durch und fand unter den Mitarbeitern, die hier zu lesen waren, zum größten Erstaunen auch meinen Namen. Und als ich dieses Heft ein wenig durchblätterte, entdeckte ich in demselben eines meiner kleinsten Gedichte: „Der wahre Friede." Mit großen Augen las ich zum ersten Male im Druck diese Zeilen. Denke sich nur der geehrte Leser selbst, welch unbeschreibliches Glück mein Herz erfüllte! Nun säumte ich aber auch nicht, beim Herrn Doktor Sch. meinen Besuch abzustatten, bei dem freund=

lichen Mann, der mir die Freude bereitete und meine Gedichte an die Oeffentlichkeit brachte. Sein langes Schweigen erklärte sich dadurch, daß dieses Werk, „Fortbildungsschule“ genannt, eingetretener Hindernisse wegen nicht im Oktober, sondern erst zu Anfang des neuen Jahres ins Leben treten konnte.

Die „Fortbildungsschule“ ist vier Bände stark geworden in einem Zeitraum von vier Jahren; während dieser Epoche fand dreimaliger Redaktionswechsel statt; aber immer war ich dabei im Feld der Poesie als Mitarbeiter betheiligt. —

Späterhin hatte ich einmal Gelegenheit, mehrere Hefte dieses Werkes meinem Herrn Inspektor zur Einsicht zu unterbreiten, gleichzeitig auch ein Album, in welchem meine übrigen Gedichte zu lesen waren. Das Urtheil, welches dieser Herr Beamte aussprach, war ein günstiges; er befragte mich, warum ich die Gedichte nicht selbst in einem Band erscheinen lasse, was sich besser lohnen würde. Die Gründe hiefür waren leicht erklärlich; zu einem solchen Unternehmen gehört nicht blos guter Wille oder frischer Muth, sondern vor allem auch die erforderlichen Mittel, und diese fehlten mir gänzlich.

„Sie müssens nur eben richtig anfangen“, erwiderte der Herr Inspektor; „nehmen Sie einen Bogen Papier

und legen Sie Sich eine Liste an; Sie werden zur Genüge Subscribenten finden und dann schon sehen, ob sich die Kosten damit bestreiten lassen."

Der Rath war gut; meine Liste zählte in kurzer Zeit fünfhundertzweiundsiebzig Unterschriften, und nun trug ich mein Manuskript zur Presse. Bald darauf erschien das kleine Werk „Knospen der Poesie" in einer Auflage von sechshundert Exemplaren; ich vertheilte dieselben an meine freundlichen Subscribenten und an so manche andere Personen, die dafür Interesse hatten, und erzielte nach Abzug meiner Kosten einen Gewinn von zweihundertfünfzehn Gulden. So fiel das Unternehmen glücklich genug aus.

Doch nun nagte ein anderer Wurm an meinem Herzen, die Sorge nämlich, ob die Abnehmer meiner Gedichte auch zufrieden sind mit der kleinen Schöpfung, ob nicht der Eine oder Andere sich darüber lustig macht oder mich gar mit einem Wörtchen in der Presse verhöhnt, welches mich schmerzen könnte? Doch nein, so grausam war man nicht gegen mich; im Gegentheil, meine Gedichte fanden große Nachsicht, ja sogar Sympathie. So brachte unter andern in München, die „Allgemeine Rundschau", ein Blatt, dessen Tendenz stets einige Schärfe zeigte, in seinen Spalten eine Besprechung

meiner Gedichte, aus welcher man sieht, daß trotz einiger spitziger Pfeile meine poetischen Versuche doch der Anerkennung würdig befunden wurden. Ich setze dieselbe hieher; denn der „Kreenländer" gibt sich, wie er ist. In diesem Blatte, Nr. 25 am 18. Juni 1865, steht in der „Bücherschau" Folgendes zu lesen:

„Knospen der Poesie, lyrische Gedichte von Johann Tann, Oberkondukteur der k. b. Staatsbahnen."

„Schon längst kann man zwar die Poesie nicht mehr als das Monopol gelehrter Kreise ansehen; dennoch gibt es aber andrerseits wieder Stände, welche so sehr an den Materialismus des Lebens geschmiedet sind, daß wir nur mit Ueberraschung auf die Keime herabsehen können, welche ihrem sonst so unfruchtbaren Boden entsprießen.

„Diese Ueberraschung steigert sich noch, wenn wir diese Poesien ganz unabhängig von äußeren Eindrücken blos auf der eigenen geträumten Gefühlswelt des Dichters aufgebaut sehen, wenn wir, wo wir allenfalls ein dampfschnaubendes Gedicht mit Bremse, Pfiff und Signalhorn erwarten — einem süßen Minnelied oder einem Gedicht „in der Blumensprache" begegnen. In der That, hätten wir die Gedichte des Johann Tann aufgeschlagen, ohne das Titelblatt zu lesen, wir hätten

sie eher einer zimperlichen Pensionärin als dem schnurbärtigen Verfasser zugeschrieben. Doch es ist Erfahrungsgrundsatz, daß unter einer sehr energischen Hülle oft ein weicher Kern steckt, und der Kern des Herrn Johann Tann scheint nach seinen „Knospen" sehr weich. Herr Tann hat nicht die Prätension, unter die Klassiker gezählt zu werden, er übergab seine Poesien nicht der Oeffentlichkeit — sondern seinen Freunden, und wir loben ihn darum, daß er wenigstens dazu beigetragen, in Kreisen, denen gewöhnlich alle Poesie fremd ist, durch das Interesse an seiner Person auch vielleicht das Interesse an der edlen Dichtkunst zu verbreiten. Diesen Zweck vor Augen habend, beurtheilen wir die „lyrischen Knospen" nachsichtiger, als es vielleicht andere thun würden, und glauben sicher, daß auch die Freunde des Verfassers ob des „guten Herzens", das jede Zeile durchweht, über einige technische Mängel und gewagte Bilder hinwegsehen werden. Herr Tann scheint uns zu den Männern zu gehören, deren Gemüth ewig fünfzehn Jahre alt bleibt. Von dieser primären Anschauung mag es auch kommen, daß oft Bild und Wirklichkeit so überraschend aneinandergerückt sind, wie z. B.

Der holde Lenz ist fortgezogen
Mit dem Teppich der Natur

oder: Frau G. war keine Blume mehr, für die man schwärmen konnte, obwohl sie fein gebildet und sehr belesen war. Ein Gedicht jedoch, das letzte nämlich, **zum Jahresschluß**, zeigt uns, daß Herrn Tann, wenn er sich einmal von seiner theilweise unwahren Gefühlsrichtung emancipirt hat — auch ein ernsterer Gedankengang nicht unmöglich ist, und setzen wir selbes als nach unserer Ansicht das beste der ganzen Sammlung hieher.

Mitternacht ist's und die Glocken
Tönen mahnend himmelwärts:
Soll des Herzens Stimme stocken,
Wann selbst ruft das todte Erz?

Leis ist nun ihr Schlag verklungen,
Denn das alte Jahr, es schied;
Trauernd haben wir gesungen
Ihm das letzte Sterbelied.

Und durch mondbeglänzte Auen
Zieht der gold'nen Sterne Chor;
Da gehüllt in mystisch Grauen
Taucht ein neues Jahr empor.

Aus dem Sphärenreich hernieder
Dringt ein silberreiner Ton:
„Frieden“ künden seine Lieder,
„Segen, Heil“ dem Erdensohn!

Und ein innig süß Bewegen
Wird in allen Herzen wach;
Friede, Freude, Glück und Segen
Zittert's durch die Lüfte nach.“

Also die „Rundschau“.

Mehrere andere Anerkennungen sind mir brieflich zu Theil geworden. So erhielt ich von einer mir unbekannten Dame ein Huldigungs-Gedicht in vier Strophen; leider bin ich nur im Stande, einen Theil ihrer poetischen Spende zu bringen, da mir eine neidische Hand das Ganze aus meiner Mappe raubte. Was ich noch im Gedächtniß davon bewahre, lautet folgendermaßen:

„Ein Zufall hat mir kürzlich Deine Lieder,
Ich preis' ihn glücklich, in die Hand gespielt;
In meinem Innern ließen sie sich nieder,
Was Du in Deinen Worten heiß gefühlt.

Du nennst sie Knospen, doch es kam die Sonne,
Die Hülle brach, die Knospen schlugen aus;
In meiner Seele wurden sie, o Wonne!
Zu einem schönen duft'gen Blüthenstrauß.

Eine Verehrerin der „Tann'schen Muse“ aus Württemberg.

Ein anderes Gedicht, das mir aus Kufstein zugesendet wurde, lautet:

Dem Verfasser der „Knospen der Poesie“
Herrn **Johann Tann**
gewidmet von einem stillen Verehrer.

Als Motto:
Dichtung wird Geistespolitik,
Ist Neid und Bewund'rung die Kritik. —

Ein schönes Wort aus unbekanntem Munde,
Doch nicht geziert mit eitler Schmeichelei —
Nein! — nur nach strengem Urtheil wahr und frei,
Ein Lob dem großen Meister hier bekunde

Für das, was er geschrieben und besungen,
Was er in Reim und Verse hat gebracht,
Durch seine große Geistes-Herzensmacht,
Was ihm so gut und trefflich ist gelungen!

Es ist die Art der Dichtung, die bescheiden
Und doch so schön, so tief zum Herzen dringt;
Wenn er im Meere der Gefühle schwimmt,
Uns dann besingt des Lebens Freuden, Leiden! —

E. P.

Somit hatte ich in der That eine kleine Feuerprobe bestanden; doch der beste Beweis für das Gelingen meines Dichter-Unternehmens war wohl der, daß ich in Kurzem eine zweite Auflage meiner Gedichte verabfolgen lassen mußte, wovon ich jetzt einen Theil dem Buchhandel übergab. Auch diese Auflage war schnell vergriffen, und ich versuchte es, eine dritte vermehrte in die Welt zu senden. Ob aber auch diesmal Frau Fortuna mir ihre Gunst zuwenden würde, darüber hegte ich wohl so manchen Zweifel, und so kam es denn, daß ich mit einer gewissen Bangigkeit in die Welt schickte

Die Knospen meiner Poesie.

Schüchtern gab ich meine Knospen
In die weite Welt hinaus,
Sollten auf zur Blüthe brechen,
Wandern froh von Haus zu Haus.

Sollten suchen in der Ferne
Gute Seelen, gutes Glück;
Und wenn Freunde sie nicht finden,
Ruft die Heimath sie zurück.

Gab zur Reise gute Lehren,
Scheute Zeit und Mühe nicht;
Frommt es doch, daß man auch ehre,
Wo das Herz zum Herzen spricht.

Traulich zogen meine Lieder
Aus dem kleinen Dichterhain;
Sanft und ruhig bei dem Leser
Drangen sie zum Herzen ein.

Freud' und Wonne war beschieden
Für des Dichters kleine Müh';
Liest man doch in vielen Kreisen
„Knospen meiner Poesie."

Keines von den Kindern meiner Muse kehrte wieder in die Heimath zurück; sie hatten alle, Gott sei Dank! ihr Glück in der Fremde gefunden, und wie es ihnen weiter ergehen möge, darüber habe ich nun keine große Sorge mehr. —

Jetzt wollte ich mir aber auch einige frohe Tage gönnen. Urlaub! Liebliches Wort! Ich könnte den umarmen, der dich erfunden hat. Ich erhielt einen ganzen vierzehntägigen Urlaub und wollte ihn dazu benützen, eine Reise nach Italien zu unternehmen, für

das ich, wie der geneigte Leser weiß, schon früher schwärmte, als ich meine Wanderjahre antrat. Bei dieser Reise wollte sich mir ein guter Freund anschließen, der aber, als der „Abmarsch" erfolgen sollte, wegen Geschäfts-Dringlichkeit noch einige Tage zurückbleiben mußte; deßhalb unternahm ich noch einen kleinen Abstecher nach Berchtesgaden, wo mein Bruder wohnte.

Aber auch da kam ich zu ungelegener Zeit; denn er war für den ersten Tag meines Besuches dienstlich verhindert. Nun blieb mir nichts anderes übrig, als mich dem Geschicke zu überlassen, und das führte mich diesmal gar nicht übel. Mein erster Besuch galt der Saline und dem Bergwerk, welches mir viel Spaß machte. Die Leute nämlich, welche das Bergwerk besuchen wollten, hatten damals eine Taxe von achtundvierzig Kreuzern zu entrichten; das wäre nun nicht gar spassig; hierauf aber werden die Unterwelts-Besucher bekanntlich in einen Saal geführt, wo sie die Garderobe eines Bergknappen erhalten; denn nur in diesem Kostüme findet der kühne Fremdling Einlaß im Tempel der Nacht. Ich konnte mich während des Ankleidens kaum des Lachens über mich selbst enthalten; im besagten Saale aber befindet sich auch eine Gallerie, welche zur Toilette der Damen gehört; diese erhalten ein sehr

weites weißes Beinkleid, eine Blouse von schwarzem Stoff und ein blaues Sammt-Barett. Manche Dame sieht in diesem Kostüme reizend aus, hauptsächlich wenn sie von großer, schlanker Figur ist; es war aber damals gerade auch eine dabei, welche die Natur mit einem gewissen Embonpoint beglückt hatte; ich wäre fast über ihren Anblick vor unterdrücktem Lachen zerplatzt. Ist nun die Gesellschaft mit ihrer Toilette fertig, so erhält jede Person eine kleine brennende Laterne, und nun geht die Reise in den Schacht, begleitet von einem Führer oder Beamten. Ich setze eine kleine Schilderung hieher für jene, denen es etwa noch nicht bekannt ist. Der Eingang ist nicht gar einladend, der Gang schmal und nicht sehr hoch; der ganze Pfad bildet einen kleinen, aber langen Tunnel und ist in der Form eines Eies gebaut; der Boden, den man zu betreten hat, ist mit einem kleinen Schienengeleise belegt, welches zur Ausfahrt für die Besucher dient. Während man nun, Mann hinter Mann, diese Pfade durchwandelt, erblickt man an den Seitenwänden hie und da eine Gedenktafel aus Marmor, auf welcher sich der Name des jeweiligen Monarchen mit Angabe der Jahreszahl, wo der Schacht in Bau genommen wurde, eingezeichnet findet. Diese Inschriften führen bis auf die Zeit des

Kaisers Hadrian zurück. Endlich kommt man an eine Stelle, wo es einen Stock tiefer in den Schacht geht; die Treppe, die da hinab führt, wird aber zum Absteigen nicht benützt, weil man den Besuchern eine kleine Ueberraschung bereiten will. Es gibt jetzt eine — Rutschpartie! Auf einem runden, glatten Balken nimmt die geehrte Gesellschaft Platz, der Führer voran, ihm folgen die Herren; jeder mit einem ledernen Fäustling an der rechten Hand versehen, erfaßt ein Seil; dann schließen sich die Damen an, indem sie ihre Hände auf die Schultern ihres Vorsitzenden legen, und nun geht der Ritt mit dem bekannten Bergmannsgruß „Glückauf!“ in schräger Bahn in die Tiefe hinab. Mir war da etwas bang, weniger um meinetwillen, als wegen der obengenannten dicken Dame. Hat man nun diese Rutschpartie glücklich gemacht, so liegt vor uns ein kleiner See, den weder Sonne noch Mond bescheint, den aber Hunderte von Sternen — von kleinen Oel-Ampeln wollt' ich sagen, magisch beleuchten. Wer dieses Schauspiel noch nie gesehen hat, wähnt sich vielleicht an den Ort versetzt, wo Gnomen und Kobolde ihre Schätze bewahren. Da kann sich das Auge weidlich sättigen. Dann besteigt man eine kleine Gondel und macht eine Seereise über das Salzwasser an das

andere Ufer, wo kein Gras wächst, und beschaut sich da so manche Vorrichtungen und Behälter, wie die Saline erzeugt und aus dem Schacht geleitet wird. Endlich erblicken wir eine kleine Rollwagen-Eisenbahn, welche uns aufnimmt, und fahren mit einem „Glückauf!“ wieder hinaus an das Tageslicht, wo man frisch aufathmet.

Vom Bergwerk aus machte ich eine kleine Fußreise zum Königssee, welcher eine Stunde südlich von Berchtesgaden liegt. Die Straße, welche dahin führt, ist in der angenehmsten Weise hergestellt; der alte Wazmann begleitet dabei stets den Wanderer; die größte Ueberraschung jedoch gewährte mir

Der Königssee.

Dem Königssee im Alpenland
Gab die Natur das schönste Bild,
So stolz und hehr, so weich und mild,
Wie's selten nur ein Auge fand.

Du Königssee! mein schönster Traum,
Der immer neu beglückt das Herz,
Ob Freude nun, ob stiller Schmerz
Die Brust erfüllt — ich weiß es kaum!

Denn diese Felsen rings umher,
Gehüllt in zaub'risch süßen Duft,
Der Matten Grün, die Bergesluft,
Ziehn träum'risch mich in's Wonnemeer.

Versunken ganz in's Reich der Fee'n,
Schaut' ich den Tempel der Natur!
Ja, kleines Auge, schaue nur,
Nie hast Du solchen Bau geseh'n.

Wie nun so sanft die Gondel zieht
Dahin auf grüner, stiller See,
Da schlich in's Herz ein tiefes Weh,
Das mir so schnelle nicht entflieht.

Ein Schiffermädchen wohlgemuth
Mit kräft'gem Arm' das Ruder führt,
Und heil'ge Scheu die Brust verspürt,
Da schwankt der Kahn, es braust die Fluth.

Die Wolken zieh'n, der Donner grollt,
Das Echo hallt so lang und laut,
Als ich in's Auge ihr geschaut,
Ich weiß nicht mehr, — was ich gewollt! —

Hätt' nur der Donner nicht geschreckt,
Und mich die Berge nicht belauscht,
Ich glaub', ich hätt' von Lieb' berauscht
Mit tausend Küssen sie bedeckt!

So aber schaut mit düst'rem Blick
Der alte Fels mich drohend an;
Da zog ich schüchtern meine Bahn,
Gestört in meinem Liebesglück. —

Du Königssee, sei mir gegrüßt!
Lebwohl, Du herzig liebe Maid,
Die ich in Liebes-Seligkeit
Beinah' viel tausendmal geküßt.

Nachdem der schöne Königssee meinen stillen Abschiedsgruß empfangen hatte, beeilte ich mich, noch an diesem Tage die Wimbach-Klamm zu besuchen, und erreichte bei drückender Sonnenhitze nach einem zweistündigen Marsch mein Ziel. Dortselbst, als ich eben in die Klamm eintreten wollte, begegnete mir an einer Barriere ein Tourist, der die Klamm gerade verlassen hatte, und begrüßte mich auf's Freundlichste im stillen Vorübergehen; ich traf ihn nach Besuch der Klamm unten am Fuße des Berges in einer Schenke wieder, und der geehrte Leser soll noch einiges von ihm hören. Der wildromantische Anblick in der Klamm erfüllte meine Sinne mit Staunen; ich hatte nämlich vorher nie eine Klamm gesehen, desto lebhafter war meine

Empfindung. Gerne hätte ich mich hier länger aufgehalten und möglicherweise auch diese Stelle besungen, wenn nicht ein so brennender Durst mich gequält hätte. Da hätten mir die Musen nicht Stand gehalten. Als ich nun zur Schenke mich begab, war der Ruf nach einem Labetrunk mein Gruß. Hebe, oder besser gesagt die Kellnerin hatte mich schnell bedient; aber noch schneller war der Inhalt des zwar prosaischen, aber doch liebenswürdigen Maßkruges von der durstigen Seele verzehrt.

Jener Herr, den ich vorhin erwähnte, war auch anwesend, schien jedoch kein Bierländer zu sein; denn er hatte hier nur ein bescheidenes Schöppchen vor sich stehen; auch war er nicht wenig erstaunt über den kühnen Zug, den er von mir bemerkte. Er suchte mit mir ein Gespräch anzuknüpfen, und wir unterhielten uns bald vortrefflich, worüber ich aber den edlen Maßkrug nicht vernachlässigte. Nach einer Weile interessirte er sich, welche Tour ich zu machen gedenke; und als ich ihm erwiderte, daß ich heute noch den Hintersee besuchen will, so rieth er mir von meinem Vorhaben ab und meinte, der Hintersee biete keinen Reiz mehr, wenn man vorher den Königssee gesehen habe. Dagegen machte er mir einen anderen Vorschlag, den ich

mit großem Danke annahm. Es war nämlich ein Gewitter im Anzug, und da meinte er, es sei klüger, wenn ich mit ihm in seinem Wagen nach Berchtesgaden retour fahre, indem er ganz alleine sei. Ich folgte seinem Rath, und da es bereits anfing zu donnern und zu blitzen, so säumten wir auch nicht länger und fuhren der Stadt zu. Nach Verlauf einer halben Stunde legte sich indessen der tobende Sturm, es hörte auf zu regnen, die Sonne sendete ihre Strahlen uns freundlich entgegen und mein wackerer Reisegefährte bekam frischen Muth, jetzt nach dem Gewitter nochmal an den Königssee zu fahren, wenn ich dazu Lust hätte. Und so fuhren wir ganz behaglich mit Roß und Wagen zu dem See, den ich heute Vormittag so idyllisch besungen hatte.

Tausende von Touristen werden schon den See besucht haben, und noch viele Tausende werden ihn besuchen; ob sich aber Einem von ihnen der Genuß bot oder bietet, wie er sich uns dargeboten hat, möchte ich bezweifeln.

Als wir nämlich eine kleine Strecke mit unserer Gondelfahrt zurückgelegt hatten, frug uns der Schiffer, welcher uns bediente, ob wir nicht Lust hätten, die hier links liegende Bergschlucht mit ihrem Wasserfall zu beschauen?

„Ganz natürlich!“ war unsere Antwort, und er lenkte den Kahn an das Ufer. Wir stiegen aus und gingen bergaufwärts, so weit man gehen konnte. Mit einemmal erschien uns Iris, die Göttin des Regenbogens, und legte uns ihr siebenfarbiges Gewand huldvollst zu Füßen. Das war eine reizende Ueberraschung! Das Auffallendste der Erscheinung lag darin, daß uns nur auf einem gewissen Punkte das schöne Farbenspiel bestrahlte; einen Schritt mehr rechts oder links war von dem Regenbogen gar nichts bemerkbar. O wunderbare Zauberkraft der Natur! Entzückt von diesem herrlichen Anblick gingen wir wieder zurück und bestiegen unsere Gondel, die uns nach St. Bartholomä führte, wo wir uns ein wenig restauriren wollten.

Man reichte uns die Speise- und Weinkarte; auf ersterer waren unter anderen Speisen auch Saiblinge vorgemerkt, die mein guter norddeutscher Bruder (denn ein solcher war mein Gefährte) noch nicht kannte, und da er sie doch verkosten wollte, aber eigentlich nicht wußte, ob diese Fischlein abgesotten oder gebacken besser schmecken, so bestellte er von beiden. Der Kellner brachte das Gewünschte, und diese Kost mundete meinem Freund vorzüglich, so zwar, daß er eine zweite Lieferung, gesotten und gebacken, anbefahl. Nach alter Regel aber

wollen Fische schwimmen, und so kam es denn auch, daß wir unsere Gläser gehörig mit Liebfrauenmilch füllten; das kleine Soupé war in der That nicht zu verwerfen.

Mein freundlicher Festgeber überreichte mir bei dieser Gelegenheit seine Karte, welche den Namen trug: „Ernst B . . . . . ., Kaufmann aus Hamburg.“ Auch ich gab ihm die meinige. Immer herzlicher wurden unsere Gespräche, und zwar so, daß er mich einlud, mit ihm morgen den Wazmann zu besteigen.

So gerne ich hätte seine Einladung annehmen mögen, so lag mir doch andererseits auch der Freund am Herzen, dem ich versprochen hatte, mit ihm die Reise nach Venedig zu machen; allein meine Entschuldigung wurde hier nicht anerkannt; vielmehr veranlaßte mich Herr B., meinem Freunde St. zu telegraphiren, daß er seine Abreise zwei Tage später antreten solle.

Allmählig war es Abend geworden, wir bestiegen unser Schifflein wieder, und als wir das Ufer erlangt hatten, kehrten wir nochmal ein im Hotel „zum Königssee“, um für die morgige Reise auf den Wazmann die nöthigen Anstalten zu treffen. Als dies geschehen, kehrten wir nach Berchtesgaden zurück und nahmen

Absteigequartier im Hotel „Zum Wazmann", von welchem mein Reisegefährte seinen Wagen in Miethe genommen hatte. Da die Bergpartie erst Nachmittags drei Uhr des folgenden Tags begonnen werden sollte, so lockte der Morgen, den wir noch für uns hatten, Herrn B. nochmals an den Königssee, weil ihm die Saiblinge in Bartholomä so gut gemundet hatten.

Als wir nun aber alle Vorkehrungen getroffen hatten an Lebensmitteln und Erfrischungen, die zu einer Bergpartie nöthig sind, auch mit Bergstock und Bergschuhen versehen waren, kam der Führer, welcher uns seine Dienste leisten sollte. Doch meinte dieser in seiner ehrlichen Weise, wir würden heute wenig Vergnügen haben, indem der Berg ganz von Nebel umschleiert und dadurch uns jede Fernsicht benommen wäre.

„Glauben Sie das bestimmt, daß wir keine Aussicht haben werden?" frug mein Freund den Führer.

„„Ganz sicher!"" erwiderte dieser.

„Dann wäre unsere Mühe umsonst; hier haben Sie fünf Gulden für Ihre Bemühung. — Sind Sie verheirathet und haben Sie auch Kinder?"

„„Beides, ich bin verheirathet und habe sieben Kinder, stehen da, wie die Orgelpfeifen.""

„Nun gut, hier nehmen Sie den Inhalt des Korbes mit nach Hause für Ihre Familie, und hier die Bergschuhe, die wir nicht mehr brauchen, können Sie auf andere Weise verwerthen.“

„„Tausend Dank!““ erwiderte der Beschenkte und eilte beglückt seiner Behausung zu. Ich und mein freigebiger Freund verweilten hier noch eine Weile, uns in unser Schicksal fügend. Im Verlaufe des Gesprächs sagte Herr B. zu mir: „Ich habe etwas And'res ausgedacht, darüber wollen wir heute Abend im Hotel sprechen.“ Spät gelangten wir dort an; er hatte einige Briefe zu schreiben, und unterdessen blätterte ich ein wenig die Zeitungen durch. Nach Verlauf einer halben Stunde waren seine Geschäfte erledigt und er war wieder mein oder ich sein Gesellschafter. Endlich fing er an: „Ich habe Sie gestern abgehalten von ihrer Reise nach dem Hintersee; den Vorwurf kann ich nicht auf mir ruhen lassen; ich habe mich deßhalb entschlossen, morgen früh nach dem Kaffee mit Ihnen die Tour per Wagen zu machen; es gibt dort gute Forellen und der Wein ist auch annehmbar; von dort aus wandern wir über den Hirschbüchel nach dem Vorderthal, der Seißenbergklamm und nach Frohnwies; hier bleiben wir über Nacht, und der nächste Tag wird

uns nach Zellamsee, Taxenbach, Lend und Gastein führen. Ich habe dorthin mehrere Briefe an mich adressiren lassen, und wir können dort einige kleine Ausflüge nach unserem Belieben unternehmen. Von Gastein aus werden wir wieder zurück nach Lend kommen, machen dann die Tour nach St. Johann und Werfen, beschauen die Oefen und den Wasserfall bei Golling, begeben uns von da aus nach Hallein und Hellerbrunn, und endlich werden wir uns noch auf einige Tage das herrliche Salzburg besichtigen."

Ich war nicht wenig überrascht über diesen Vorschlag und bemerkte Herrn B., daß die Reise zwar recht schön und interessant sein möchte, aber seinem Wunsche könne ich doch nicht nachkommen, weil es erstens meine Verhältnisse nicht so ganz gestatten und andrerseits ich auch meinen Freund St. nicht im Stich lassen dürfe. Seine Antwort lautete:

„Zu einer Reise nach Venedig haben Sie nicht die rechte Jahreszeit gewählt. Verschieben Sie diese Tour bis zum Februar; jetzt im Sommer ist dort der Aufenthalt nicht der angenehmste. Folgen Sie mir und vertrösten Sie Ihren Freund St. brieflich auf ein ander Mal; für diese Reise sind Sie mein Gast!"

Wer hätte einer so freundlichen und so dringenden Einladung nicht Folge geleistet?

Sofort wurde für die Dauer unserer projektirten Reise ein Fuhrwerk vom Hotelbesitzer gemiethet, welches täglich zwanzig Gulden kostete. „Mein Freund hat Geld wie Heu!“ dachte ich bei mir; aber ich sagte nichts. Des andern Morgens rollte der Wagen mit uns dahin. Als Gast mußte ich Herrn B. stets zur rechten Seite sitzen, was mich nicht selten in Verlegenheit brachte, hauptsächlich bei Ankunft in den Hotels. Der erste kleine Aufenthalt, den wir machten, war am Hintersee, der für das Auge einige schöne Punkte darbot; hier nahmen wir ein respektables Frühstück ein, welches in Forellen und Rothwein bestand, und dann ging der Weg nach dem Hirschbüchel, den wir aber seiner großen Steigung wegen zu Fuß machen mußten. Trotzdem daß diese Partie uns ziemlich ermüdete, gedachten wir nicht der Anstrengung; denn jeder Schritt ergötzte unser Auge mehr; immer erweiterte sich die Fernsicht; zwar war der Hang des Berges in Nebel gehüllt; als aber die Höhe erstiegen war, schweifte unser Auge über die Wolken hinweg, und die liebe Sonne lachte uns recht freundlich entgegen. Doch im Gebirge wird man sehr oft getäuscht; kaum hatten wir

den höchsten Gipfel erreicht, so versteckte sich Frau Sonne hinter eine schwarze Gewitterwolke, und ehe die Zollbehörde ihre diensteifrige Revision über unsere Effekten vollendet hatte, begrüßte uns auch schon der alte Gott Jupiter mit Blitz und Donner; es dauerte nicht lange, so ergoß sich auch ein Regen in Strömen, und wenn nicht eine bescheidene Schenke dem Zollhaus gegenüber uns freundlichen Schutz geboten hätte, so wären wir sicherlich bis auf die Haut durchnäßt worden. Nach einer kleinen Stunde war das Gewitter vorüber, wir nahmen Platz in unserm Wagen und setzten unter Peitschenknall und Pferdegetrampel unsere Reise fort. Einige hundert Schritte von der Schenke entfernt, lag vor uns das freundliche Vorderthal, ringsum von hohen Bergen eingeschlossen. Wir konnten den reizenden Punkt, wo wir von der Höhe aus in das tiefe Thal hinab blickten, nicht sogleich vergessen; denn Auge, Herz und Sinne waren von einer Empfindung hingerissen, daß wir wähnten, hier müsse das eh'malige Paradies gewesen sein. Sei uns gegrüßt, du herrliches Thal! Mit süßer Wonne zogen wir nun bergab, und das lüsterne Auge wollte sich gar nicht sättigen; aber ein noch höherer Genuß sollte uns zu Theil werden. Wir hatten vielleicht zwei Stunden des Wegs zurück-

gelegt, da erblickten wir an der Landstraße einen Wegweiser, auf welchem geschrieben steht: „$^3/_8$ Stunden zur Seißenbergklamm.“

Hier stiegen wir ab von unserm Wagen und ließen denselben die Straße entlang weiter fahren bis zu jener Stelle, wo der Ausgang der Klamm wieder in die Straße einmündet. Der Fußsteig, der rechts einbiegt, ist sehr wildromantisch; vom Sturm niedergerissene Bäume und Felsengerölle traten uns mitunter hinderlich in den Weg; aber lieber Leser! wenn Du diese Klamm, in die wir jetzt eintreten, noch nicht selbst gesehen hast, so laß Dir wenigstens erzählen, was unser Auge sah und unser Herz empfand.

Wir sind in einem Walde und stehen am Fuße eines Berges, der eine Höhe von vielen hundert Fuß hat, der aber von oben bis unten senkrecht durchspalten ist; diese Spalte oder Schlucht, wie wir sie nennen wollen, oder noch richtiger gesagt, diese Klamm ist ein Wunder der göttlichen Natur! Wenn wir hier durchwandeln, so befinden wir uns bald auf einem Steg, der sich schlängelnd durch die Bergschlucht zieht; er hat keine Pfeiler, worauf die Balken ruhen, sondern diese sind horizontal von einer Felswand zur andern gespreizt. An den Felsen, die glatt sind wie polirter

Marmor, läuft das Wasser ab und sammelt sich in größeren Massen; wildtobend braust es dahin und ein furchtbares Getöse erfüllt die Ohren derartig, daß man sein eigenes Wort unmöglich hören oder verstehen kann; wendest Du Deine Blicke nach Oben, wo die Höhe unermeßlich scheint, so sieht Dein Auge nur einen schmalen Streifen des blauen Himmels und einzelne Tannenbäume, die mit ihren dunkelgrünen Aesten neugierig vom Gipfel des Berges hereinlugen, die aber unserm Auge so klein erscheinen, wie die Pflänzlein eines Blumenstockes. Groß ist der Herr und seine Schöpfung! Eine solche Empfindung erfüllte hier mein Herz.

Nur noch wenige Schritte hatten wir zu wandeln, und wir befanden uns wieder an der Landstraße, wo der Wagen uns zur Weiterreise aufnahm. Inzwischen war es Nacht geworden und wir sehnten uns nach Ruhe; denn die heutige Partie hatte unsere Nerven so ziemlich in Anspruch genommen; ein kleines Stündchen noch, und Frohnwies war unser Nachtquartier.

Im Hotel abgestiegen, wollte uns der Wirth sofort in den Speisesaal führen; wir waren aber in der Klamm etwas naß geworden und deßhalb zogen wir es vor, auf dem Zimmer zu speisen. Als wir dieses

bezogen und Speise zu uns genommen hatten, bemerkte ich eine Guitarre an der Wand hängen; ich nahm sie herab und zupfte ein wenig an den Saiten; mein guter Freund fragte mich, ob ich vielleicht auf diesem Instrumente spielen könne.

„Ein Bischen nur," erwiderte ich ihm, schlug meine Akkorde an und sang ein Lied von Abt, betitelt: „Der deutsche Knabe."

„Ei der Tausend!" sagte Herr B., „Sie haben eine schöne, kräftige Tenorstimme! Und mir sagen Sie, Sie seien Oberkondukteur? Nein, das machen Sie einen Andern glauben!" Ich lächelte und sang hierauf: „Mich brennt ein heißes Fieber ꝛc.", das bekannte Lied „Blondels" aus der Oper „Richard Löwenherz". Meine Stimme war heute zufällig rein, und ich muß offen gestehen, daß ich selbst Wohlgefallen an meinen gesanglichen Vorträgen fand. Es freute mich, meinen gütigen Wirth wenigstens mit etwas unterhalten zu können.

Jetzt wollte er aber erst recht nicht glauben, daß ich Bahnbediensteter sei. Um seinen Zweifel zu heben, erlaubte ich mir, ihm meine Urlaubsbewilligung nebst Freifahrts-Vorweis zu zeigen; zu gleicher Zeit bemerkte ich ihm aber auch, daß ich früher Opernsänger gewesen

sei, und machte ihn vertraut mit Allem, was drum und dran hing. Hierauf wurden wir kreuzfidel, schlürften eine Flasche Wein um die andere, bis uns endlich der süße Schlaf die müden Augen zudrückte.

Das Reisen ist schön, wenn man Geld hat, und dies fehlte Herrn B. nicht. Des andern Tags kamen wir gegen Mittag nach Lend; hier, sagte unser Kutscher, müsse er ein Stündchen Rast haben, um seine Pferde zu füttern. Herr B. erwiderte, wir werden zwei Stunden verweilen, weil auch wir Erholung brauchen, und bestellte ein Zimmer mit zwei Betten.

Nachdem wir etwas ausgeruht hatten, wurde ein gutes Mittagsmahl verzehrt, und dann ging die Reise weiter. Abends, gegen acht Uhr, hatten wir das reizende Städtchen Gastein erreicht und nahmen im Hotel „Straubinger" unser Absteigquartier. Zum Glück hatte sich Herr B. schon vor acht Tagen angemeldet; sonst wären wir kaum aufgenommen worden; denn das Haus war von Fremden überfüllt.

Am nächsten Morgen nach dem Kaffee machten wir in der Stadt unsere Runde, und dann begaben wir uns zu der drei Viertelstunden entfernten Windisch-grätz-Alpe, welche sehr reizend gelegen ist. Auch hier verlebten wir ein recht gemüthliches Stündchen. Die

Sennerin, welche zugleich eine Schenke mitversah, spielte ausgezeichnet die Zither und sang in österreichischer Mundart ganz fröhliche Weisen. Es dauerte nicht lange, so wurde auch ich durch ihre schöne Naturstimme hingerissen, und wir sangen miteinander einige Lieder aus dem „Letzten Fensterln“, was Herrn B. große Heiterkeit verursachte.

Diese schöne Alpe hat schon so mancher Dichter besungen; heute wollte auch ich es versuchen; doch siehe, mit einemmal erblickte ich eine kleine hölzerne Tafel mit einem weißen Papier beklebt, worauf ein Gedicht zu lesen war; ich nahm Einsicht von demselben und fand mit großer Bewunderung, daß diese schwungvollen Verse unser berühmter Dichter Geibel eigenhändig bei einem Besuche hier geschrieben hatte. Da steckte der Kreenländer freilich sein Notizbuch wieder in die Tasche und getraute sich nicht, nach einem solchen Vorgänger den Pegasus zu besteigen.

Eine der schönsten Stunden verlebten wir sodann während des Mittagstisches, wo wir uns wieder in unserm Hotel befanden. Unter den geehrten Gästen, die an der Tafel speisten, saß uns vis-à-vis ein Greis von ungefähr 70 Jahren, dessen Lebensfrische, sprudelnder Witz und „rosenfarbiger“ Humor die Aufmerksam-

keit der ganzen Tischgenossenschaft auf sich zog. Nach längerer Unterhaltung hatte Herr B. und meine Wenigkeit die hohe Ehre, mit dem willkommenen Gaste unsere Karten zu wechseln, und die, welche uns gereicht wurde, präsentirte den Namen „Iffland, geheimer Rath aus Hannover." Es war der Neffe des großen Schauspieldichters Iffland.

Ihm zu Ehren bestellte mein Freund drei Flaschen Champagner; wir tranken sie auf die Gesundheit des edlen Greises. Zur freundlichen Erinnerung an diese frohe Stunde nahm Herr B. die drei Korke der geleerten Flaschen und schrieb auf jeden die Namen Iffland, Tann und Böttger; als dies geschehen, nahm jeder von uns dreien einen Stopsel zu sich als Andenken. Möchten die beiden anderen Herren Zecher jetzt noch so wohl sein, wie es der Kreenländer Gott sei Dank! ist.

Der Nachmittag brachte uns Regenwetter; die schönen Punkte, welche diese Gegend bietet, hatten wir bereits gesehen; wir ließen deßhalb einspannen und setzten unsere Reise fort.

Wir kamen wieder zurück nach Lend, und von da in später Nacht nach St. Johann, wo wir Nachtruhe hielten. Des andern Tages gelangten wir nach Werfen, wo wir ebenfalls übernachteten. Das reiche Salzkammer-

gut mit seinen prächtigen Bergen ging da im Fluge an uns vorüber, und unser Auge wurde allmählig des Sehens müde. Doch immer noch neue und interessante Punkte sollte uns die Strecke von Werfen bis Golling gewähren.

Eine geraume Strecke vor Golling liegen nämlich mit einigen Bergschluchten und Höhlen die sogenannten Oefen. Die Benennung „Oefen" ist nach meiner Anschauung nicht richtig gewählt; es sind keine Oefen, wie wir sie uns bildlich vorstellen, sondern es sind vielmehr Oeffnungen nach unten; es fließt nämlich ein wildes Gewässer unterirdisch dahin und bricht sich eine Bahn, die wir nicht verfolgen können; von Stelle zu Stelle nun kommt es zum Vorschein, und man sieht hier, wie sich das Wasser in der Tiefe schäumend durch Schluchten und Felsengerippe hindurchdrängt, um dann wieder zu verschwinden.

Diese Stellen oder Oefen, wie sie genannt werden, sind mit Vorsicht zu passiren; denn wie leicht könnte man durch einen Fehltritt in das Reich der Unterwelt gerathen!

Noch interessanter als dies Naturspiel ist der Wasserfall bei Golling, der vierzig Minuten seitwärts von der Landstraße niederstürzt. Wir besuchten auch ihn

und wurden eine gute Stunde durch den imposanten Anblick gefesselt. Möge jedem meiner Leser das Glück zu Theil werden, selbst alle diese Merkwürdigkeiten zu beschauen!

Hier muß ich den geehrten Lesern eine kleine Episode von meinem Reisegefährten erzählen, damit sie noch mehr Respekt vor dem wackeren Charakter desselben bekommen. Bekanntlich befinden sich nahe beim Wasserfall mehrere Buden, wo Photographieen verschiedener schöner Punkte zum Kaufe ausgeboten werden. Mein Freund suchte sich eine Sammlung von circa 60 Exemplaren zusammen, wofür der Verkäufer per Stück 30 Kreuzer verlangte. Herr B. ahnte nicht, daß diese Zahlung in österreichischer Währung zu machen sei, wo der Gulden hundert Kreuzer hat, und legte dreißig Gulden in süddeutscher Währung baar dem Verkäufer auf den Tisch; dieser nahm vergnügt die schöne Münze und bedankte sich. Ich konnte nicht unterlassen, meinen Freund darauf aufmerksam zu machen, und sagte ihm, er habe fast das Doppelte von dem eigentlichen Betrage bezahlt. Dadurch hätte ich Herrn B. beinahe beleidigt; er gab mir kurz zur Antwort: „Ei was liegt daran! Dieser ist ein Kaufmann im Kleinen und nimmt, was er leicht haben kann; Kaufleute im Großen machens auch

nicht besser!“ Ich nahm ganz natürlich diesen Bescheid ruhig hin; aus meiner Tasche gings ohnehin nicht, und Unrecht konnte ich Herrn B. im Allgemeinen auch nicht geben.

Von Golling führte uns der Weg nach Hallein und Hellerbrunn; diese Orte boten zwar mir nichts Neues; denn ich hatte von Salzburg aus während meines dienstlichen Aufenthaltes öfters die Gelegenheit benützt, die kunstvollen Wasserwerke, die hier gezeigt werden, in Augenschein zu nehmen. Fremde aber, welche derartige Kunstwerke noch nicht gesehen haben, können sich hier ein Stündchen recht gut amüsiren. Auch Herrn B. gefiel es sehr gut.

Gegen Abend trafen wir in Salzburg ein, dessen schöne Lage und Sehenswürdigkeiten ich schon früher erwähnt habe. Mein Freund, der nur an Hotels ersten Ranges gewöhnt war, wünschte im „Europäischen Hof“ Quartier zu nehmen. An diesem Abend machten wir noch einige Spaziergänge, und schließlich führte uns der Weg in den Peters-Keller, wo wir uns bei einigen Flaschen „Kloster-Neuburger“ gütlich thaten. So ging diese schöne Zeit zu Ende.

Der nächste Tag — er brachte uns die Scheidestunde! Die Reise des Herrn B. ging nach Wien; ich hätte ihn seinem Wunsche gemäß zwar auch dort-

hin begleiten sollen; doch leider ging mein Urlaub auf die Neige und ich mußte die Heimreise antreten.

Noch vor unserer Trennung kamen wir gesprächsweise auf meine Tischler-Arbeiten zu sprechen; er beehrte mich mit dem Auftrage, ihm einen schönen eingelegten Sopha-Tisch anzufertigen und denselben nach Vollendung nach Hamburg zu schicken. — Mir war dadurch Gelegenheit geboten, mich doch einigermaßen zu revanchiren. —

In München angekommen, wurde ich von meinem Freund St., mit dem ich die Reise nach Venedig hatte machen wollen, am Bahnhofe empfangen. Als ich ihm nun sehr viel zu erzählen anfing, da wurde seine Reiselust noch mehr erhöht und er meinte, ob es denn nicht möglich sei, mit ihm noch auf einige Tage eine Partie zu unternehmen. Ich verfügte mich deßhalb noch an diesem Abend zu meinem Herrn Inspektor, meldete ihm, daß ich von meinem Urlaub wieder eingerückt sei und noch eine Bitte auf dem Herzen hätte.

„Alles, was Sie wünschen," sagte der Herr Beamte, „nur nicht zu Hause bleiben wollen!"

„„Ganz gewiß nicht, Herr Inspektor! Ich möchte, um dem Wunsch eines Freundes nachzukommen, mir noch einen dreitägigen Urlaub erbitten.""

Auch diese Bitte wurde mir gewährt, und am andern Morgen traten wir eine förmliche Hetzpartie an. Unsere Reise ging zunächst per Eisenbahn nach Penzberg, von da an den Kochel- und Walchensee, dann durch die Jachenau über die Luitpold-Alpe, so daß wir spät Abends das Jägerhaus in der vordern Riß erreichten, wo wir Nachtquartier nahmen. Der zweite Tag führte uns durch die hintere Riß, wir bestiegen das Blumserjoch, gelangten in die Pertisau und endlich zum schönen Achensee. Am dritten Morgen machten wir die Tour nach Jenbach, und von da ging es wieder per Bahn der Heimath zu; somit war auch der Wunsch meines Freundes erfüllt. Diese Partie war zwar etwas anstrengend, doch äußerst dankbar; wir hatten überall sehr billig und gut gelebt und manches Schöne und Neue gesehen. —

Einige Jahre entschwanden nun wieder im gewöhnlichen Alltagsleben, bis mich mit einemmal die alte unbefriedigte Sehnsucht, Venedig zu sehen, von neuem ergriff. Eines schönen Septembermorgens setzte ich mich wirklich in einen Bahnzug, um diesen längst gehegten Plan auszuführen.

Zwischen Rosenheim und Kufstein liegt bekanntlich der Ort Fischbach, und ganz in seiner Nähe der

reizende Petersberg, welcher von Touristen so gerne besucht wird. Auch ich wollte hieher einen kleinen Abstecher machen, weßhalb ich bis zum nächsten Zug da verweilte und die kleine Berg-Partie unternahm. Oben auf dem Gipfel befindet sich ein Kirchlein, das seinerzeit zwei gute Christen-Familien gebaut haben sollen und das, soviel ich aus dem Volksmunde vernahm, ein Wallfahrtsort ist für liebende Herzen, die sich in den Stand der Ehe begeben wollen. Auch ich besuchte das Kirchlein und fühlte mich da so poetisch angehaucht, daß ich zu meinem Notizbuch griff und einige Strophen hineinschrieb, die ich hier der Nachsicht des geehrten Lesers unterbreite.

Das Kirchlein auf dem Petersberg bei Fischbach.

Es bauten zwei fromme Christen
Ein Kirchlein so lieb und hehr,
Sie fanden am Petersberge
Die Stätte zu Gottes Ehr'.

Sie schmückten mit Heiligenbildern
Die Wände und den Altar,
Sie sorgten für Meßgewänder,
Für Alles, was nöthig war.

Dort läutet ein Glöcklein zur Kirche,
Man hört es im Thale gar weit;
Da hält auch der Priester für Alle
Das heilige Mahl bereit.

Für Jungfrau'n sehnlicher Wünsche
Ist hier ein Wallfahrtsort, —
Nicht selten soll Petrus erhören
Der Liebenden flehendes Wort.

Gesegnet wandelt der Fromme
Vom Kirchlein wieder hinaus
Und trägt die himmlische Gnade
Mit sich in's Vaterhaus. —

Als beide Stifter gestorben,
Ward Erbe die Kirche allein;
So bauten sich eine Stufe
Die Spender im Himmel ein.

Es ruhen auch ihre Gebeine
In Kirchleins stiller Gruft,
Bis einst der himmlische Vater
Sie aus dem Schlummer ruft. —

Dies Kirchlein steht noch immer.
Jüngst ging auch ich hinein;
Was ich voll Andacht gebetet,
Das weiß nur Gott allein.

Auf der Weiterreise, zwei Stationen vor Innsbruck, nahm ein Bahnbeamter mit seiner Familie Platz in meinem Coupé; unser Gespräch war anfänglich gleichgültig, bis endlich dessen kleines Töchterlein mit mir zu plaudern anfing und so recht traulich sich an mich anschmiegte.

„Wie heißest Du denn, mein gutes Kind?“ frug ich das liebe Mädchen.

„„Mathilde,““ erwiderte harmlos die Kleine.

Bei diesem Namen erwachte eine wehmüthige Erinnerung in mir; ich hatte ja auch einmal eine Mathilde geliebt!

Der kleine Lockenkopf aber war nun Ursache, daß ich mit seinen Eltern mehr in's Gespräche kam; ich erzählte ihnen den Zweck meiner Reise, und schließlich erhielt ich von dem Beamten ein Handbillet an seinen Bruder in Verona, das ich gleich am Bahnhof übergeben sollte; derselbe werde mir bei meiner Ankunft in Verona gerne einige Stunden widmen und mich ein Bischen in der Stadt herumführen. Dieses freundliche Anerbieten war mir äußerst erwünscht, und ich segnete auf's Neue den Namen Mathilde.

Spät Abends kam ich in die in mancher Beziehung interessante Stadt Innsbruck, woselbst ich mich

einen Tag aufzuhalten gedachte. Da aber bei meiner Ankunft das Wetter sehr ungünstig war, es regnete nämlich, was vom Himmel konnte, so setzte ich nach mehrstündigem Aufenthalt meine Reise fort. Es war gerade Mitternacht. Gegen Tagesanbruch war ich in Franzensfeste; die Strecke über den Brenner und die vielen Tunnels, die ich passirte, hatte mir das nächtliche Dunkel verhüllt; andrerseits war mir diese Gegend bis hieher auch schon bekannt. Neuer war für mich Südtyrol; hauptsächlich die schönen Maulbeerbäume bei Botzen und die unzähligen Weingärten, die für dieses Jahr die besten Hoffnungen einer reichen Ernte gewährten, gefielen meinem Auge wohl.

Abwechselnd durch schöne Thäler und riesige Gebirge fahrend, gelangte ich nach Ala; hier werden die Wagen und das österreichische Fahrpersonal gewechselt und mit ihm auch die Sprache. Wer nicht italienisch versteht, der muß eben ruhig zusehen, bis sich ihm Gelegenheit bietet, ein deutsches Wörtchen zu hören, und die italienische Sprache ist leider auch nicht die starke Seite des Kreenländers.

Mittags halb zwölf Uhr kam der Bahnzug in der starken Festung Verona an, und hier wollte ich einige Stunden verweilen. Ich hatte das Glück, gleich jenen

Herrn, an den ich eine Empfehlung hatte, am Bahnhof zu finden, und so wurde mir freundlichst alles Sehenswerthe in Verona gezeigt. Zunächst gingen wir in ein Hotel, wo wir ganz guten Mittagstisch bekamen, sodann in einige Kaffee- und Weinschenken, unter Anderm auch in einen großen Garten, wie ich nicht leicht mir einen schönern denken kann; was mich hier am meisten fesselte, waren die vielen Cypressenbäume von fast unermeßlicher Höhe, wie ich sie sonst nirgends sah. Großartig fand ich auch den Obstmarkt; das Interessanteste aber war für mich die Kathedrale und das Amphitheater, das, wie ich mir sagen ließ, 75000 Menschen fassen kann; wann dasselbe erbaut wurde, ist unbekannt.

Abends sechs Uhr benützte ich den Bahnzug nach Venedig; die italienischen Kondukteure waren sehr zuvorkommend gegen mich, und ich bedauerte recht herzlich, daß wir als Kollegen uns gegenseitig nicht unterhalten konnten. Vielleicht hätte ich etwas Neues lernen können.

Nachts zehn Uhr endlich in der großen Weltstadt Venedig, dem Ziel langjähriger Wünsche, angelangt, ließ ich mich durch einen dienstbaren Geist in das Hotel „Bauer" führen, das mir schon in München empfohlen wurde. Eine volle halbe Stunde dauerte

es, bis ich durch viele schmale Pfade und Stege dasselbe erreichte. Der Weg führte uns auch über den vielbesprochenen Marcusplatz, der gerade glänzend beleuchtet war; hier machte der Kreenländer freilich seine Augen weit auf; wenn man es ihm nicht gesagt hätte, daß hier der Marcusplatz sei, weiß Gott! wofür er die mächtigen Gebäude ringsum gehalten hätte. Vielleicht für eine Märchenstadt aus Tausend und eine Nacht.

Ziemlich ermüdet und durstig angekommen, nahm ich eine Herzstärkung zu mir und ging zur Ruhe. Im zweiten Stock war für mich ein Zimmer bereit; der Kellner, der mich dahin leitete, ersuchte mich höflich, außen vor der Thüre ein wenig stehen zu bleiben; warum? — das wußte ich nicht, sollte es aber später erfahren. Er trat in das Zimmer ohne Licht und nach wenigen Sekunden, während er Licht gemacht hatte, hieß er mich eintreten, und ich fand Alles sehr comfortabel.

Bald entschlief ich. Am andern Morgen ertönte unten vor dem Hotel ein lautes kreischendes Rufen, wobei ich allerdings die Worte nicht verstand; in der Meinung, es müsse Feuer oder Revolution ausgebrochen sein, erhob ich mich von meinem Lager, sprang eilig

aus dem Bette und begab mich an's Fenster, um zu sehen, was da in Gottes Namen los ist. Nun sah ich allerdings, daß ich keine Sorge zu haben brauchte. Es trugen nämlich zwei Knaben einen Tisch auf den Schultern, auf dem sich ein gebackener Kürbis oder eine Melone von ungeheurer Größe befand, und hintendrein folgte ein Mann mit einem Messer und einer kleinen Waage, der diese Delikatesse durch lautes Ausrufen dem Publikum feil bot. Gleich darauf folgte eine andere Gruppe, die in derselben Weise frisch zubereitete Polenta verkaufte; dabei erhoben die Verkäufer ein solches Geschrei, daß man hätte glauben mögen, es müsse Einer am Spieße stecken.

Aus der Ruhe war ich einmal gestört; ich machte meine Toilette und verfügte mich in den Speisesaal. Hier war ich Zeuge einer drolligen Geschichte: Ein schwäbischer Getreidehändler saß an meinem Tisch und frug den Kellner, ob auch Schweizerkäse zu haben sei? Der Kellner erwiderte sehr geschäftig, er werde ihn sogleich bedienen, und brachte ihm sofort auf einem Teller ein sehr kleines Stückchen Käse, so dünn geschnitten, wie ein Kartenblatt. Mein guter Schwabe nahm den Leckerbissen zum Verkosten vom Teller in den Mund und als er denselben für gut befand, sagte

er zum Kellner, es schmeckt ausgezeichnet, er möge ihm nur von diesem eine Portion bringen.

„Sie wünschen noch eine Portion?“ frug der Kellner und brachte ihm dann ein zweites Stückchen, das an Größe dem ersten vollkommen gleich war. Der Magen des Getreidehändlers, wie viel solche Portionen hätte er wohl aufgenommen? —

Wer reisen will, braucht eben Geld und darf es nicht sparen, wenn er sich's angenehm machen will; dazu gehört aber auch schönes Wetter und ein wenig Glück. In letzterer Beziehung hielt es Frau Fortuna mir gegenüber nicht sehr schlecht. Ich lernte bald einen Mann kennen, der in Venedig eine sehr besuchte Restauration hatte und der selbst ein Deutscher war. Dieser machte sich ein Vergnügen daraus, mich überall herum zu führen. Und so bekam ich denn fast alle Reize der einstigen „Königin des Meeres“ zu sehen. Das Wetter war herrlich; ein tiefblauer Himmel spannte sich über all den Herrlichkeiten aus. Fast schüchtern betrat der Kreenländer den prächtig gepflasterten Marcusplatz, einen so gewaltigen Eindruck machten auf ihn die hohen, fast zauberhaften Gebäude ringsum, wie die St. Marcuskirche mit ihren fünf Kuppeln und den vielen, vielen Marmorsäulen und Thürmchen, über

deren Haupteingang vier eherne Rosse prangen; er beschaute sich staunend die drei großen Cedernmasten auf Postamenten von Erz, den freistehenden Glockenthurm, der fast die Höhe der Frauenthürme in München hat und oben auf der Spitze einen ungeheuren Engel als Windfahne trägt, den Uhrthurm mit dem ungewöhnlich großen Zifferblatte, den reichen Dogenpalast mit der Riesentreppe und den Bildsäulen des Mars und des Neptuns, die beiden Procuratien mit den schönen Arkaden u. s. w. Dann besuchten wir die Piazetta mit den zwei Granitsäulen, auf deren einer der geflügelte Löwe des heiligen Marcus aus Erz steht, während die andere die Statue des heiligen Theodor aus Marmor trägt; ferner die große Rialtobrücke, aus einem einzigen Marmorbogen bestehend, sowie verschiedene Paläste und Gebäude, darunter eine große Anzahl von Kirchen und auf einer eigenen Insel das Arsenal, mit Festungswerken umgeben, mit vier riesigen Löwen aus Marmor &c. &c. Wir betraten auch das Innere des Dogenpalastes und sahen da die Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, wie die über 100,000 Bände zählende Bibliothek &c. &c.; auch stiegen wir auf den Glockenthurm hinauf und genossen die herrliche Aussicht über Meer und Land hin bis an die Berge Tyrols und Istriens. Das

waren Stunden im Leben des Kreenländers, die er nie vergessen wird.

Leider konnte ich wegen Mangels an Zeit hier nicht länger als drei Tage verweilen. Indeß gab sich mein freundlicher Begleiter in der That recht viele Mühe, mir das Leben in Venedig angenehm zu machen, und ich versprach ihm auch, wenn er einmal Lust bekäme, nach München zu reisen, ihm dort dieselbe Ehre anzuthun.

So sehr mich aber auch die Lagunenstadt durch ihre äußere Pracht fesselte, so möchte ich mich doch an ihre Lebensweise nicht gewöhnen. Die armen Leute und jene, welche dem Mittelstand angehören, sind sehr genügsam mit ihrer bescheidenen Kost. Als kleinen Beweis möchte ich dem geehrten Leser ein Bild geben von dem, was ich gesehen. Ich ging nämlich, da es gerade Freitag war, auf den Fischmarkt, der mich nicht wenig überraschte; es gibt hier so viele Gattungen von Fischen, die ich noch nie gesehen hatte, daß ich förmlich staunte. Sie hatten oft die seltsamste Form und kamen mir zum Theil nichts weniger als appetitlich vor. Ich bemerkte auch, daß bei größeren Fischen, die z. B. 50—80 Pfd. schwer waren, Zettel mit einem Siegel versehen, angebracht waren; diese Zettel tragen die Unterschrift eines Arztes, welcher

konstatirt, daß der Fisch lebend gefangen und gesund befunden worden sei. Bevor man aber zum Fischmarkte gelangt, führt der Weg durch eine Straße, vor deren Häusern sich verschiedene Buden befinden; da werden Viktualien, Obst, gekochte Polenta, gesottene Kartoffeln und zubereiteter Stockfisch feil geboten. Die armen Leute kaufen sich hier vielleicht 1 Pfd. Kartoffeln, nehmen dieselben in ihren Schurz und dazu ½ Pfd. Stockfisch, der nicht einmal geschmalzen ist, und verzehren beides gleich auf der Straße mit großem Appetit. Mein Freund führte mich in eine Kneipe, wo man, wie er sagte, Wein und gebratene Fische verschiedener Gattung billig genießen könne; ich aß ein paar Fischlein, die sehr appetitlich hersahen; doch da dieselben in Oel gebraten waren, so konnte ich diesen Geschmack acht Tage lang nicht aus dem Munde bringen; so oft ich eine Cigarre rauchte, glaubte ich immer, dieselbe sei in Oel getränkt worden. Das ist nichts für einen Kreenländer! Von den schönen Venezianerinnen, wie ich sie mir nach den Schilderungen träumte, habe ich leider keine gesehen; ich fand nur magere und äußerst abgelebte Gesichter; es soll indessen auch anderen Leuten ebenso ergangen sein. Auffallend war mir, daß während des Gottesdienstes in der St. Marcuskirche sich Maler

mit ihren Staffeleien einfanden, um irgend eine Säule oder ein Bild aufzunehmen. Auch die Gondeln machten auf mich einen ganz eigenthümlichen Eindruck; Venedig besitzt viele Tausende solcher Fahrzeuge, aber alle tragen die schwarze Farbe. Bei Regenwetter ist eine Verdeckung angebracht, mit schwarzem Tuch überspannt, und sieht genau aus wie eine — Todtenbahre. Eines Abends fuhr ich, als die Abendglocke ertönte, in einer solchen Gondel auf dem großen Kanal; die tiefe Stille und der ruhige Gang des schwarzen Schiffleins verstimmten mein Gemüth, gleichsam als wäre es der letzte Gang – zum Grabe. Zur Zeit der Republik waren alle diese Gondeln und Fahrzeuge mit den buntesten Farben bemalt; doch als Venedig seiner Freiheit beraubt wurde, soll der letzte Doge angeordnet haben, daß sämmtliche Gondeln zur Trauer für alle Zeiten die schwarze Farbe tragen. —

Zu schnell kam mir die Stunde der Abreise. Der letzte Abend war dem Marcusplatz geweiht; von acht bis zehn Uhr spielten auf demselben bei prächtiger Beleuchtung zwei Musikchöre vom Militär, und zu diesen Stunden bewegte sich die noblere Gesellschaft von Einheimischen wie Fremden auf dem Platze, und dieses Wogen und Treiben erfüllte des Kreenländers Herz mit inniger

Freude. Dann stieg er allein in eine Gondel und sagte dem lieben Marcusplatz und zugleich der Stadt Venedig Lebewohl.

Der Gondelier, der mich zu dem Dampfschiff hinaus in's Meer führen sollte, weil ich nämlich über das adriatische Meer nach Triest zu reisen wünschte, sprach mich zwar einige Male an; aber ich konnte ihn und er mich nicht verstehen. Es war rabenschwarze Nacht, als ich beim Schiffe anlangte, und ich war froh, daß ich dasselbe erreicht hatte; denn hätte ich viel Geld bei mir gehabt oder wäre ich ein Feigling gewesen, wer weiß, welch' ängstliche Gedanken in meinem Herzen erwacht wären; wie leicht hätte ich hier durch den Gondelier aus der Welt geschafft werden können, ohne daß Jemand etwas davon wüßte?

Der Sparsamkeit wegen nahm ich auf dem Verdeck des Schiffes Platz, und Schlag zwölf Uhr ging dasselbe nach Triest ab. Noch ein paar sehnsüchtige Blicke wendete ich dem kleinen Marcusplatz zu, und in wenigen Minuten war Venedig meinen Augen entschwunden.

Als freundliches Andenken an diese Stadt hatte ich mir Tags vorher, als ich den Lido besuchte, wo man Ebbe und Fluth sehen kann, einige zierliche Muscheln am Meeresstrande gesammelt, um sie mit in

die Heimath zu nehmen. Auch die Gelsen, das sind kleine giftige Fliegen, hatten mich mit einem nicht so freundlichen Andenken auf die Reise beehrt. Wie ich dazu kam, dürfte den freundlichen Lesern zur Notiz dienen, im Falle daß einer von ihnen die Reise nach Venedig machen wollte, um sich vor dieser unangenehmen Empfindung zu schützen. Als ich nämlich in der zweiten Nacht in mein Zimmer ging und Licht machte, waren die Fenster offen, und ich dachte der großen Hitze wegen auch gar nicht daran, sie zu schließen; ich setzte mich an den Tisch, schrieb einige Briefe, und nach Vollendung derselben ging ich zu Bette. Aber es wurde mir nun bald der Grund vollkommen klar, warum der Kellner die Nacht vorher im Finstern in das Zimmer getreten war und mich hatte außen warten lassen; er schloß eben die offenen Fenster, bevor er Licht anzündete. Denn jene schlimmen Gelsen strömen dem Licht zu.

Als ich nun morgens erwachte, fand ich, daß ich in Folge meiner Unerfahrenheit an Händen und Füßen, sowie im ganzen Gesichte Pocken hatte, so groß wie die Haselnüsse; sie brannten mich furchtbar, und je mehr ich an denselben rieb, desto größer wurde die Entzündung. Acht volle Tage hatte ich an diesen Schmerzen zu leiden. —

Doch jetzt sind wir auf dem Dampfschiffe. Die Nacht war ziemlich kühl auf dem Verdecke, wo ich mich befand; da kam ein Matrose zu mir, der etwas gebrochen Deutsch sprechen konnte, und bot mir gegen ein Honorar von vier Francs sein „Schlafkabinet“ an; der Betrag war mir für ein paar Stunden zu viel, und ich zeigte keine Lust dazu. Es dauerte nicht lange, so belästigte mich dieser Mensch wieder mit seinem Antrag, und schließlich erhielt ich das „Kabinet“ für einen Franc. Doch wie sah dieses Kabinet aus! Am vordersten Winkel des Schiffes befand sich eine kleine Fallthüre, die mir geöffnet wurde, und da mußte ich auf einer Strickleiter hinab klettern. Mein Gott! Es war die reinste Mördergrube! Hier befanden sich eine Menge Stricke, Oelgefäße, Winden und allerlei Schiffsgeräthschaften, außer diesen Requisiten vier sehr schmale Hängematten von Stroh oder Seegras, die so kurz waren, daß man kaum die Füße ausstrecken konnte. Ungeachtet dieser Unbequemlichkeiten waren dennoch diese Matten von den Matrosen an unbemittelte Leute vermiethet, ja diese stritten sich oft um den Platz auf denselben. So wollte sich auch jetzt eine herumziehende Handelsfrau um eine untere Matte bewerben, die aber von einem Mausfallenhändler schon belegt war; diese zwei

fürnehmen Passagiere geriethen deßhalb in Streit und rauften, daß es eine Freude war; ich dachte mir, da bist du in saubere Gesellschaft gerathen, konnte aber der Sprache wegen keinen Vermittler machen; sonst hätten sie am Ende geglaubt, ich wolle auch die untere Matte. Endlich mußte sich das Weib bequemen, jene Matte zu besteigen, die sich unmittelbar über der meinigen befand. Das war eine herrliche Situation! Ein Genre=Maler hätte keinen schöneren Stoff, als diese Schlummerscene, für sein Album finden können.

Ich lag ermüdet auf meiner Matte und hatte der Vorsicht halber, um nicht bestohlen zu werden, die linke Hand in der Hosentasche, meine Börse festhaltend; in der rechten befand sich mein Degenstock, im Falle, daß sich Einer erkühnen möchte, mich anzugreifen; geschlafen habe ich nicht. Ueber mir lag genannte Frau, deren weites Kleid über mich bis auf den Boden herab hing, welch herrliche Gardine für mein Lager! und welch angenehme Luft gab es da einzuathmen in dem engen Raum! Ich war froh, als der Morgen graute; wie gerädert erhob ich mich aus meiner unruhigen Ruhe und kletterte auf der Strickleiter wieder aus dieser Räuberhöhle, „und athmete lang und athmete tief und begrüßte das himmlische Licht," während meine

schöne oder unschöne Schlafgefährtin noch in Morpheus Armen ruhte.

Wie prachtvoll war dagegen der Sonnenaufgang auf dem Meere! An diesem Genuß nahmen auch jene Reisenden Theil, welche ihre Plätze in der Kajüte hatten, und es dauerte nicht lange, so fand sich auf dem Verdeck die schönste Gesellschaft zusammen. Ich hatte da das Glück, mit einem jungen Mann bekannt zu werden, der nach Graz reiste und sich auch in Triest einen Tag aufzuhalten gedachte. Das war mir sehr erwünscht.

Dieser junge Mann, ein Böhme von Geburt, war der deutschen wie der italienischen Sprache mächtig. Morgens um neun Uhr brachte uns das Schiff nach Triest. Im Hafen lagen an jenem Tage nicht weniger als 700 Schiffe aus allen Weltgegenden vor Anker. So viel ich hörte, soll diese Zahl noch eine sehr geringe sein; aber interessant war dem Kreenländer dieser Anblick; er verstand es erst jetzt, was die Dichter meinen, wenn sie von einem Wald von Masten sprechen.

Mein Begleiter führte mich in das Hotel zum „Sandwirth". Hier fand ich österreichische Kost, gut und billig; nachdem wir uns restaurirt hatten, machten wir eine kleine Bergpartie, wo die große Stadt Triest mit ihrem Hafen uns recht anmuthig vor Augen lag.

Nachmittags geriethen wir in „Drehers Bierhalle", wo wir vorzügliches Wiener Bier fanden. An diesem Ort unterhielten wir uns recht gut; mein Freund setzte sich an's Klavier und spielte die schönsten Piecen; inzwischen ließ auch ich meine Stimme erschallen und sang, da in Triest noch die italienische Sprache vorherrschend ist, einige Arien aus italienischen Opern im deutschen Texte, wodurch wir beide uns von Seiten der anwesenden Gäste eine gewisse Achtung erwarben.

Zwei kleine Stunden nördlich von Triest liegt am Meere das reizend schöne Miramare, ehemaliges Lustschloß des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich, später Kaisers von Mexico. Wer Triest bereist, wird kaum unterlassen wollen, diese Villa zu besuchen; auch wir gönnten uns das Vergnügen. Ueber dieses Schlosses Pracht zu schreiben, finde ich keine Worte; und wenn ich dasselbe zum Lebensaufenthalt als Erzherzog von Oesterreich hätte bewohnen dürfen, so würde ich wahrlich auf die Kaiserkrone von Mexico gerne verzichtet haben.

Am zweiten Tag, Nachts elf Uhr, verließen wir das schöne Triest und fuhren auf der Eisenbahn nach Graz, der Hauptstadt von Steiermark. Diese Stadt ist reizend in ihrer Lage. Nur schade, daß wir hier

schlechtes Wetter hatten; trotzdem aber, daß es unaufhörlich regnete, bestiegen wir doch den schönen Schloßberg und amüsirten uns bei gutem Wein köstlich. In keiner Stadt lebt man billiger als hier; und deßhalb wohnen auch hier sehr viele Pensionisten aus allen Branchen.

Der andere Morgen trennte mich von meinem freundlichen Reisegefährten; er nahm hier Kondition, und ich fuhr über den Semmering nach Wien, wo ich mich ebenfalls drei Tage aufhielt.

Aber, mein lieber Leser! drei Tage Aufenthalt in Wien ist zu wenig, und ich hatte leider über keine weitere Zeit mehr zu verfügen, da mein Urlaub zu Ende ging.

Im Hotel „Holzwarth" nahm ich mein Quartier, welches ganz in der Nähe des westlichen Bahnhofs liegt. Am ersten Abend besuchte ich den Volksgarten und das Opernhaus. Obwohl erst ganz kurze Zeit in Wien, so lernte ich doch Abends im Theater schon ein Stück von dem „Wiener Leben" kennen. Neben mir saß ein Herr, der mich bat, mit ihm den Platz zu wechseln, um in die Gesellschaft einer Dame zu kommen, die er mit jedem Augenblick erwarte. Ich gewährte ihm seinen Wunsch. Es dauerte auch nicht lange, so

kam eine äußerst stattliche Dame und flüsterte ihm so laut zu, daß ich ihr ganzes Gespräch deutlich vernehmen konnte; ihre Worte waren kurz, sie entschuldigte sich unter vielem Bedauern, daß sie gleich wieder gehen müsse; es komme nämlich ihr Gemahl unerwartet von der Reise noch diesen Abend zurück und habe bereits durch seinen Diener zwei Theaterbilleten besorgen lassen, indem er zugleich den Wunsch aussprach, sie, seine Gemahlin, im Theater zu begrüßen. Ich sah aus ihrer Miene, daß es ihr recht leid that, den „Abend in traulicher Weise" verschmerzen zu müssen; doch gab sie ihrem Buhlen den Trost, daß sich vielleicht ein andermal die Gelegenheit für sie beide günstiger gestalten werde. — Wenn ich meiner harmlosen Betrachtung trauen darf, so war diese Dame gewiß ein recht treues Eheweib! —

Am nächsten Morgen erlebte ich in meinem Hotel eine noch hübschere Episode, die ich dem geehrten Leser nicht vorenthalten möchte, wenn er mich geduldig anhören will. Ein Reisender hatte sich mit einer Dame Tags vorher im ersten Stock einlogirt und dieselbe für seine Gattin ausgegeben. Früh um acht Uhr kam nun dieser junge Herr mit aufgesträubten Haaren und zornglühenden Augen zum Portier gerannt, mit dem ich

soeben im Gespräche war, und fragte, ob er nicht wisse, wann die Dame, die gestern mit ihm gekommen sei, das Hotel verlassen habe. Der alte, treuherzige Portier, der nichts Schlimmes ahnte, gab zur Antwort, daß dieselbe bereits um drei Uhr Morgens zu ihm gekommen sei und ihn gebeten habe, das Thor zu öffnen, indem ihr dringende Verhältnisse gebieten, plötzlich abzureisen. Ihr Gemahl, sagte sie, werde noch einige Tage hier bleiben müssen. Er hatte ihr geöffnet und für seine Mühe ein angemessenes Honorar erhalten. „Alle Wetter!“ rief der Betrogene aus, „das ist nicht meine Frau, das ist eine D . . . ., die mich bestohlen hat in dieser Nacht!“

Es fehlte dem guten Mann nicht weniger, als seine Uhr mit gold'ner Kette, ferner sein Notizbuch mit einer Baarschaft von 800 Thalern in Papier, und die Hauptsache von Allem, seine seit zwei Monaten gesammelten Notizen und Aufträge für das Haus, für welches er als Reisender engagirt war. Sein Prinzipal wird ihm bei seiner Ankunft für seine rentable Geschäftsreise jedenfalls nicht sehr freundlich gratulirt haben.

Ich dachte meinen Theil über diese Affaire, bestieg den Tramway und fuhr nach Schönbronn, machte hier meine gemüthlichen Spaziergänge und schließlich nahm

ich Einsicht von der hier befindlichen großen Menagerie. Den Nachmittag verbrachte ich im Stadtpark, und der Abend wurde dem „Fürst-Theater“ im Prater geweiht. Nach der Vorstellung lockte mich die Musik in die gegenüberliegende Restauration, und hier hatte ich Gelegenheit, einen Blick dem „schönen Geschlechte von Wien“ zuzuwenden. Gleich am Eingang in das Lokal saßen an einem runden Tisch vier sehr üppige Damen, jung und schön; alle hatten die gleiche Toilette, und wer hier als Fremder eintrat, konnte jedenfalls nicht unterlassen, sein Auge ein Bischen nach jenem Tisch schweifen zu lassen. Auch ich hatte mir die Schönen ein wenig in's Auge gefaßt, und es hätte vielleicht nicht lange gedauert, so hätte ich vor lauter Begeisterung für diese stattlichen Frauengestalten ein Sonett geschrieben. Doch welche Enttäuschung! Mit einemmale kamen die Gesellschafter der Verehrlichen, und als ich unbemerkt ihrem Gespräche mein Ohr lieh, da fiel meine Poesie in's Wasser.

Ich wollte nicht länger hier bleiben und trat zu Fuß durch die großartige Ringstraße meinen Heimweg an. Auch hier begegneten mir derartige Geschöpfe im nobelsten Gewande, mit durchstechenden Liebesblicken einen Verehrer suchend, auf dem Wege. Das einzige Gute

ist von diesen Damen zu loben, daß sie einen Herrn auf der Straße nicht ansprechen und zwar aus Furcht vor den Schutzmännern, die ein sehr wachsames Auge auf derartige Individuen haben. Ich hörte einmal von 20,000 solchen gefühlvollen Wesen sprechen, die in der großen Weltstadt Wien ihrem niedlichen Tage- oder vielmehr Nachtwerk leben; fürwahr eine ganze Armee!

Der nächste Morgen führte mich in den Esterhazy-Keller, den ich mir sehr großartig vorstellte; derweilen ist es ein kleiner, finsterer Raum in einem Keller, wo man zwar edles Getränke genießt, aber äußerst vorsichtig sein muß, um nicht bestohlen zu werden.

Im Laufe des Tages betrachtete ich noch manche Sehenswürdigkeiten. So kam auch der dritte Abend heran, und Nachts elf Uhr bestieg ich die Westbahn und sagte der Kaiserstadt Wien Lebewohl.

In sechzehn Stunden war ich wieder daheim in meiner Behausung und brachte meiner Frau einige Kleinigkeiten aus Venedig mit und eine leere Börse; Venedig aber hatte ich doch gesehen! —

Liebe freundliche Leser! Das sind im Allgemeinen die Erlebnisse des Kreenländers. Hatte er im Eingang Recht, als er sagte, das Leben sei nicht so fast ernst, als vielmehr ernst-komisch, ja manchmal urkomisch? Die Extreme berühren sich. Daß oft das Traurigste noch einen komischen Anstrich hat, ist aus folgender wahren Begebenheit zu ersehen, die ich den Lesern noch vortragen will.

Bei Gelegenheit eines dienstlichen Aufenthaltes in Buchloe saß ich in meinem Zimmer am Tische und schrieb eines meiner Gedichte nieder. Da trat ein Kollege von Augsburg, der ebenfalls hier längeren Aufenthalt hatte, zu mir und lud mich ein, mit ihm nach Kaufbeuern zu fahren. Ich folgte seinem Wunsche, und dort angekommen machten wir außen um die Stadt einen Spaziergang und gelangten schließlich zur neuen Irrenanstalt, welche westlich auf einer Anhöhe liegt. Nun meinte mein guter Freund, dieses Haus sollten wir uns doch ein Bischen genauer ansehen. Wir traten näher. Da sahen wir oben am Fenster einen Mann (es war ein ehemaliger Landrath von Augsburg), der in seiner Geisteskrankheit deklamirte und kommandirte, als hätte er ein ganzes Regiment zu exercieren. Als er uns bemerkte, verhielt er sich

ruhig; dagegen hörten wir im Innern der Mauer einen Choralgesang. Das war uns ein Räthsel, das sich jedoch bald löste. Wir traten in den Hofraum und hier sahen wir, wie soeben ein Sarg, der den Leichnam eines jungen Arztes barg, in die Gruft seiner Ahnen nach Augsburg befördert wurde. Der Leichenkondukt brachte ihm den üblichen Todtengesang und der Geistliche spendete pflichtgemäß als Seelsorger den letzten Segen zur ewigen Ruhe. Kaum hatte aber der Geistliche sein Amt vollendet, so ertönten vom Fenster herab von jenem Geisteskranken laut wieder die Worte:

„Bravo, bravissimo! Kaspar, hast Deine Sache gut gemacht! Samiel, erschein'! Samiel, Samiel, erschein'! Hier bei des Zaub'rers Hirngebein!"

Ich und mein Kollege konnten trotz des Ernstes der Scene nicht umhin, über die Verwechslung, die der Geisteskranke zwischen dem Seelsorger und dem Kaspar im Freischütz machte, zu lächeln. So ist nun einmal der Mensch und sein Schicksal. —

Gegenwärtig ist es Aufgabe des Kreenländers, seinem Berufe zu leben; er durchreist, sozusagen zwischen den Flügeln des Dampfrosses sitzend, unser liebes engeres Vaterland Bayern fort und fort nach Süd und Nord, nach Ost und West und läßt sich bald in Lindau, bald

in Hof, bald in Salzburg, bald in Ulm schnell seinen Mittagstisch decken; er beobachtet noch fort und fort Land und Leute und wenn er wo in fröhlicher Gesellschaft weilt, wo man heiterem Gesange nicht abhold ist, da läßt er wohl auch manchmal noch seine Stimme froh von der Brust weg klingen, so gut es eben seine fünfzig Jahre erlauben. Zu Hause pflegt er seiner Familie, seiner Gemahlin und seines Sohnes. Den Hobel aber und die Säge hat er nicht ganz weggelegt, und er schämt sich dessen nicht. Wann er vom Bahnzug nach Hause kommt, dann vertauscht er oftmals die blaue, mit Silber bortirte Uniform mit dem derben Schurz und verfertigt allerlei Gegenstände der Kunsttischlerei, zum Theil als Geschenke für liebe Freunde, zum Theil auch auf Bestellung; denn auch der Kreenländer kann das Geld sehr gut brauchen. So wartet er, bis sich auch die letzte Prophezeiung jener Alten von Germersheim erfüllen wird, die da lautet, er werde mit der Zeit ein neues Haus beziehen. Er ist aber dabei nicht so schwermüthig, daß er diesen Worten gleich jene düstere Deutung gäbe, ein neues Haus bezögen zuletzt alle Menschen, nämlich das enge aus vier Brettern und zwei Brettchen, sondern er hofft mit Zuversicht, es sei mit jener Weissagung ein großes,

schönes, reiches Haus, etwa ein Schloß wie Miramare gemeint, das ihm durch Fügung der wohlgeneigten Frau Fortuna noch eines schönen Tages zufallen werde. Dann aber, liebe Leser, soll's lustig hergehen! Dann wird er euch alle, Mann und Weib, nach und nach bei sich einladen, und daß er euch zu eurer Zufriedenheit bewirthen wird, davon könnt ihr überzeugt sein; denn er ist erstens selbst dem Frohsinn sehr geneigt, sodann besitzt er ein gutes Herz, und schließlich hat er doch ziemlich viel mit den Menschen zu thun gehabt.